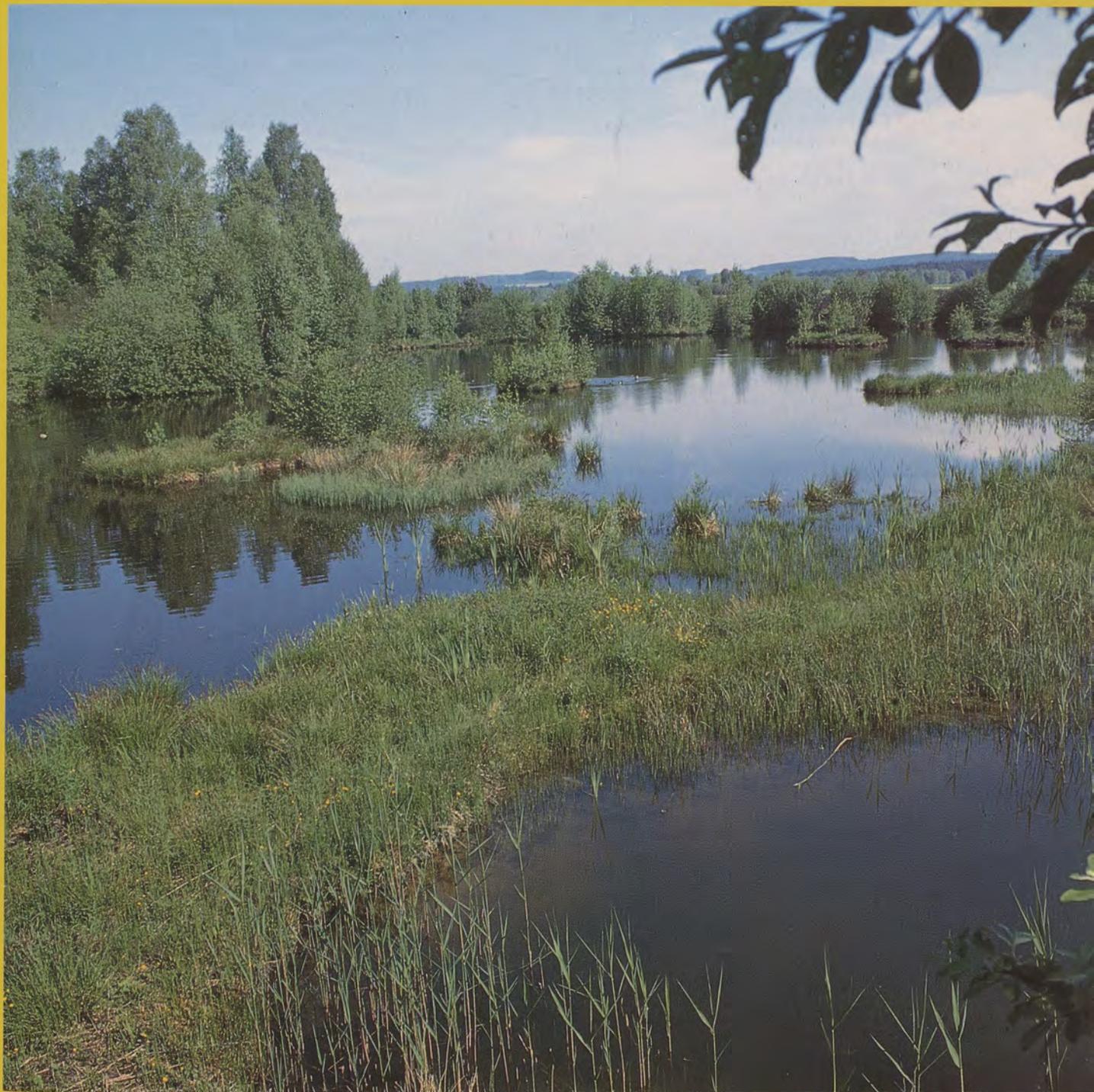


Schwäbische Heimat

April-Juni DM 12.00



1995/2

a 692

Naturschutzzentrum Wilhelmsdorf
im Pfrunger-Burgweiler Ried

Die Vichy-Regierung
flieht nach Sigmaringen

Das Trossinger
Harmonikamuseum

Calwer Straße:
urbanistische Denkmalpflege

Schwäbische Heimat

46. Jahrgang
Heft 2
April–Juni 1995

Herausgegeben vom
Schwäbischen Heimatbund
Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Ralf Beckmann, Martin Blümcke, Reinhold Fülle, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe. Der Mitgliedsbeitrag beträgt DM 48,- im Jahr (für noch in Berufsausbildung stehende Personen DM 20,-, für juristische Personen DM 80,-). Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 48,-, für Einzelhefte DM 12,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konto:
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 60050101) 2164308.

Druck und Anzeigenverwaltung: TC DRUCK
Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 72072 Tübingen, Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Die Zeitschrift wird auf chlorfrei gebleichtem Papier hergestellt.

Anschrift von Redaktion und Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes:

Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart
Telefon (0711) 221638, Telefax (0711) 293484
Geschäftszeiten:
Montag bis Donnerstag:
9.00–12.00 und 14.00–16.00 Uhr
Freitag:
9.00–12.00 und 14.00–15.30 Uhr

Dieser Ausgabe liegen Prospekte des Deutschen Heimatbundes und des Schwäbischen Heimatbundes bei.

Inhalt

Zur Sache: Teuflich, teuflisch! Hände weg von Natur- und Denkmalschutz!	113
HANS MATTERN Aus der Luft betrachtet: Der Michaelsberg bei Cleeborn	114
OTTO H. BECKER Die Trikolore vor Schloß Sigmaringen – die letzte Station der Vichy-Regierung	116
HEINZ BARDUA Eine Episode aus dem Bombenkrieg – Nach Schilderungen britischer und neuseeländischer Flieger	124
RAIMUND WAIBEL Museen des Landes: Das Harmonikamuseum in Trossingen	134
LUISE BESSERER August Springer – Aus dem Leben eines «reichen Armen Mannes»	146
HANS-PETER DÖLER Der Wacholderheide-Lehrpfad im Naturschutzgebiet «Haarberg-Wasserberg»	153
DIETER KAPFF Rottenburg: Tote beleben die Keltenzeit	156
GEORG FRIEDRICH KEMPTER Die Calwer Straße in Stuttgart – Ein frühes Beispiel urbanistischer Denkmalpflege	170
Anschriften der Autoren	179
Buchbesprechungen	180
Bildnachweis	193
sh intern	196
Reiseprogramm	207
sh aktuell	210
Personalien	224

Zur Sache: Teuflich, teuflisch! Hände weg von Natur- und Denkmalschutz!

Schwerpunkt der Naturschutzpolitik ist die Schutzgebietsausweisung, so steht es in der Koalitionsvereinbarung zwischen CDU und SPD vom Mai 1992. Offenbar war das aber nicht wörtlich zu nehmen oder nicht ernst gemeint, denn maßgebliche Politiker haben in den letzten drei Jahren manche Schutzgebietsausweisung verhindert oder erschwert – Beispiel Federseeried – und sogar die nähere Untersuchung eines «großen Wurfes», des Nationalparks Nordschwarzwald, blockiert. Wiewohl sich Umweltminister Harald B. Schäfer redlich abmüht, stellt man ihn im Kabinett offensichtlich immer öfters «in den Regen»: Der Schutz der Streuobstbestände – ein weiteres Thema aus der Koalitionsvereinbarung – ist ein knappes Jahr vor der Landtagswahl noch in weiter Ferne, und die Zahl der Naturschutzzentren, ebenfalls ein Punkt der Vereinbarung, hat gerade um eines zugenommen, nämlich um das des Schwäbischen Heimatbundes im Pfrunger-Burgweiler Ried.

Es sollte aber noch schlimmer kommen: Der Ministerpräsident höchstpersönlich hat alle Bürgermeister und Oberbürgermeister des Landes angeschrieben und sie gebeten, verstärkt Bauland auszuweisen: *Unser Ziel muß es sein, möglichst viel Bauland in vertretbarer Zeit und zu vernünftigen Preisen zur Verfügung zu stellen.* Im gleichen Schreiben hat Erwin Teufel die Herren Bürgermeister – zur Erinnerung: er war selber mal einer! – dazu aufgerufen, sich über diejenigen staatlichen Behörden zu beschweren, die der Forcierung von Baulandausweisung etwas entgegenzusetzen haben.

Die «störenden Behörden» hat ein im Auftrag des Wirtschaftsministers tätiger Gutachter denn auch schnell ausgemacht: Die Wasserwirtschaftsämter, die Naturschutz- und die Denkmalschutzverwaltung waren es demnach, die seither die Baulandausweisung behinderten. Und so hat Staatsminister Erwin Vetter – sicher nicht ohne Auftrag – auch gleich agiert: den «Störfaktor Nummer 1», die Wasserwirtschaftsämter, hat die Landesregierung im Herbst 1994 eliminiert. «Divide et impera» – «zerschlage und regiere» – so möchte man sagen. Eine zerschlagene und zumindest für die nächsten zwei, drei Jahre gelähmte Wasserwirtschaftsverwaltung

mit frustrierten Beamten kann ja hoffentlich der weiteren Bebauung von Talauen nicht mehr so viel Hindernisse in den Weg legen und auch nicht andauernd den Bürgermeistern Wasserschutzgebiete auf bestens bebaubarem Land verordnen!

Wenn man schon dran ist: Naturschutzgebiete sind bekanntlich der «Störfaktor Nummer 2». Also die Zuständigkeit weg von den Regierungspräsidien, die da seither die Koalitionsvereinbarung wirklich ernst genommen und sich mit der Ausweisung von Schutzgebieten ins Zeug gelegt haben. So ein Plan des Staatsministers und früheren Umweltministers, der sich bis 1991 gern in der Sonne neuer Naturschutzgebiete wärmte! Bleiben da nur noch die ungeliebten Naturschutzbeauftragten, die Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege sowie die Denkmalschützer, die immer «Sand ins Getriebe» bringen und den Fortschritt behindern. Weg damit – zerschlagen! Lähmen! Frustrieren! Gutachter, die diesen Plan als die effektivste Lösung bestätigen, hat man auch gleich gefunden: Für eine Million darf man schließlich auch erwarten, daß das herauskommt, was man will.

Halt, Herr Teufel und Herr Vetter! So nicht! Mit den Naturschutzverbänden, und zu denen zählt sich der Schwäbische Heimatbund, ist das nicht zu machen! Picken Sie sich aus der Koalitionsvereinbarung nicht nur das heraus, was Ihnen paßt, sondern erfüllen Sie sie ganz. Geben Sie endlich Ihrem Umweltminister Rückendeckung, lassen Sie ihn nicht weiter als Marionette im Land herumlaufen!

Der Schwäbische Heimatbund fordert:

- Beibehaltung des «dualen Systems» in der Naturschutz- und Denkmalschutzverwaltung, d. h. Beibehaltung des «Vetorechts» durch die Fachleute gegenüber der Behörde, welche über problematische Fälle zu entscheiden hat,
- Vollzug der Koalitionsvereinbarung, d. h.
- Ausweisung größerer Schutzgebiete,
- Schutz der Streuobstwiesen,
- Einrichtung neuer Naturschutzzentren zur Betreuung größerer Naturschutzgebiete,
- Vollzug des Biotopschutzgesetzes,
- Beibehaltung, ja Stärkung bewährter Verwaltungsstrukturen,
- Umschichtung von Finanzmitteln, weniger Straßenbau und Flurbereinigung, mehr Naturschutz, mehr Landschaftspflege und mehr Denkmalschutz!

Das Titelbild zeigt Feuchtbioptop am Riedlehrpfad 1 am Rande des Pfrunger-Burgweiler Rieds.
Näheres auf den Seiten 197 ff.

Hans Mattern Aus der Luft betrachtet: Der Michaelsberg bei Cleebronn

Muß am Ende unserer historischen Reblandschaft eine reine Rebensteppe stehen? So hatte Otto Linck, Geologe und Forstmann, Schriftsteller, Kunsthistoriker und langjähriger Naturschutzbeauftragter für den Landkreis Heilbronn, einen umfangreichen Aufsatz in der Schwäbischen Heimat (1965/3) überschrieben. Eine bange Frage, die ihn, den heimatverwurzelten Verfasser des Buches *Der Weinberg als Lebensraum*, zutiefst bewegt hat. Gewiß zu Recht, denn die Rebflurbereinigung an Neckar, Main und Rhein bedeutete das Ende des überwiegenden Teils der «historischen Reblandschaft», der *großartigsten Kulturlandschaft des Abendlandes*, wie Robert Gradmann sie genannt hat. Die *Teilnahme an Verhandlungen über Rebflurbereinigungen gehört zu den schmerzlichsten Pflichten eines Naturschutzbeauftragten*, hatte ich in der Zeitschrift *Rebe und Wein* (1969/70) einen Aufsatz über *Rebflurbereinigung und Naturschutz* begonnen. Die Naturschützer standen damals der modernen Entwicklung im Weinbau fast völlig machtlos gegenüber. Schon lange waren die Weichen gestellt: Um die Arbeit im Weinberg zu erleichtern und den Maschineneinsatz zu ermöglichen, wird «umgelegt», was «umlegungsfähig» ist, und «Umlegung» bedeutet die völlige Neugestaltung des Rebgebietes. Alle Hindernisse für die maschinelle Bewirtschaftung werden beseitigt: Mauern und Treppen, Hohlwege, Brachflächen mit Hecken, ja unter gewaltigen Erdbewegungen sogar Felsen und tief eingerissene Klingen, «Nasen» und Mulden sowie im Muschelkalkgebiet die allermeisten Steinriegel. Das Ziel waren möglichst einheitlich geformte Hänge, «schiefe Ebenen».

Mit Bängen sahen wir daher dem Zeitpunkt entgegen, an dem die Bagger ihr Werk am Michaelsberg bei Cleebronn beginnen würden, der *das Gesicht dieser Landschaft bestimmt, daß es einmalig und unvergeßlich in der Erinnerung haftet* (Otto Linck). Dieser eben noch in den Stubensandstein reichende östliche Auslieger des Strombergs nimmt mit seinen flurbereinigten Rebanlagen die Mitte des Luftbildes ein. Im Norden erstreckt sich das Weingärtnerdorf Cleebronn samt seinen umfangreichen neuen Wohnsiedlungen, dahinter beginnt die Ackerlandschaft des unteren, breit sich gegen Osten öffnenden Zabergräus, während die Aufnahme im Vordergrund gerade noch Treffentrill – «Tripsdrill» – anschneidet.

Beherrschend auf die nähere wie auf die fernere Umgebung wirkt der Michaelsberg, und entspre-

chend weit reicht von ihm aus der Blick zu den Löwensteiner Bergen und zum Mainhardter Wald, zur Alb und zum Odenwald. Seine langgestreckte Gipfelfläche ist «heiliger Boden». Grabungen stießen auf römische Reste, die einen Kultbau vermuten lassen. Ob er freilich auf keltischen Wurzeln gründet, wie immer wieder im Schrifttum geäußert, ist nicht gesichert. Schriftlich bezeugt sind eine Kapelle und der Weinbau auf dem Michaelsberg zum ersten Mal 793. Durch Grabungen nachgewiesen wurde ein karolingischer Vorgängerbau der heutigen Kirche, eines wahren Schmuckkästchens, zu dessen harmonischem Ganzen Romanik, Gotik und spätere Zeiten beigetragen haben. Nach Profanierung und Verwahrlosung erfolgten im 18. Jahrhundert Wiederherstellungsmaßnahmen. Damals wurde *der Kirche in einfachsten Formen, aber mit feinstem Gefühl für landschaftliche Wirkung das Kapuziner-Hospiz angesetzt, das heute aus der Silhouette des Bergs nicht wegzudenken ist* (Otto Linck). In neuerer Zeit zu einem katholischen Jugendheim geworden, war in den siebziger Jahren ein isoliert stehender Erweiterungsbau mit Flachdach geplant. Den vereinten Bemühungen von Bezirksstelle für Naturschutz, Landratsamt Heilbronn und Landesdenkmalamt gelang es schließlich, eine solche Verschandelung des Berges und der gesamten Umgebung abzuwehren und das neue Gebäude an den Bestand zwanglos anzufügen.

Doch kehren wir zum Weinbau zurück, der den Michaelsberg prägt, auf der Sonnenseite wie am Nordhang. Wurde der Hügel durch die Umlegung zur *reinen Rebensteppe*? Auf den ersten Blick mag man die Frage bejahen. Doch das Gebüsch auf der westlichen Gipfelfläche und vor allem am Hang im Osten, an das Mauerterrassen anschließen, deutet in eine andere Richtung. Auf Betreiben Otto Lincks und der Bezirksstelle für Naturschutz hatte in Voraussicht des Kommenden das Land schon in den sechziger Jahren dort Grundstücke erworben, die zum Ausgangspunkt unseres Bemühens um eine gemäßigte Lösung der Rebumlegung wurden – damals, in der Mitte der siebziger Jahre, noch alles andere als ein einfaches Unterfangen. Dank dem Entgegenkommen des Landesamtes für Flurbereinigung ließen sich gegen den heftigen Widerstand vor allem des Weinbauberaters u. a. folgende, von der Gemeinde und letzten Endes auch von den Weingärtnern mitgetragene «Milderungen» erreichen: Der Hügel behält seine natürliche Form; Erdbewe-



gungen größeren Ausmaßes finden nicht statt. Die Gipfelfläche und ihr unmittelbarer Randstreifen sowie der obere Hang im Osten mit seinem stimmungsvollen Aufgang bleiben unberührt und gelangen, soweit zweckmäßig und nicht schon der Fall, in Landesbesitz. Für die alte, nach Treffentrill hinabführende «Kapuzinerstaffel» wird ein Ersatz geschaffen. Ein gemauertes Weinberghüterhäuschen baute der Albverein unter Leitung von Friedrich Landenberger in 650 unbezahlten Arbeitsstunden wieder auf.

In Zusammenarbeit mit dem Forstamt Güglingen entstanden zunächst im obersten Bereich neue Trockenmauern. Hier konnten charakteristische Pflanzen und Tiere des Weinbergs und seiner Säume, wie z. B. Wilde Tulpe, «Baurebueble», Deutsche Schwertlilie und Mauereidechse, überleben bzw. wieder angesiedelt werden. Später hat die Bezirksstelle in beträchtlichem Umfang am südöstlichen Hang verfallene Mauern wieder hergestellt. Während ein Bediensteter des Forstamtes einen schmalen Streifen gleich unterhalb des Gipfels bewirtschaftet, gelang es bisher nicht, für die größeren

Flächen einen Interessenten zu finden. EG-Bestimmungen verhindern derzeit ohnehin die Wiederanpflanzung von Reben. So muß bis auf weiteres die Bezirksstelle das Gelände offen halten.

Um den Erzengel Michael, Patron der Kirche und des Berges, ranken sich Legenden. Eduard Mörike haben sie zu Gedichten angeregt. Justinus Kerner erzählt in seinem *Bilderbuch aus meiner Knabenzeit*: *Man sagt, auf diesem Berg habe der heilige Bonifatius mit dem Teufel einen Zweikampf gehabt, in welchem ihm der Erzengel Michael zu Hilfe gekommen; dabei habe der Engel eine Feder aus seinem Flügel fallen lassen, dieser habe der Heilige dann eine Kirche hier gestiftet und zu Ehren Michaels eingeweiht. Die Feder, die lange Zeit in der Kirche bewahrt wurde, soll zur Zeit der Reformation von da weggekommen sein; man sagte, es habe sie ein alter Stadtschreiber aus Stuttgart, der von der katholischen zur lutherischen Kirche übergegangen, heimlich an sich gezogen. Vergebens baten die Mönche des Berges bei Herzog Ulrich um die Bestrafung des Stadtschreibers und Zurückgabe der heiligen Feder; sie erhielten keine Genugtuung. Darob in Zorn entbrannt, habe der Erzengel Michael die Strafe der Vielschreiberei über Württemberg ausgeschüttet.*

Otto H. Becker Die Trikolore vor Schloß Sigmaringen – die letzte Station der Vichy-Regierung

Im Verlauf des Zweiten Weltkrieges wurde das strukturschwache und deshalb von Zerstörungen weniger gefährdete Hohenzollernland zu einem Refugium für Evakuierte, aber auch für Institutionen aus den Ballungsgebieten des Reiches. Es sei hier vor allem an die Verlagerung des Kaiser-Wilhelm-Instituts (Max-Planck-Instituts) für Physik von Berlin nach Hechingen und Haigerloch erinnert. Die preußische Staatsbibliothek brachte wertvolle Manuskripte in der Erzabtei Beuron in Sicherheit. Ausgewählte Gemälde des Wallraf-Richartz-Museums in Köln kamen auf die Burg Hohenzollern bei Hechingen. Das preußische Staatsarchiv Wiesbaden verlagerte wichtige Bestände nach Haigerloch.

In der Endphase des Dritten Reiches wurden freilich auch Hohenzollern und die benachbarten badischen und württembergischen Gebiete von den Auswirkungen des Kriegsgeschehens unmittelbar heimgesucht. Als Folge von Kollaboration mit und als Folge von Opposition gegen den NS-Staat wurden das fürstliche Schloß in Sigmaringen und das nur etwa 15 km davon entfernte Schloß der Freiherren Schenk von Stauffenberg im württembergischen Wilflingen am Ende des Krieges sogar zu Schauplätzen der großen Politik.

Die Auswirkungen des Endkampfes des Dritten Reiches bekam zuerst Wilflingen zu spüren. Das Scheitern des Attentats von Oberst Claus Schenk Graf von Stauffenberg am 20. Juli 1944 auf Hitler hatte nämlich nicht nur schlimme Folgen für dessen nächsten Angehörigen, sondern auch für den Schloßherrn von Wilflingen, Friedrich Schenk Freiherr von Stauffenberg und seine Familie. Über die Situation nach dem Attentat berichtet der Wilflinger Pfarrer Neuburger in seiner Pfarrchronik: *Als die Herrschaften am Morgen des 21. Juli durchs Radio die Meldung vom Attentat und den Namen des Attentäters hörten, befürchteten sie sofort das Schlimmste für die eigene Familie. Nach wenigen Stunden betrat eine größere Anzahl von Gestapo-Beamten aus Stuttgart ihre Wohnung und nahm nach einem kurzen Verhör sämtliche anwesenden Bewohner des Schlosses und Forsthauses, auch die zufällig anwesenden Gäste, in Haft. Die Verhafteten wurden sofort ins Gefängnis nach Hechingen gebracht. Nur die Kinder des Herrn Baron Friedrich blieben mit der Kinderschwester unbehelligt. Sie begaben sich andern Tags nach Leutkirch ins Allgäu.*

Die Situation in Wilflingen infolge der Sippenhaft des Freiherrn Friedrich Schenk von Stauffenberg

beschreibt Pfarrer Neuburger in seiner Chronik folgendermaßen: *Im Dorfe herrschte ob dieser Ereignisse eine gedrückte Stimmung. Im Schloß ließ sich die Gestapo nieder. Ständig waren zwei Beamte anwesend. Nur im Flüsterton wagte man sich zu unterhalten. Nur ganz vertrauten Personen gegenüber konnte man seine Meinung äußern. Niemand wagte, seine innersten Gedanken betreffs des Attentats zu offenbaren. Über jedem Einzelnen schwebte unsichtbar Gefängnis, KZ oder Tod. – Es war gut, daß die Erntezeit kam und die Leute ganz von den Arbeiten auf dem Felde in Anspruch genommen wurden.*

*Fürst Friedrich von Hohenzollern
im Schloß Wilflingen in Schutzhaft*

Doch auch das Einbringen der Ernte ließ die Wilflinger nicht zur Ruhe kommen. In der Pfarrchronik wird hierzu berichtet: *Da kam der 9. September. Die Herrschaft befand sich immer noch im Gefängnis. Da taucht das Gerücht auf: Der Fürst von Sigmaringen kommt mit seiner Familie ins Schloß nach Wilflingen und wird dort interniert. Noch am gleichen Tage wurde das Gerücht Wahrheit. Große Möbelwagen fuhrten im Schloßhof vor. Der Fürst zog in Wilflingen ein. Die Familie wurde ständig von zwei Gestapos bewacht und auf Spaziergängen von ihnen begleitet. Mit Fürst Friedrich war auch dessen Zwillingsbruder, Prinz Franz Josef von Hohenzollern-Emden, und dessen Familie nach Wilflingen gekommen. Der tägliche Besuch der Messe war, wie Pfarrer Neuburger ausdrücklich ausführt, den Internierten jedoch gestattet.*

Die Unannehmlichkeiten, die die fürstliche Familie in Wilflingen zu ertragen hatte, wurden noch durch einen weiteren Vorfall überschattet. Bei einer Hausdurchsuchung in Dresden waren Durchschläge eines Briefes des Prinzen Emanuel von Sachsen an seinen Vetter, den Erbprinzen Friedrich Wilhelm von Hohenzollern, gefunden worden, der sehr despektierliche Äußerungen über das Dritte Reich enthielt. Der Prinz von Sachsen kam ins Gefängnis nach Sigmaringen und dann nach Saulgau. Der Erbprinz von Hohenzollern schwebte in großer Gefahr. Zum Glück wurde dann durch eine Luftmine, die die Gestapostelle in Stuttgart traf, das Beweismaterial zerstört.

Als Grund für die Schutzhaft des Fürsten Friedrich von Hohenzollern wurde in Sigmaringen nach dem Tagebuch des Diplom-Landwirts Maximilian Schai-



Sigmaringen mit dem Schloß der Fürsten von Hohenzollern und dem Turm der Stadtpfarrkirche St. Johannes der Evangelist; in der unteren Hälfte der Aufnahme von ca. 1960 die Vorstadt mit der Laizer Brücke über das alte Donaubett.

tel zunächst dessen Verwandtschaft mit König Michael von Rumänien genannt, der am 23. August 1944 den General Antonescu gestürzt hatte, in dessen Gefolge Rumänien dann auf die Seite der Kriegsgegner des Dritten Reiches übergewechselt war. Vorgebracht wurden ferner die freundschaftlichen Beziehungen des Fürsten zu Baron Friedrich Schenk von Stauffenberg sowie zu dem Botschafter Ulrich von Hassell, der am 8. September 1944 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und noch am gleichen Tage hingerichtet worden war. Aus der Sicht der Machthaber des Dritten Reiches stellte der Fürst von Hohenzollern somit in der Tat ein Sicherheitsrisiko dar. Vor allem aber wurde die Wohnung des Fürsten und die seines Bruders im Sigmaringer Schloß für die Unterbringung der nach Sigmaringen verbrachten französischen Vichy-Regierung unter Staatspräsident Marschall Philippe Pétain benötigt.

Machthaber in Berlin zwingen Vichy-Regierung zum Umzug nach Belfort und weiter nach Sigmaringen

Marschall Pétain und Ministerpräsident Pierre Laval, die Repräsentanten der mit dem Dritten Reich kollaborierenden Vichy-Regierung, suchten nach

dem raschen Vorrücken der Alliierten in Frankreich mit den verschiedenen Gruppen der Résistance, mit de Gaulle und mit den Alliierten Kontakte aufzunehmen, die ihr politisches Überleben sichern und Frankreich vor einem möglichen Bürgerkrieg bewahren sollten. Die Machthaber des Dritten Reiches waren freilich nicht gewillt, den Repräsentanten der Vichy-Regierung solche Eigenmächtigkeiten zu gestatten. Am 17. August 1944 erhielt Botschafter Abetz in Paris den Auftrag, die französische Regierung mit oder gegen ihren Willen nach Belfort in Ostfrankreich zu bringen. Nach diesem Akt der Gewalt betrachteten sich Pétain und Laval als Gefangene, stellten ihre Regierungstätigkeit ein, widersetzten sich aber ausdrücklich, ihre Ämter zur Verfügung zu stellen.

Reichsaußenminister von Ribbentrop betrieb danach die Bildung einer Ersatzregierung, die vermutlich noch in Belfort unter dem Botschafter de Brinon, seit 1940 Generaldelegierter der Vichy-Regierung in dem von den Deutschen besetzten Gebiet Frankreichs, unter der Bezeichnung *Commission Gouvernementale pour la Défense des Intérêts Nationaux* gebildet wurde. Dieser Regierungskommission für die Verteidigung der nationalen Interessen

gehörten ferner an: Arbeitsminister Marcel Déat als Delegierter für die nationale Solidarität und die Betreuung der französischen Arbeiter im Reich, Staatssekretär Joseph Darnand als Delegierter für die Organisation der nationalen Kräfte der Miliz, der Freiwilligenlegion gegen den Bolschewismus und der französischen Waffen-SS, Staatssekretär General Bridoux als Delegierter für die Betreuung der Kriegsgefangenen und ihrer Hilfswerke und der Präsident der Pressekorporation Jean Luchaire als Delegierter für Information und Propaganda.

Mit Ausnahme von Jacques Doriot, dem mächtigen Führer der *Parti Populaire Français* (PPF), waren somit die Hauptvertreter der faschistischen Kräfte Frankreichs in der Regierungskommission vertreten, die zu einer «Ultra-Kollaboration» mit dem Dritten Reich bereit waren. Das Gros der in Belfort versammelten Politiker und Kollaborateure begab sich Anfang September 1944 nach Baden-Baden und dann nach Sigmaringen.

Marschall Pétain und seine Minister zogen im September 1944 im Sigmaringer Schloß ein

Als Sitz der französischen Regierung und ihrer Begleitung wurden von der Reichsregierung Baden-Baden, Freudenstadt und Sigmaringen in Erwägung gezogen. Für letzteres sprach sicherlich die größere Entfernung von der Westfront und das Vorhandensein von repräsentativen Gebäuden, die für die Unterbringung der französischen Regierung geeignet waren. Die kleine Hohenzollernstadt mit ihrem dünnbesiedelten Umland bot für die Sicherheitsorgane des Dritten Reiches vermutlich auch die besten Voraussetzungen, die Vichy-Regierung und den Kreis der Kollaborateure optimal zu überwachen und kontrollieren zu können. Die Übersiedlung der Franzosen nach Sigmaringen soll übrigens von Hitler persönlich befohlen worden sein.

Bereits am 6. September 1944 ordnete Reichsstatthalter Wilhelm Murr in seiner Eigenschaft als Reichsverteidigungskommissar für Württemberg und Hohenzollern an, für die französische Regierung in Sigmaringen Wohnraum freizumachen. Am 7. September wurde die Sicherstellung der Wohnungen des Fürsten Friedrich und des Prinzen Franz Josef von Hohenzollern im Sigmaringer Schloß verfügt.

Der genaue Zeitpunkt der Ankunft von Marschall Pétain und seines Gefolges im Sigmaringer Schloß wird in den vorliegenden Quellen und in der Literatur entweder gar nicht oder widersprüchlich angegeben. Da der Fürst und sein Bruder erst im Laufe des 9. Septembers in Wilflingen eingetroffen

sind, kann frühestens an diesem Tag der Einzug Pétains im Sigmaringer Schloß stattgefunden haben. Klara Steidle berichtet, die Ankunft Pétains sei am 9. September zwischen 16 und 17 Uhr erfolgt. Nach einem Eintrag des Fürsten von Hohenzollern im Eintragebuch des Sigmaringer Schlosses war dieses am 9. September beschlagnahmt worden. Maximilian Schaitel hingegen vermerkt die Ankunft Pétains erst zum 13. September.

Nach einem Verzeichnis vom 14. September 1944 gehörte dem Haushalt des Marschalls und der Marschallin Admiral Bléhaut, General Debenev, Dr. Ménétrél und Leutnant Sassy an. Die Umgebung des Ministerpräsidenten Laval und seiner Frau bestand aus dem Botschafter Rochat und Direktor Néreau. Dem Kreis der sogenannten schlafenden Minister, das waren diejenigen, die sich wie Pétain und Laval jeglicher Regierungstätigkeit enthielten, gehörten die Minister Gabolde, Bichelonne und die Staatssekretäre Marion und Mathé sowie die Minister Bonnard, der mit Mutter und Bruder angereist war, und Déstmit mit seiner Frau an. Unter dem Haushalt der aktiven Minister, d. h. der Mitglieder der Regierungskommission, werden aufgeführt: Staatssekretär und Botschafter de Brinon, General Bridoux, Minister Déat mit Frau, Delegierter Luchaire mit Frau, Staatssekretär Darnand mit Frau und Sohn, Kabinettsdirektor Paul Rive, Kommandant Rol und andere mehr.

Nach einem Verzeichnis aus dieser Zeit umfaßte die französische Regierung mit Begleitung im Schloß insgesamt 38 Personen. In einem Bericht des Landratsamts vom 4. November wird die Zahl der im Schloß wohnenden Franzosen mit 80 Personen beziffert. Zur Versorgung und Bedienung wurden im Laufe des Halbjahres 1944/45 insgesamt 53 Bedienstete des Fürsten von Hohenzollern von der deutschen Botschaft Paris in Sigmaringen dienstverpflichtet.

Die Zuweisung der einzelnen Wohnungen erfolgte nach einem streng hierarchischen Prinzip. In der Wohnung des Fürsten von Hohenzollern residierte Marschall Pétain mit Gattin, in den angrenzenden Räumen wohnte Ministerpräsident Laval mit Gemahlin, darunter hatten die «schlafenden» Minister sowie die aktiven Minister mit ihren Familienangehörigen ihr Quartier. Im Schloß war ferner der Dienstsitz des Herrn von Salza von der deutschen Botschaft. Von der Beschlagnahme ausgenommen blieben das Museumsgebäude, die Schloßkapelle, die Wohnungen der Prinzessin Friedrich, des fürstlichen Generaldirektors Zacharias-Langhans, des fürstlichen Kabinettschefs Freiherr von Hallberg und des Bibliothekars sowie die Hofbibliothek.



Schloß Wilflingen, Gemeinde Langenenslingen, unweit von Riedlingen gelegen, ein Bau des 16. Jahrhunderts. Linkerhand der Turm der barocken Pfarrkirche St. Johannes Nepomuk. Aufnahme 1975.

*Dinieren, diskutieren und intrigieren:
Französische Regierungskommission der Kollaborateure*

Sowohl die Reichsregierung als auch die nach Sigmaringen verbrachten «Ultra-Kollaborateure» waren bestrebt, der Regierungskommission nach außen hin die Stellung einer legalen Staatsregierung zu verleihen. Von deutscher Seite wurden das Schloß und der Prinzenbau, in dem die Verwaltung der Regierungskommission untergebracht war, für exterritorial erklärt. Nach Maximilian Schaitel fand am Sonntag, dem 17. September 1944, vor dem Schloß eine Flaggenparade statt. Über dem Hauptportal ging am Mast die Trikolore hoch. Danach wurde jeweils werktags um 9 Uhr und sonntags um 10 Uhr die französische Fahne über dem Schloß hochgezogen und täglich um 17 Uhr wieder eingeholt. Die Wache vor dem Schloß und dem Prinzenbau nahmen fortan Soldaten der französischen Miliz in blauen Uniformen und mit Tellermützen wahr.

Eine starke Aufwertung erfuhr die Regierungskommission durch die Einrichtung von Botschaften in

Sigmaringen. Die Deutsche Botschaft Paris unter Botschafter Otto Abetz nahm ihren Sitz in den vom Staatsarchiv Sigmaringen angemieteten Räumen im Fürstlich Hohenzollernschen Haus- und Domänenarchiv Karlstraße 32. Das dort verwahrte Archiv- und Bibliotheksgut mußte im Eilverfahren umgelagert werden. Die japanische Botschaft unter Seiner Exzellenz Mitami wurde im Gasthof Zollerhof in der Leopoldstraße untergebracht. Die italienische Botschaft der faschistischen Regierung von Salò am Gardasee mit Konsul Longhini erhielt als Sitz das ehemalige Chalet Teufel an der Gorheimer Straße zugewiesen.

Seit dem 26. Oktober 1944 gab die Regierungskommission die Tageszeitung «La France» heraus, von der bis 21. April 1945 insgesamt 134 Nummern erschienen sind. Dieses offiziöse Organ wurde durch den Sender «Ici la France» ergänzt, der seit dem 9. November 1944 täglich von 19.30 Uhr bis 21 Uhr Propaganda, aber auch Unterhaltungssendungen ausstrahlte. Die Redaktionen dieser beiden Einrichtungen befanden sich übrigens im Prinzenbau. Die Tätigkeit der im Sigmaringer Schloß unterge-

brachten Regierungskommission erschöpfte sich offensichtlich in erster Linie im Dinieren, Diskutieren und Intrigieren. Vergeblich suchte de Brinon, von Pétain als Präsident der französischen Regierung anerkannt zu werden. Der Staatspräsident blieb seinem Entschluß treu und enthielt sich in Deutschland jeglicher Regierungstätigkeit. Seine Zeit verbrachte er vornehmlich mit der Lektüre von Zeitungen und von Büchern, wozu ihm in der Hofbibliothek ein fast unerschöpflicher Fundus zur Verfügung stand. An schönen Herbsttagen pflegte er häufig, mit seiner Gemahlin oder in anderer Begleitung, in seiner Limousine Fahrten in die nähere oder weitere Umgebung von Sigmaringen zu unternehmen. Sonntags wohnte er mit der Marschallin regelmäßig in der Fürstenloge dem Gottesdienst in der Stadtpfarrkirche St. Johann Evangelist bei. In der Kirche nicht gesehen wurde hingegen Ministerpräsident Laval, der Freigeist war. Dieser unternahm, da ihm kein Wagen zur Verfügung stand, des öfteren Spaziergänge in der Stadt Sigmaringen.

*Jacques Doriot, «le grand Jacques»,
Hoffnungsträger der französischen Faschisten*

Trotz Staatssymbolen, Zeitung, Sender und Bottschaften gelang es der Regierungskommission in

der Folgezeit noch nicht einmal, bei den in Deutschland befindlichen Kollaborateuren, geschweige denn bei den französischen Kriegsgefangenen und Zivilarbeitern, deren Zahl auf rund zwei Millionen Menschen geschätzt wird, als Repräsentantin des wahren Frankreich Anerkennung zu finden. Neben der ablehnenden Haltung Pétains spielte hierbei vor allem auch die Tatsache eine Rolle, daß der Führer der französischen Volkspartei PPF, Jacques Doriot, gegenüber der Sigmaringer Regierungskommission eine oppositionelle Haltung einnahm. Doriot, der von seinen Anhängern bewundernd als «le grand Jacques» bezeichnet wurde, hatte sich nach dem Exodus aus Frankreich zu dem Gauleiter der Westmark, Josef Bürckel, nach Neustadt an der Weinstraße begeben. Der Aufforderung des Auswärtigen Amtes, sich ebenfalls in Sigmaringen einzufinden und im Schloß Wilflingen seinen Sitz zu nehmen, hatte der Parteiführer rundweg abgelehnt. Er richtete in Sigmaringen, Schwabstraße 4, zwar ein Büro seiner Partei unter dem Delegierten Sabiani ein, er selbst begab sich jedoch Ende Oktober oder Anfang November auf die Insel Mainau, um von dort aus den Kampf um die Führung aller faschistischen Kräfte Frankreichs aufzunehmen. Im Oktober 1944 wurden Freiherr Friedrich Schenk von Stauffenberg und seine Gemahlin, die Freifrau



Marschall Philippe Pétain auf Sonderbriefmarken, als Zivilist und als Militär. Das Rutenbündel mit den Beilen, lateinisch fasces, war in Italien und Frankreich das Symbol für den Faschismus, der sich sprachlich von fasces ableitet.

Linke Seite: Philippe Pétain und Ministerpräsident Pierre Laval.



Mechthild Schenk von Stauffenberg, geb. Gräfin Adelman von Adelmansfelden, aus der Sippenhaft in Hechingen entlassen und kehrten wieder nach Wilflingen zurück. Der Baron wohnte mit seiner Familie zunächst in seinem Gutshof, dem Eisigshof, und nahm danach Wohnung im freiherrlich Schenk von Stauffenberg'schen Forstamt Wilflingen, dem alten Amtshaus, das seit 1950 bekanntlich von dem Schriftsteller Ernst Jünger bewohnt wird. Das Betreten des Schlosses blieb Baron Stauffenberg jedoch verwehrt.

Bald danach durften auch der Fürst und der Prinz von Hohenzollern mit ihren Familien Wilflingen wieder verlassen. Die vorliegenden Angaben über die Aufhebung der Schutzhaft sind jedoch nicht eindeutig. Während in der Pfarrchronik als Datum hierfür der 1. November angegeben wird, soll sich dies nach dem Tagebuch von Maximilian Schaitel erst Mitte November zugetragen haben. In dem schon erwähnten Einschreibebuch des Sigmaringer Schlosses notierte Fürst Friedrich von Hohenzollern, daß er über 2 Monate im Schloß in Wilflingen interniert war, eine Nachricht, die den Angaben von Schaitel eher entspricht.

Fürst Friedrich begab sich von Wilflingen zunächst zu Schwester und Schwager, der Gräfin Auguste Viktoria und dem Grafen Robert von Douglas, nach Schloß Langenstein bei Stockach, da die von ihm vorgesehene Wohnung im Landhaus von Krauchenwies erst noch von den Lioba-Schwestern geräumt und für seine Bedürfnisse hergerichtet werden mußte. Die Lioba-Schwestern wurden übrigens ins Schloß Hohenfels der Schule Schloß Salem umquartiert. Der Erbprinz von Hohenzollern blieb nicht bei seiner Familie, sondern fuhr mit dem

Fahrrad nach Umkirch bei Freiburg. Auch nach der Aufhebung der Schutzhaft durfte die fürstliche Familie das Sigmaringer Schloß nur mit Sondergenehmigung betreten. Der Verkehr mit den Angehörigen der französischen Regierung war ihnen strengstens untersagt.

Im Schloß Wilflingen, das Jacques Doriot wohl aus politischen Motiven als Wohnsitz verschmäht hatte, wurde in der zweiten Hälfte des November 1944 eine Gruppe französischer Miliz untergebracht, die zuvor ihren Standort im Schloß in Krauchenwies hatte. In diesem Zusammenhang ist vermutlich auch die folgende Anordnung des Saugauer Landrats an den Bürgermeister von Wilflingen vom 17. November ergangen: *Zufolge einer fernmündlichen Anweisung des Regierungspräsidenten von Sigmaringen vom 17. 11. 1944 wird im Auftrag des Reichsverteidigungskommissars von Württ. und Hohenz. das Schloß Wilflingen, Besitzer Freiherr von Stauffenberg, zu Gunsten einer Sonderabteilung des Reichssicherheitsamtes auf Grund des § 25 in Verbindung mit § 5 des Reichsleistungsgesetzes mit der gesamten Einrichtung beschlagnahmt. Die Beschlagnahme ist Freiherr von Stauffenberg zu eröffnen. Die Eröffnungsbescheinigung ist hierher vorzulegen.*

Nach der Wilflinger Pfarrchronik war die Gruppe der Miliz 80 Mann stark. Sie bezog Massenlager in den Zimmern und Salons des Schlosses. Pfarrer Neuburger bescheinigte den Offizieren und Mannschaften ein starkes religiöses Interesse. Eifrig hätten sie den Gottesdienst besucht und auch zahlreich die hl. Sakramente empfangen. In der Pfarrchronik lesen wir ferner: *Denkwürdig war das hl. Weihnachtsfest, das die Franzosen andächtig mitfeierten. Ein Junge empfing mit seinen Eltern am Weihnachtstag die 1. hl.*

Kommunion: Henri Weran. Bezüglich der Einschätzung der Lage seitens der Milizionäre schreibt Pfarrer Neuburger: In den Gesprächen mit der französischen Miliz kommt noch ein Glaube an den Sieg Hitlers zum Ausdruck. Man bekommt aber doch den Eindruck, daß sie im innersten Herzen das Gegenteil befürchten! Sie wollen es nur nicht glauben!

Marschall Pétain flieht vor seinen Landsleuten – am 22. April 1945 besetzen de Gaulles Truppen Sigmaringen

Das glücklose Agieren des Präsidenten der Regierungskommission de Brinon veranlaßte maßgebliche Stellen des Dritten Reiches dazu, alle Hoffnungen nunmehr auf den ehrgeizigen und machthungrigen PPF-Chef Jacques Doriot zu setzen. Bereits unmittelbar nach seiner Übersiedlung auf die Insel Mainau unterbreitete das Reichssicherheitshauptamt Doriot den Plan, ein Komitee zu gründen, das alle Gruppen der Kollaborateure umfassen und in Frankreich den Widerstand gegen de Gaulle organisieren sollte. Man knüpfte an das Vorhaben ferner die Hoffnung, daß Pétain einer solchen Allianz wohl kaum die Anerkennung versagen könne.

Wohl um den französischen Staatspräsidenten auf diesen Kurs zu bringen, ließ Reichsaußenminister von Ribbentrop am 23. November 1944 den Leibarzt und Vertrauten Pétains, Dr. Ménétrel, den man als dessen bösen Geist ansah, verhaften. Ende November oder Anfang Dezember wurde ferner Botschafter Abetz, der sich der Bildung einer Regierung Doriot widersetzte, von seinem Posten abberufen und durch Botschafter Otto Reinebeck ersetzt, der zuvor die Funktion eines Verbindungsmannes des Auswärtigen Amtes auf der Insel Mainau innehatte. In diesem Zusammenhang erfolgte im Januar 1945 vermutlich auch die Umquartierung von Ministerpräsident Pierre Laval, gegen den man unter den Kollaborateuren allenthalben großes Mißtrauen hegte, und von Ministern, die nicht Mitglieder der Regierungskommission waren, also den «schlafenden» Ministern, ins Schloß Wilflingen, das zuvor von den Milizionären geräumt worden war. Die Soldaten wurden vermutlich der SS-Division Charlemagne zugeteilt.

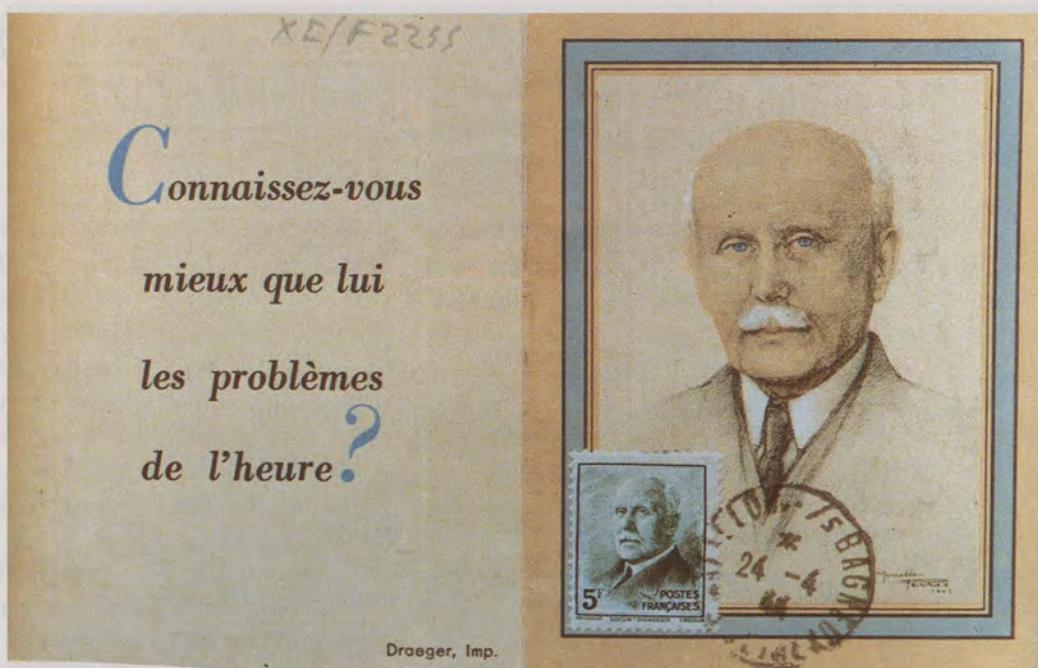
Doriot gab die offizielle Gründung seines Befreiungskomitees erst am 6. Januar 1945 bekannt. Über seinen Sender «Radio Patrie» in Bad Mergentheim rief der nunmehrige Präsident seine Landsleute zum Kampf auf der Seite Hitlers gegen den Imperialismus, für die Unabhängigkeit Frankreichs und für die Schaffung eines vereinten Europas ohne Kommunisten und Juden auf. Dem Machtanspruch Doriot's auf die Führung aller faschistischen Kräfte

Frankreichs konnte die Regierungskommission nichts entgegensetzen. Am 22. Februar sollte in Sigmaringen die Einheitsfront Doriot–de Brinon besiegelt werden. Auf dem Wege dorthin wurde der Hoffnungsträger der Reichsregierung und der Kollaborateure in seinem Wagen zwischen Menningen und Göggingen von einem Tiefflieger beschossen und war auf der Stelle tot. Seine Beisetzung auf dem Friedhof in Mengen fand am 25. Februar 1945 statt. Es war dies die letzte Manifestation der deutsch-französischen Kollaboration.

Über den Aufenthalt der sogenannten «schlafenden» Minister im Wilflinger Schloß, deren hauswirtschaftliche Versorgung übrigens der Frau des Botschaftsrats Hofmann oblag, berichtete Pfarrer Neuburger lediglich: *Einige Minister sind katholisch und öfters in der Kirche zu sehen. Laval selbst ist ein Freigeist und kommt nie in den Gottesdienst.* Die knappen Ausführungen in der Chronik werden in dem Beitrag von Rösle Reck «Das Kriegsende 1945 in Wilflingen» in dem 1989 erschienenen Wilflinger Heimatbuch ergänzt. Danach hat Laval, der als Sohn eines Bauern in der Auvergne aufgewachsen war, der Familie der Autorin hin und wieder beim Misten und beim Striegeln der Pferde geholfen. Rösle Reck fährt in dem Beitrag fort: *Mir tat der kleine Mann oft leid, denn er machte den Eindruck, als ob er sehr unter Heimweh litte. Vielleicht ahnte er aber auch sein trauriges Ende voraus. Morgens ging er oft auf die Wiesen, wo er jungen Löwenzahn für den Mittagstisch austach. Er wollte uns auch dafür begeistern und brachte uns manchmal welchen mit, aber er hat uns nicht geschmeckt. Unter seinem Gefolge befand sich auch ein junger, sehr begabter Tenor. Dieser sang manchmal in der Kirche beim Gottesdienst, so auch bei der Hochzeit meiner Schwester, die kurz vor Kriegsende heiratete.*

Nach dem Zusammenbruch der deutschen Ardennoffensive gab es für die alliierten Streitkräfte kein Halten mehr. Der Vorstoß der Amerikaner im März über den Rhein rüttelte dann wohl auch die letzten Anhänger des Faschismus aus dem Wunderglauben, daß sich das Kriegsglück noch einmal wenden könne. Jedenfalls begannen in der Karwoche, das war die erste Aprilwoche, die französischen Flüchtlinge in Sigmaringen damit, sich in Richtung Süden abzusetzen. Auch die Wache vor dem Schloß und die Miliz wurden abgezogen. Die Stadt, über der immer noch die Trikolore wehte, versank allmählich im Chaos. Zur gleichen Zeit wurden in Wilflingen starke deutsche Truppenteile einquartiert, die aber bald in Richtung Alpen abzogen. Am 20. April 1945 verließen Laval und seine Minister Wilflingen und begaben sich ebenfalls in den Süden. Am 21. April um 4 Uhr morgens wurde

«Kennen Sie besser als er die Probleme von heute?» Eine der vielen Werbepostkarten für Marschall Pétain, den Held von Verdun, mit einer Briefmarke versehen und gestempelt.



Marschall Pétain am Sigmaringer Schloß abgeholt, über dem dann nicht mehr die Trikolore hochgezogen wurde. Am selben Tag erschien auch die letzte Ausgabe der Zeitung «La France».

Am 22. April um 10.30 Uhr drangen französische Truppen, über die Buchhalde kommend, ungehindert in Sigmaringen ein. Als bald danach über dem Schloß wieder die Trikolore hochging, bedeutete dies für die Bürger: Stadtübergabe! Drei Tage später, am 25. April, trafen französische Panzer im Dorf Wilflingen ein. Wie wir der Biographie von Peter Hoffmann über Claus Schenk Graf von Stauffen-

berg entnehmen können, mußte der rechtmäßige Eigentümer, Baron Friedrich Schenk von Stauffenberg, noch lange Zeit um die Rückgabe seines Schlosses kämpfen. Die Beschlagnahme des Sigmaringer Schlosses wurde erst mit Wirkung zum 1. November 1951 aufgehoben.

QUELENNACHWEIS

Staatsarchiv Sigmaringen: Ho 235 Nr. 478; Sa 61/4 Bd. 1 (Tagebuch von Maximilian Schaitel); Dep. 39 HS NZ 5, 247; DS 86 NVA 31.408, 32.193.

Diözesanarchiv Rottenburg-Stuttgart: Bestand M 56, Pfarrarchiv Wilflingen, Bd. 4 (Pfarrchronik von Wilflingen).

LITERATURNACHWEIS

Martina Döcker: Als Paris an der Donau lag. Sigmaringer Erinnerungen an eine große Zeit. In: Tübinger Programme 2 (1991), S. 1–14.

Walther Genzmer: Als Sigmaringen weltgeschichtliche Bedeutung erlangte. In: Schwäbische Zeitung, Ausgabe Sigmaringen, vom 31. 12. 1974.

Peter Hoffmann: Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder. Stuttgart 1992.

Arnulf Moser: Das französische Befreiungskomitee auf der Insel Mainau und das Ende der deutsch-französischen Collaboration 1944/45. In: Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen 25 (1980), S. 3–40.

Rösle Reck: Das Kriegsende 1945 in Wilflingen. In: Wilflingen. 900 Jahre Geschichte. Riedlingen 1989. S. 152–155.

Henry Rouso: Un château en Allemagne. La France de Pétain en exil, Sigmaringen 1944–1945. Paris 1980.

Klara Steidle: Die Kongregation der Schwestern der christlichen Liebe in Sigmaringen. Eine Chronik in 5 Bänden. Teil 5: Marien-Lyzeum 1935–1954. Masch. Sigmaringen (1984).

Sigmaringen und die Trikolore

Eine Ausstellung im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg 1995 in Sigmaringen

Ort: Runder Turm in der Innenstadt

*Öffnungszeiten: Mittwoch, Samstag und Sonntag
10.00 bis 12.00 und 14.00 bis 17.00 Uhr*

Eintritt: frei

Dauer: Vom 23. April bis 29. Oktober 1995

Weitere Informationen:

*Städtisches Verkehrsamt, Schwabstraße 1,
72488 Sigmaringen, Tel. (0 75 71) 10 62 23*

Heinz Bardua Eine Episode aus dem Bombenkrieg – Nach Schilderungen britischer und neuseeländischer Flieger

Das Protokoll der Durchsagen des Flugwachkommandos Stuttgart hält für die Vollmondnacht vom 16. auf 17. April 1943 unter anderem folgende Meldungen fest:

- 23.44 Uhr: Feindliche Flieger im Raum Metz
- 0.01 Uhr: Fliegeralarm Stuttgart
- 0.05 Uhr: Anflug eines stärkeren Verbandes mit Spitzen Karlsruhe und Baden-Baden
- 0.10 Uhr: Anflug auf Bretten und Wildbad Kurs Ost
- 0.22 Uhr: Standort der Flugzeuge: Backnang, Stuttgart, Nürtingen
- 0.45 Uhr: Der Einflug geht weiter Richtung Ost
- 0.55 Uhr: Weitere Einflüge aus dem Westen. Über Stuttgart Bomben abgeworfen. Ein Feindflugzeug brennend abgestürzt
- 1.09 Uhr: Das Warngelände wurde vom Feind überflogen. Weiterflug nach Regensburg erkannt.
- 1.50 Uhr: Beginn der Rückflüge aus dem östlichen Raum. Spitze: Heidenheim, Rothenburg ob der Tauber
- 2.07 Uhr: Rückflüge über unser Gebiet halten an. Jeweils nur einzelne Maschinen
- 2.41 Uhr: Die Rückflüge gehen weiter
- 3.16 Uhr: Luftkampf über Stuttgart
- 3.30 Uhr: Luftgefahr vorbei

Im folgenden soll diese Operation bis zu dem um 3.16 Uhr gemeldeten Luftkampf und seinen dramatischen Folgen auf Grund der Berichte von fünf der sieben Besatzungsmitglieder des dabei abgeschossenen britischen Halifax Mk. II-Bombers DT 773 von der 78. Squadron, Royal Air Force, aus Linton-on-Ouse, Yorkshire, dargestellt werden.

Ein langgezogener Strom von 327 viermotorigen Bombern sollte auf einer von England über das besetzte Frankreich in den Raum Metz und dann nördlich an Stuttgart vorbei über Regensburg nach Pilsen führenden Route die für die deutsche Rüstung produzierenden Skoda-Werke anfliegen und zerstören. Der Plan mißlang jedoch völlig, da die Kontrollfotos lediglich von sechs Bombern Abwürfe im Umkreis von drei Meilen um das Werk belegten, das völlig unbeschädigt blieb. Die Bombenabwürfe konzentrierten sich statt dessen südwestlich von Pilsen um Dobrany. Außerdem kostete diese Operation die Royal Air Force 36 Bomber mit mehr als 250 Besatzungsmitgliedern. Zwei Bomber stürzten im

Stuttgarter Stadtgebiet ab, wobei neun Flieger starben und sechs in Gefangenschaft gerieten, einer davon schwer verletzt. Zwei weitere Bomber wurden bei Mundelsheim und Ehningen abgeschossen, wobei gleichfalls neun Flieger starben.

In Stuttgart versammelten sich die Hausgemeinschaften nach dem Heulen der Sirenen um 0.01 Uhr – wie üblich – in den Kellern und Schutzräumen. Nachdem der Bomberstrom jedoch schon fast eine Dreiviertelstunde lang nördlich der Stadt vorübergezogen war, glaubten viele, daß für Stuttgart keine Gefahr mehr bestehe. Sie stiegen die Kellertreppen hoch, standen im Freien vor den Haustüren und beobachteten das gelegentliche Aufblitzen an dem von fernem Motorenlärm durchdröhnten Nachthimmel. So kam es, daß die im Notwurf ausgelöste Bombenlast der plötzlich von Süden her angeflogenen und von der leichten Flak um 0.55 Uhr in Brand geschossenen Lancaster ED 711 von der australischen 460. Squadron in der oberen Rosenbergstraße eine Tote und 58 Verletzte forderte. Der Bomber mit seinen acht Soldaten explodierte beim Aufschlag auf dem bewaldeten Heukopf überm Feuerbacher Tal. Nach einer Alarmdauer von dreieinviertel Stunden, als nur noch vereinzelte Nachzügler unser Gebiet streiften, entwickelte sich in etwa 4000 m Höhe über dem Olgahospital im Stuttgarter Westen um 3.16 Uhr der eingangs erwähnte Luftkampf. Maschinenwaffen tackten fern, Leuchtspurgeschosse jagten durch den Himmel, Motoren heulten auf, bis ein kleines, dann anwachsendes Licht den Brand des getroffenen Flugzeugs erkennen ließ. Dabei handelte es sich um die eingangs erwähnte, vielleicht von einer Lehrbesatzung der Echterdinger Nachtjagdschule abgefangene Halifax DT 773, die nun auf Gegenkurs mit brennendem rechten Flügel in Richtung Fellbach niederschwebte.

Der Autor hat dieses Geschehen in seinem Buch *Stuttgart im Luftkrieg 1939–1945* (Klett-Cotta Stuttgart 1985) nach eigener Beobachtung geschildert. 1990 gelang die Kontaktaufnahme zu dem damals zuerst mit dem Fallschirm abgesprungenen Bord-schützen 2, später auch mit dem Bordmechaniker und dem Funker dieses Bombers. Der letztere kam im Sommer 1994 kurz vor einem Veteranentreffen der 78. Squadron in York zu Besuch aus Neuseeland, um hiesige Schauplätze der damaligen Ereignisse zu besichtigen. Ende 1994 ging auch noch die

*Brennender Bomber
aus der Sicht eines
Nachtjägers.
Gemälde des Nacht-
jagdpiloten E. Non-
nenmacher, NJG 2,
Nachtjagdgeschwa-
der 2.*



Schilderung des Bordmechanikers bei mir ein. Die Berichte dieser drei Besatzungsmitglieder samt den vom Funker vermittelten früheren Schilderungen des nach Kanada ausgewanderten Heckschützen und des 1986 verstorbenen Bombenschützen – nur zu dem lediglich an diesem einen Flug beteiligten französisch-kanadischen Navigator fehlte und fehlt jegliche Verbindung – sind es wert, hier festgehalten zu werden. Dies nicht zuletzt, weil sie – neben allem Kriegsgrauen, Fanatismus und der Wut mancher zwei Nächte zuvor von einem Bombenangriff betroffenen Zivilisten – auch Beispiele vorbildlicher menschlicher Haltung erkennen lassen. Hierzu der Bordfunker: *In der Welt geht sehr viel mehr Liebe um, als die Medien zugeben.*

Die folgenden Berichte sind nach der wahrscheinlichen Reihenfolge der Abspringer geordnet, die vorwiegend auf der Linie Untertürkheim – Kappelberg – Fellbach sowie in Stuttgart-Hofen gelandet sind. Eine Charakterisierung des gefallenen Piloten durch den Funker sowie der Versuch einer Bewertung des Vorgefallenen durch Beteiligte nach einem halben Jahrhundert bilden den Schluß.

Bericht des Bordschützen 2

Wir hatten das Ziel einige Minuten verspätet erreicht. [Der Navigator hatte das befohlene Angriffsziel, die Pilsener Skoda-Werke, anscheinend gefunden, wurde dann aber unsicher, weil die Pfadfinder-Bomber ihre Zielmarkierungen anderswo ge-

setzt hatten. Deshalb wurde der Zielflug dorthin umgelenkt, wo auch die meisten übrigen Flugzeuge ihre Last – unter anderem über einer Psychiatrischen Klinik – abwarfen.] Auf diese Weise wurden wir beim Heimflug zu Nachzüglern. Außerdem flogen wir zur Treibstoffersparnis mit geminderter Geschwindigkeit. Wir müssen auch ein paar Grade vom Kurs abgekommen sein, denn Stuttgart mit seinen Nachtjagd-Basen und seiner Flakverteidigung hätte ein gutes Stück links von uns liegen müssen. Unsere Höhe mag etwa 3000 bis 4000 m betragen haben, als wir angegriffen wurden. Ich glaube, daß der Heckschütze danach einige Feuerstöße gegen den Nachtjäger abgab, doch waren in unserem Flügel bereits die Treibstofftanks getroffen, so daß das Feuer durch den Rumpf nach hinten strömte und selbst unsere Maschinengewehrmunition in den Gurtführungen explodieren ließ. Von meiner Auslugposition an einem tropfenförmigen Sichtfenster am Rumpfboden habe ich den Nachtjäger nicht gesehen. Da an unserer Halifax der zweite Maschinengewehrturm auf der Rumpfoberseite mit verschiedenen anderen Teilen zur Gewichtsminde- rung und Verbesserung des Flugdauer-Treibstoff-Faktors entfernt worden war, lösten sich die beiden Bordschützen turnusmäßig im Heckstand ab.

Ich verließ das brennende Flugzeug in etwa 2500 m Höhe durch den Haupteingang neben meiner Auslugposition. Das Flugzeug hatte nach dem Treffer in einer Linkskurve [von 180°] rasch und ständig an Höhe verloren. Vom Niederschweben am Schirm

blieb mir die Erinnerung an Fabrikdächer. Irgendwer gab ein paar Schüsse auf meinen Fallschirm ab, was meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Dennoch weiß ich noch, daß die Fabrik von einem Drahtzaun und Bäumen umgeben war. Auf einer Seite verlief ein Kanal mit einer Steinbrücke. Ich hielt das Werk für eine Motorenfabrik (Daimler-Benz?). Ehe ich am Boden meinen Fallschirm ablösen konnte, hatte er mich zum Kanal gezogen, so daß meine Schulter schon im Wasser war. Während ich noch am Boden lag, kamen viele Leute über die Brücke gerannt, und ich erhielt einige Stöße mit Stiefeln usw. gegen den Körper. In diesem Augenblick kam ein Soldat in grüner Uniform zu meiner Rettung. Als wir uns von der zornigen Menge entfernt hatten, holte er Zigaretten aus seiner Uniformtasche. Wir beide rauchten, als mir einfiel, daß ich zuvor noch nie geraucht hatte. Ich glaube, daß der Soldat mein Leben rettete und ich großes Glück hatte. Er nahm mich mit in den Wachraum der Fabrik und kehrte auf seinen Posten zurück. Die anderen Soldaten waren sehr freundlich zu mir, überließen mir eines ihrer Betten und besorgten eine Essensration für mich, als sie verpflegt wurden.

Am frühen Nachmittag kam ein Lastwagen der deutschen Luftwaffe an, wo ich den Funker, den Heckschützen und den Bordmechaniker wieder traf. Wir alle wurden zu einem Flugplatz [Nellingen] gebracht. Dort verband ein Sanitäter meinen bei der Landung verzerrten Knöchel, und irgendwer lieh mir ein Paar Schuhe für die Zugfahrt zum Durchgangslager der Luftwaffe bei Frankfurt a. M.

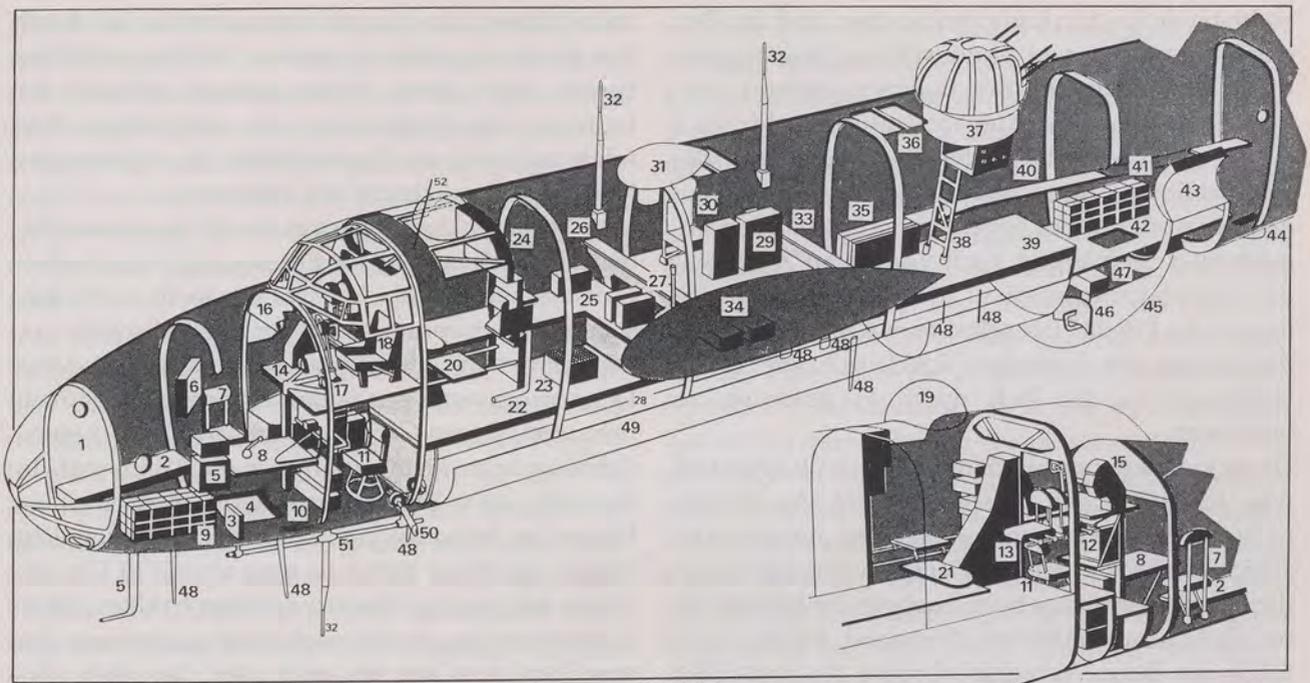
Als wir zusammen in einem Raum des Stuttgarter Bahnhofs auf die Abfahrt warteten, wurden noch zwei weitere Royal Air Force-Männer von einem anderen bei Stuttgart abgestürzten Bomber unter Bewachung hereingebracht. Unseren Navigator habe ich seit dem Verlassen des Flugzeugs nicht mehr gesehen. [Er hielt sich anscheinend zunächst versteckt und wurde erst später gefangen.] Der Bombenschütze war verletzt, kam ins Lazarett und später nach England zurück. Kriegsgefangene von der Royal Air Force durften nicht arbeiten. Ich verbrachte zwei Jahre Kriegsgefangenschaft in fünf verschiedenen Lagern. Das Ende brachte ein Gewaltmarsch nach Lübeck, wo wir befreit wurden.

*Bericht des Bordfunkers
über den inzwischen verstorbenen Bombenschützen*

Der Bombenschütze erlitt beim Absprung schwere Verletzungen. Er verließ das Flugzeug unmittelbar vor mir durch dieselbe vordere Luke. Unglücklicherweise schloß sich die Luke aus ungeklärter Ursache über seinen Beinen, während er kopfüber hinausprang. Beide Beine wurden gebrochen und sein Fallschirm beschädigt, als dieser das Seitenleitwerk streifte. Er schlug mit größerer Geschwindigkeit am Boden auf, als zu erwarten war. Daraus ergaben sich komplizierte Beinbrüche, wobei die gesplinternten Knochen durch Fleisch und Haut drangen. Deutsche Chirurgen amputierten das eine Bein. Danach wurde der Bombenschütze im Austausch mit schwer verwundeten Deutschen [über das neutrale



*Besatzung Dowse,
78. Squadron,
Halifax DT 773,
März/April 1943.
Von links: Andy
Orr, Heckschütze;
Albert Hoase, Bord-
schütze; Tom Slater,
Bordmechaniker;
Arthur Patrick
Dowse, Pilot; Phil
Langsdorf, Bord-
funker; J. Kershaw,
Navigator, im April
ersetzt durch
R. Desjardins; Eddy
Thompson, Bom-
benschütze.*



Halifax III Cutaway Key

- | | | | |
|-----------------------------------|--|---|----------------------------------|
| 1: Nose glazing. | 12: W/T-R/T gear. | 26: Front spar. | 39: Rear turret ammunition feed. |
| 2: Bomb aimer's couch. | 13: Flight engineer's/Bomb aimer's(?) seats. | 27: Emergency hydraulic control. | 40: Bomb bay roof. |
| 3: Navigator's parachute stowage. | 14: Rudder pedals. | 28: Bomb bay. | 41: Rear Window stowage. |
| 4: Nose entrance hatch. | 15: Throttle quadrant. | 29: RCM gear. | 42: Access to ventral gun. |
| 5: H2S/Gee indicators. | 16: Instrument panel. | 30: SO's seat. | 43: Rear entrance hatch. |
| 6: Coalscuttle indicator. | 17: Control yoke. | 31: D/F loop. | 44: Rear Window shute. |
| 7: Navigator's seat. | 18: Pilot's seat. | 32: ABC transmission mast. | 45: H2S radome. |
| 8: Navigator's work bench. | 19: Astrodome. | 33: Rear spar. | 46: H2S scanner. |
| 9: Forward Window stowage. | 20: Engineer's working platform. | 34: Possible location of electronic gear. | 47: H2S scanner drive. |
| 10: W/T-R/T power units. | 21: Sighting station. | 35: Rear turret ammunition supply. | 48: Mandrel aerials. |
| 11: WOP's seat. | 22: Heating duct. | 36: Rear escape hatch. | 49: Bomb bay doors. |
| | 23: Engine controls. | 37: Boulton Paul dorsal turret. | 50: Trailing aerial fairlead. |
| | 24: Engineer's panel. | 38: Turret access ladder. | 51: Beam approach aerial. |
| | 25: Accumulators. | | 52: Gee whip aerial. |

Schnitt durch einen Halifax-Rumpf, ohne Heck. 4 und 43: Absprunghaken.

Schweden] in seine englische Heimat verbracht. Dort mußten Chirurgen der Royal Air Force später auch sein zweites Bein abnehmen.

Der Bombenschütze erwähnte bei meinem Besuch kurz vor seinem Tod im Jahr 1986 seine Dankbarkeit gegenüber einer deutschen Bauernfamilie, die ihm, nachdem er mit der Signalpfeife auf seine Lage hingewiesen hatte, in seinem schweren Verletzungszustand half. Sie brachten ihn in ein Haus und leisteten Erste Hilfe, um die Blutung zu stoppen. Dann riefen sie auch ärztliche Hilfe herbei. [Nach der Schilderung deutscher Augenzeugen erfolgte die Landung am Kappelberg in den Weinbergen «Hinterer Berg». Ein an der Rettungsaktion Beteiligter berichtet, daß dem Verletzten bei der harten Landung noch ein Dreikantpfahl durch den linken Oberschenkel gedrungen sei. Die Blutung mußte durch Abbinden mit einem Draht aufgehalten werden, ehe der schwierige Transport über die Weinbergstafeln beginnen konnte. Heute ist der Bereich der Landestelle infolge der Neuanlage des Reblandes stark verändert. Vom Weg aus fuhr dann

ein Dreirad den stöhnenden Flieger zu einem Sportheim, von wo er mit dem Krankenwagen ins Lazarett verbracht wurde. Dort hat ein Arzt – ein Freund des nachmaligen baden-württembergischen Ministerpräsidenten Dr. Reinhold Maier – die Behandlung eingeleitet. Die Berichte anderer Augenzeugen lassen sich noch nicht mit letzter Sicherheit dem einen oder anderen Flieger zuweisen, doch ist, wie letztere meinen, bei aller Unsicherheit menschlichen Erinnerungsvermögens nach fünfzig Jahren der «Faden der Wahrheit» in den Erzählungen gut zu verfolgen. Sie danken allen, die ihnen damals geholfen haben. Ihre besondere Freude erregte die Mitteilung, wonach zumindest einer ihrer Fallschirme hernach die Seide für zwei Hochzeitskleider hergegeben hat.]

Bericht des Bordfunkers

Der Bordschütze 2 verließ das Flugzeug durch den Haupteingang. Da wir in einer modifizierten Halifax Mk. II Special flogen, waren die Maschinenge-

wehrstände in der Rumpfmittle oben und im Bug zur Verbesserung von Aktionsradius, Tragfähigkeit und Geschwindigkeit des Bombers entfernt worden. So bestand die Aufgabe des Bordschützen 2 – abgesehen von der zeitweiligen Ablösung des Heckschützen – darin, nahe dem Haupteingang auf dem Rumpfboden zu liegen, um durch ein dort angebrachtes Sichtfenster nach von unten angreifenden Nachtjägern Ausschau zu halten – keine beneidenswerte Pflicht! Ich selbst war dabei, die Funkdurchsagen der deutschen Jägerleitoffiziere an die Nachtjäger in der Luft durch Funkstörung zu blockieren.

Da meine Bordsprechverbindung deshalb abgestellt war, hörte ich den Absprungbefehl des Piloten nicht. Ich wurde auf unsere Lage erst aufmerksam, als ich direkt vor meinem Platz den Navigator und den Bombenschützen beim hastigen Einklinken ihrer Fallschirme erblickte. Niemand fragte, doch folgte ich ihrem Vorgehen. Unsere Absprungluke am Boden im Bug war schwer zu öffnen. Schließlich gelang es mir, die Klappe in ihren Scharnieren gegen den Bug hin aufzustoßen. Danach stieg ich die Stufen zum Piloten hinauf und winkte dem Bombenschützen zu, der als nächster durch die von mir geöffnete Luke absprang. Von den Stufen aus konnte ich auch den Navigator auf seinem Weg zum rückwärtigen Haupteingang beobachten, dem er sich zugewandt hatte, als er unsere Plage mit der vorderen Klappe sah. Es gelang ihm – von Feuer umgeben –, über die Flügelholme nach hinten zu gelangen, wo er als dritter absprang.

Da wir die Lederhauben mit den Kopfhörern bereits abgenommen hatten, um nicht beim Absprung von den Drähten stranguliert zu werden, war infolge des Motorenlärms keine Sprechverbindung mehr möglich. Wir verständigten uns deshalb mit Handzeichen. Um dem Piloten, der noch immer steuerte, nicht die Chance zum Absprung zu nehmen, ging ich nun schnell zu der von mir geöffneten Bugluke, fand sie aber zu meinem Erstaunen wieder geschlossen. Die Klappe war möglicherweise durch den Fahrtwind des niedergehenden Bombers über den Beinen des kopfüber abspringenden Bombenschützen wieder zugeschlagen worden. Sein einer Stiefel steckte leer darin, als ich sie wieder öffnete, niederkniete und mich kopfüber als vierter aus dem Flugzeug fallen ließ. Der Bordmechaniker unterstützte noch den Piloten bei der durch den brennenden Flügeltank notwendigen Justierung der noch arbeitenden Triebwerke. Nach einer Prüfung meldete er dem Piloten, daß alle übrigen im Bug befindlichen Besatzungsmitglieder das Flugzeug verlassen hatten. Dann begab er sich zum Absprung

nach hinten zum Haupteingang, wobei das durch den Brand erweichte Aluminium des Rumpfbodens bereits unter seinen Füßen nachgab. Er war der fünfte in der Reihenfolge der Abspringer. Ihm folgte nur noch der Heckschütze, der mit knapper Not überlebte, während der Pilot starb.

Vom Verlassen des Flugzeugs durch die vordere Bodenluke blieb mir nur die Erinnerung an den kalten Luftstoß, sonst weiß ich nichts von meinem Niederschweben. Ich vermute, daß der Brustfallschirm vor dem Öffnen meinen ungeschützten Kopf traf. Mein Erinnerungsvermögen findet mich erst wieder in einem terrasierten Garten gehend, den ich für einen Gemüsegarten hielt [wohl eher ein Weinberg]. In der Nähe, etwa 20 bis 30 m entfernt, standen einige Häuser, es herrschte eine unglaubliche Stille; nicht einmal ein Hund bellte! Es mag etwa 3.30 Uhr gewesen sein, und in Erwartung einer baldigen Morgendämmerung sah ich mich sofort nach einem Unterschlupf um, wo ich mich den Tag über verstecken könnte. Ich hatte eine Gehirnerschütterung mit beträchtlichen Quetschungen erlitten. Gegen den Nachthimmel war nur schwach eine Baumgruppe auf einem nahen Hügel auszumachen. Ihr strebte ich in der Hoffnung zu, etwas Unterholz zu finden, in dem ich mich zur Ruhe legen könnte. Die Hoffnung trog jedoch, denn sorgsame Waldpflege hatte – außer den Bäumen selbst – alles entfernt. Ich suchte mir den größten Baum aus und rollte mich nahe am Stamm in einer Erdmulde zum Schlafen zusammen.

Meine nächste Erinnerung ist, daß ich von einem jungen Soldaten (Brillenträger) in grüner Uniform und einigen älteren Zivilisten [nach Aussagen des befehlenden Leutnants handelte es sich durchweg um Soldaten aus der nahen Funkerkaserne] geweckt wurde; sie alle waren mit Gewehren bewaffnet und trugen Schaftstiefel. Dennoch erschienen sie mir harmlos. Nachdem sie sich von meiner Waffenlosigkeit überzeugt hatten, fragte der befehlshabende Unteroffizier, wo mein Fallschirm sei. Ich versicherte ihm, keine Ahnung zu haben (nicht überraschend, in Anbetracht der vielen Unterrichtsstunden über Fluchtmöglichkeiten, an denen wir teilgenommen hatten!). Obwohl ich damals halb bewußtlos gewesen bin, gehe ich davon aus, daß ich den Fallschirm und die Schwimmweste irgendwo versteckt habe. Ich sah sie nie wieder und habe mir oft überlegt, wer diese Ausrüstungsstücke wohl einmal aufgefunden hat. Dies alles könnte sich wohl – wie vermutet – bei Fellbach zugetragen haben. Man hat es mir damals nicht gesagt. Wir gingen zu einem örtlichen Polizeiposten, wo ich meine Uniform zur sorgfältigen Durchsuchung vorüber-

gehend ausziehen mußte. Man hat mich dort in einer Zelle gehalten, wo ich nachmittags eine Mahlzeit erhielt: Kartoffeln und Spinat. Trotz guter Qualität erbrach ich sie wieder infolge meiner Gehirnerschütterung. Am frühen Nachmittag gingen wir eine kurze Strecke zu einem Wehrmachtlastwagen, wo ich unseren Bordmechaniker samt dem in Untertürkheim gelandeten Bordschützen bereits vorfand.

[Am frühen Morgen des 17. April 1943 erhielt ein junger Leutnant in der Funkerkaserne, Stuttgart-Bad Cannstatt, den Befehl, mit seinem Ausbildungszug von 30 bis 40 Mann die im Raum Kappelberg-Kernen vermuteten Flieger, denen der Absprung gelungen war, zu suchen und gefangenzunehmen. Etwa eine halbe Stunde nach dem Ausschwärmen der Suchmannschaft am Kappelberg brachte ein Unteroffizier einen gefangenen Neuseeländer, den er im Umkreis der heutigen Schutzhütte schlafend unter einem Baum angetroffen hatte, zu seinem Leutnant. Die Beschreibung paßt auf den Bordfunker, so daß es sich bei den von diesem erwähnten Häusern um die Gebäude beim Waldschlößle gehandelt haben dürfte. Die Soldaten führten den Gefangenen auf dem weit ausholenden, aussichtsreichen Weinbergweg zur Polizeiwache im alten Fellbacher Rathaus, wobei sich die versuchte Verständigung mit Schul-Englisch als schwierig erwies. Um so weniger begriff der – wegen seiner Gehirnerschütterung – apathisch wirken-

de Gefangene den von den Soldaten parierten Zuruf eines Wengerters: *Schlaget ihm doch's Kreuz a!*] Ich bin in keiner Weise schlecht behandelt worden. Mein blaugeschlagenes Auge rührte vom Schlag meines Fallschirmpacks gegen den Kopf her. Von den Zuschauern ist mir eine attraktive Dreißigerin in Erinnerung geblieben. Unsere Augen trafen sich, doch fand ich darin erstaunlicherweise statt Haß deutliche Sympathie. Der Lastwagen war neben einem ummauerten Grundstück geparkt. Als ich aber auf der Ladefläche stand, konnte ich dieses leicht überblicken. Es schien so etwas wie ein Gemeindebauhof zu sein; Straßen-Ausbesserungsgerät war dort abgestellt. Meine Aufmerksamkeit wurde jedoch von einem beträchtlichen Stapel Leichen angezogen. Während der Fahrt erkannte ich auch viel zerbrochenes Fensterglas, das an die Straßenränder gekehrt war. [Demnach führte dieser Transport zum Fliegerhorst Nellingen wohl über die Gaisburger Brücke; dabei wurden die zwei Nächte zuvor bombardierten Stadtteile Bad Cannstatt und Gaisburg berührt, deren Tote hernach auf dem Steinhaldenfeld ihre letzte Ruhestätte fanden.]

Erst kürzlich kam ich beim Lesen im *Kriegstagebuch des Bomberkommandos* von Middlebrook und Everitt darauf, daß der Stuttgart-Angriff in der Nacht vom 14. auf 15. April 1943 eine große Zahl Kriegsgefangener und anderer Menschen aus besetzten Ländern das Leben gekostet hat [257 französische und 143 russische Kriegsgefangene durch Volltreffer auf



17. April 1943:
Wrackteile des Halifax-Bombers DT 773, der im leeren Max-Eyth-See bei Stuttgart-Hofen aufgeschlagen ist.

den betonierten Deckungsgraben ihres Lagers in Gaisburg sowie 21 ausländische Zivilarbeiter und 198 Deutsche]. Vermutlich gehörten die Leichen zu diesen Opfern. Wir wurden zu einem Flugplatz in den Außenbezirken Stuttgarts gefahren [Fliegerhorst Nellingen], wo wir in der Kantine verpflegt wurden. Ich konnte nicht umhin zu denken, wie sehr dort alles der Anlage von Standorten der Royal Air Force ähnelte: Sogar die weißen Bordsteine, die die Wege und den Flaggenmast umgaben; nur die aufgezogene Flagge unterschied sich. Ich bemerkte eine Me-110-Maschine, die in einiger Entfernung geparkt war.

Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, verbrachten wir die Nacht dort in den Zellen des Wachhauses und fuhren am nächsten Tag unter Bewachung zum Bahnhof und mit fahrplanmäßigen Zügen zum Bestimmungsort «Durchgangslager Luft» in Frankfurt a. M., wo wir nach einigen ohne Kontaktmöglichkeiten verbrachten Tagen verhört wurden. Sie versuchten – teils durch spitzfindige Fragen, teils durch ungemütliche Gestapo-Methoden – aus uns herauszubringen, was an Informationen herauszukriegen war. Ich kann aber nicht behaupten, eingeschüchtert worden zu sein. Wir waren vorher gut unterrichtet worden, wie wir uns zu verhalten hätten. Als mir das übliche Rot-Kreuz-Formular vorgelegt wurde, trug ich nur den Namen, Rang und meine Dienstnummer ein. Die übrigen, den Dienst berührenden Fragen strich ich einfach durch. Außer Fingerabdrücken wurde nichts mehr von mir verlangt. Was wird schon ein Feldwebel-Dienstgrad viel wissen?

[Die schon eingeleitete Beförderung in den Offiziersstand erreichte ihn in der Kriegsgefangenschaft über das Rote Kreuz und bewirkte seine Verlegung in das Offizierslager «Stalag Luft 3» in Sagan, Schlesien.] Für einige Tage wurden wir in Gruppen-Unterkünfte entlassen und dann schubweise unter militärischer Bewachung in fahrplanmäßigen Zügen in Kriegsgefangenenlager überführt, wo ich zwei Jahre verbrachte.

Bericht des Bordmechanikers

Ich glaube, daß das Feuer des Nachtjägers unter der rechten Bugseite hochkam und durch die Unterseite des Flügels harkte, wobei einige Streukugeln am Rande das Cockpit durchschlugen. Binnen Sekunden stand das Flugzeug in Flammen, und unser Pilot befahl uns den Fallschirmabsprung. Über die Bordverständigung hörte ich den Bordschützen 2 sagen, daß er springe. Ich hörte auch den Heckschützen etwas schreien, ohne es zu verstehen. Mit

dem Piloten zusammen versuchte ich, das Flugzeug mittels der Trimmung in einer möglichst geraden und ebenen Flugbahn zu halten und gleichzeitig die größte noch mögliche Leistung aus den Motoren zu holen. Dabei merkten wir, daß im Bugraum irgendetwas schiefgegangen war. Da die Bordverständigung inzwischen nicht mehr funktionierte, erfuhren wir jedoch nicht, was [Vergleiche: Schilderung des Bordfunkers, betreffend die verklemmte Absprungs-klappe am Bug, und den Unfall des Bombenschützen beim Sprung]. Nach einiger Zeit, in der der Pilot und ich alles mögliche versucht hatten, das Flugzeug in einer Lage zu halten, die dem Rest der Besatzung den Absprung erlaubte, vergewisserte ich mich noch vorne und hinten, daß alle draußen waren. [Zum verklemmten Stand des Heckschützen hatte er wegen des Feuers im Rumpf weder Zugang noch Einsicht.] Ich schrie dem Piloten zu, es sei Zeit zu gehen, was er bestätigte. Als ich dann über den Hauptholm zum rückwärtigen Ausgang kletterte, sah ich noch, daß er mir folgen wollte. Um diese Zeit stand der Rumpf in Flammen, und ich fühlte, wie sich die Bodenplatten unter meinen Füßen [unter der Hitze] durchbogen. Es war mir klar, daß wir schon viel Höhe verloren hatten, doch hatte ich keine Ahnung, wie hoch wir noch waren. Deshalb zog ich nach dem Sprung schon im selben Augenblick, in dem ich zum Heck und Leitwerk genügend Sicherheitsabstand gewann, die Fallschirm-Auslösung. Kurz danach hörte ich Maschinengewehrfeuer [nach Ansicht des Funkers handelte es sich wohl um den Versuch des Heckschützen, seinen verklemmten Stand freizuschießen] und dann die Explosion des Flugzeugs. Ich blickte nach unten und glaubte dort Wolken zu sehen und begann deshalb, wegen des vermeintlich erneut feuernden Nachtjägers zur Erschwerung des Zielens am Fallschirm hin und her zu schwingen. [Auch der von einem NS-Ortsgruppenleiter hernach beanstandete Besuch des Nachtjagdpiloten beim gefangenen Heckschützen spricht gegen den Beschuß des hilflosen Abspringers.] Bei den vermeintlichen Wolken handelte es sich jedoch um Bodennebel, in dem ich – im Aufschwingen befindlich – ziemlich hart aufschlug und durch Himbeerstützen oder wohl eher Weinstöcke pflügte.

Bordmechaniker viermotoriger Bomber waren während des Fluges ständig unterwegs, um die Tankfüllungen zu prüfen und gegebenenfalls zur Trimmung des Flugzeugs umzupumpen. Um dazu beweglicher zu sein, schnallten wir das Fallschirm-Gurtwerk im unteren Teil nur verhältnismäßig locker an. Beim plötzlichen Abbremsen des Sturzes durch den sich öffnenden Fallschirm verursachten

diese lockeren Gurte schwere Quetschungen an Oberschenkeln und Unterleib. Deshalb und infolge meiner harten Landung bereitete mir das Gehen hernach starke Schmerzen. Aus diesem Grund zog ich nach der Landung meinen Fallschirm heran und kroch unter einen Busch. Nach einiger Zeit, vielleicht ein paar Stunden, wurde ich von einigen deutschen Soldaten entdeckt. Sie eskortierten mich auf einem rauhen Weg bergab. Beiderseits des Weges standen Leute, die schrien und viel Lärm machten und von denen ich Klapse und Stöße empfing. Man brachte mich in einen Raum, den ich für die Küche eines Bauernhauses hielt.

Dort saß ich mit einigen bewachenden Soldaten auf einer Bank, bis ein Offizier kam, um den Inhalt meiner Taschen zu untersuchen. Wir trugen in den Innentaschen der Uniformjacke stets zwei Packungen Notfall-Ausrüstung bei uns. Die eine enthielt Karten und [Falsch-]Geld, die andere – eine flache Plastikschatel – enthielt konzentrierte Nahrung wie Schokolade, Kondensmilch usw. Erst bei der Durchsichtung bemerkte ich, daß ein Geschloß meine Brusttasche durchschlagen und die Plastikschatel zerschmettert hatte. Dies war wohl durch das vorerwähnte periphere Streufeuer im Cockpit verursacht [vielleicht auch durch die harte Landung?], und ich könnte mir denken, daß auch der Pilot davon getroffen war und dies erst erkannte, als er seinen Sitz verließ. So könnte eine Verletzung der Grund dafür gewesen sein, daß er mir nicht mehr rechtzeitig folgen konnte.

Man hat mich zur örtlichen Polizeiwache gebracht. Später am Tag holte man mich aus der Zelle, und der erste Bekannte, den ich wiedersah, war unser Bordfunker mit seinem vom Fallschirmpack blaugeschlagenen Auge. Dann erinnere ich mich noch, wie ich, bewacht von deutschen Soldaten, an einer Straßenbahnhaltstelle wartete. Dies muß wohl der Beginn des Transports zur Vernehmung im Durchgangslager der Luftwaffe und des zweijährigen Deutschland-Aufenthaltes als Kriegsgefangener gewesen sein. [Die Schilderung der Anpöbelung des gefangenen Bordmechanikers durch die Zivilbevölkerung sowie die Erwähnung einer Straßenbahnhaltstelle legt den Zusammenhang mit einer der von deutschen Zeitzeugen erwähnten Fellbacher Fallschirmlandungen nahe. Eine damals noch junge Fellbacherin berichtet, wie ein gefangener Flieger zur Polizeiwache im dortigen Alten Rathaus geführt wurde. Eine große Zahl von Zuschauern hatte sich versammelt, und Rufe wie *Schlagt ihn tot, den Verbrecher!* erschollen. Diesem Mob stellte sich ein schwächlicher alter Mann im Wengerterschurz, Vater eines damals bei Berlin stationierten Nachtjagd-



Flight Lieutenant Arthur Patrick Dowse, ungefähr 27 Jahre alt, von der 78. Squadron der R.A.F., Linton on Ouse.

piloten, mit den Worten entgegen: *Der Mann ist Soldat und jetzt Kriegsgefangener, und er ist damit unantastbar!*

Bericht des Heckschützen

(Nach einem Artikel der kanadischen Zeitschrift «SCRAMBLE» vom Oktober 1966)

Ich war Gunnery Officer [für Einsatz und Einweisung aller Bordschützen der 78. Squadron, Royal Air Force, verantwortlicher Offizier im Hauptmannsrank] und Heckschütze eines Halifax-Bombers bei dem Angriff auf Pilsen in der Nacht zum 17. April 1943. Pilot war Flight Lieutenant [Hauptmann] Arthur Patrick (Paddy) Dowse, ein sehr tapferer Ire aus der Umgebung von Dublin. Auf unserem Rückflug von Pilsen wurden wir von einem Nachtjäger angegriffen, wobei unser rechter Flügel [Treibstofftanks!] in Brand geriet. Paddy rief über die Bordverständigung: *Das war's, Jungs! – Springt ab!* Die ganze Besatzung außer Paddy und mir sprang ab.

Ich hatte meinen Fallschirm immer bei mir im

Heckturm [hydraulisch beweglicher, plexiverglaster Stand für vier gekoppelte Maschinengewehre] untergebracht. Zu meinem Schrecken ließen sich aber die Turmtüren nicht öffnen. Der Turm war während des Luftkampfes von gegnerischem Feuer getroffen worden, wodurch die Türen klemmten. In meiner Panik, herauszukommen, drehte ich beide Griffe ab. In Verzweiflung schrie ich in die Bordverständigung: *Paddy, Paddy, ich komm' nicht raus!* Erstaunlich ruhig kam Paddy's Antwort zurück: *Andy, beruhige dich, beruhige dich! Versuch's mit dem Beil. Ich kann den Drachen noch fliegen.* So führte ich mit dem Beil im engen Turm einen Schlag gegen die Türen, das sie glatt durchbrach und in der Tiefe verschwand. Doch die Türen blieben verklemmt.

Nun war ich in voller Panik, als Flammen, Funken und glühende Metallteilchen vom brennenden Flügel an der rechten Seite meines Turms vorbeiströmten. Zu allem Unglück begann nun auch der Nachtjäger, wieder auf kurze Distanz zu feuern. In manchen Situationen ist der natürliche Drang zu überleben stärker als Panik. Ich drehte den Turm nach vorne und versuchte, durch Beschuß freizukommen. Schließlich drehte ich die Turmtüren nach links, weg von der brennenden Seite. Derweil bat ich Paddy unaufhörlich, mich nicht zu verlassen. Er antwortete: *Versuch' die Türen mit den Schultern aufzustoßen. Ich bleibe hier, bis du rauskommst.* Ich folgte seiner Anweisung und – die Türen sprangen auf.

Ich fiel hinaus in den Luftstrom, aber mein rechtes Bein verfring sich innen, und so blieb ich am Turm hängen. Ich mühte mich ab, den Rahmen mit den Händen zu erreichen, um das Bein zu befreien, doch kam ich gegen den Fahrtwind nicht an. Dies versuchte ich wieder und wieder, bis zur Erschöpfung. Vorwärts blickend bemerkte ich, daß der linke Flügel tiefer hing und durch das Querruder wieder korrigiert wurde. [Dies beweist, daß der Pilot noch immer steuerte. Es handelte sich um die Linkskurve, die den vom Stuttgarter Westen über Untertürkheim und Fellbach niedergleitenden Bomber zum Aufschlag im damals leergepumpten Hofener Max-Eyth-See gelangen ließ. Vielleicht wollte Paddy im Neckar wassern? Er hatte ja seine Besatzung nach einem Angriff auf Genua im November 1942 schon einmal durch eine Notwasserung in der Bucht von Valencia gerettet.] Der Brand verschlimmerte sich. Ich fühlte die Hitze, gab nun alle Hoffnung auf, fühlte mich seltsam entspannt, blickte weiterhin nach vorne, auf das Ende wartend. Zuletzt brach der brennende rechte Flügel ab, das Flugzeug ins Trudeln versetzend. Rund und rund ging es, immer schneller und schneller, bis die Fliehkraft mein Knie streckte und mich freischleu-

derte. Nach einigen Schwierigkeiten mit dem verrutschten Fallschirmpack gelang es mir, diesen aufzureißen, so daß der Schirm mit einem gewaltigen Stoß meinen Sturz bremste. Unter mir erblickte ich einen See von Feuer [das am Boden ausbrennende Flugzeugwrack mit seiner Treibstoffladung].

Dann weiß ich nichts mehr, bis ich von Deutschen wachgerüttelt wurde. Paddy hätte genug Zeit gehabt, abzuspringen, aber er hielt in heroischer Weise bis zur letzten Minute aus, um das Leben eines Besatzungskameraden zu retten. Lieber Paddy! Ich, meine Frau und meine Familie werden Dir immer dankbar bleiben für das Leben, das Du mir unter Opferung Deines eigenen Lebens geschenkt hast! [Ein Geschwisterpaar hat die Fallschirm-landung in der Nähe eines damals noch freistehenden Hauses über Stuttgart-Hofen beobachtet und den Flieger, der durch den Luftsog seine Stiefel verloren hatte, zur Hofener Polizeiwache geleitet. Von dort wurde er mit einem Wagen zur polizeilichen Vernehmung nach Waiblingen gebracht, wo ihn auch der erfolgreiche Nachtjagd-pilot aufsuchte und unter dem Protest des NSDAP-Ortsgruppenleiters mit Zigaretten beschenkte. Bei der Vernehmung hatte der Heckschütze die Schwangerschaft seiner Frau und seinen Beruf als Polizist – *I was a British GESTAPO* – erwähnt. Der während der Kriegsgefangenschaft des Vaters geborene Sohn erhielt zum Gedenken an den toten Piloten dessen Vornamen.]

Der tote Pilot

Flight Lieutenant [Hauptmann] Arthur Patrick Dowse stammte aus der Gegend von Dublin, Irland, wo seine betagte Schwester noch heute allein im Elternhaus lebt. Er war bei seinem Tod etwa 28 Jahre alt und hatte anlässlich eines Kurzurlaubs unmittelbar zuvor eine gleichfalls im Dienst der Royal Air Force stehende Kanadierin geheiratet, die inzwischen zum zweiten Mal Witwe wurde. Als er seine hier beschriebene letzte Besatzung übernahm, hatte er bereits eine «Tour of Operations» mit etwa 30 Einsatzflügen hinter sich gebracht und war mit dem «Distinguished Flying Cross» (D.F.C.) ausgezeichnet. In der 78. Squadron fungierte er nebenher auf Grund seiner großen Flugerfahrung auch als «Pilot Instructor».

Seine Mannschaft zollt ihm noch heute höchste Achtung wegen seiner Kameradschaftlichkeit – auch gegenüber niedrigeren Dienstgraden – und Fürsorge, ferner wegen seines bei einer Notwasserung im Mittelmeer sowie seines bei der Landung eines schwer beschädigten Bombers bewiesenen hohen fliegerischen Könnens, vor allem aber wegen

seines Aushaltens am Steuer der brennenden DT 773, das allen übrigen Insassen die Rettung ermöglichte, die ihm selbst nicht mehr gelang. Vermutlich wurde er durch die von Augenzeugen geschilderte Explosion des Treibstoffs ohne Fallschirm – wohl bewußtlos – herausgeschleudert. Seine zerschmetterte Leiche schlug laut einem Zeitzeugen oberhalb des Stuttgarter Max-Eyth-Sees auf damals noch freiem Feld im Bereich des jetzigen ökumenischen Gemeindezentrums Neugereut auf. Ein leerer Haken des Fallschirm-Gurtwerks, der auf einem Foto zu erkennen ist, beweist, daß der Schirm selbst nicht eingeklinkt war.

Dowse war zunächst auf Veranlassung des Übernahme-Kommandos des Fliegerhorsts Nellingen auf dem Stuttgarter Hauptfriedhof im nahen Steinhaldenfeld bestattet, bis er 1948 auf Befehl der Militärregierung exhumiert und auf den Dürnbach War Cemetery beim Tegernsee umgebettet wurde.

Nach einem halben Jahrhundert

Heutige Kontakte zwischen Akteuren und Augenzeugen sowie gemeinsame Besuche der Schauplätze pflegen rasch zu gegenseitigem Verständnis, ja zu Freundschaften zu führen. Selbst für die aggressive Haltung von Teilen der Bevölkerung, die im vorliegenden Falle – wie schon erwähnt – zwei Nächte zuvor gerade im Umkreis der Absturzstelle hart getroffen worden war, äußern sie ein gewisses Verständnis. Sie sind auch dankbar für alle Hilfe, die insbesondere ihrem schwer verletzten Bomben-

schützen zugute kam, wie auch für die Schilderungen zahlreicher Augenzeugen, die sich auf Pressehinweise gemeldet hatten.

Unverkennbar ist das Erwachen eines solidarischen Wir-Gefühls zwischen den etwa generationsgleichen damaligen Befehlsempfängern, die die Schrecken des Luftkriegs – wenn auch auf verschiedenen Seiten der damaligen Fronten – überlebten. Bitter kritisiert werden indessen «die Politiker jener Tage», die «uns» damals «verseift haben»: *They washed their hands of us*. Vom Wachsen menschlicher Verbundenheit über die düstere Vergangenheit hinweg zeugt auch eine Briefbeilage des Bordschützen 2 der Dowse-Besatzung, ein Ausschnitt aus der neuesten Ausgabe von «AIR MAIL», dem Organ des Veteranenverbandes der Royal Air Force, mit dem Aufruf eines Obersten, den britischen Fonds zum Wiederaufbau der 1945 von britischen Bomben zerstörten Dresdener Frauenkirche zu unterstützen. Kurator und wohl auch Initiator dieses Fonds ist der aus deutsch-jüdischer Familie stammende, als Schrittmacher der britisch-deutschen Versöhnung bekannte anglikanische Pfarrer Dr. Paul Oestreicher aus Coventry, der in den Jahren 1940 und 1941 von deutschen Bomben verwüsteten Partnerstadt Dresdens.

Im jüngsten Brief des Funkers steht der Satz: *Ich hoffe, daß die Dowse-Crew-Eskapade in die geschichtliche Dokumentation Eingang findet, nicht etwa in der Absicht, ihr einen besonderen Bekanntheitsgrad zu verschaffen, sondern um die Qualen der in den Krieg von 1939 bis 1945 verwickelten Menschen beider Seiten zu erläutern.*

Anmerkung:

Der Verfasser verdankt Dr. Ralf Beckmann vom Stadtarchiv Fellbach und Dieter Kapff von der «Stuttgarter Zeitung» wertvolle Kontakte zu Zeitzeugen.

Die Leiche von Hauptmann A. P. Dowse auf dem damals noch freien Feld beim heutigen ökumenischen Zentrum in Stuttgart-Neugereut. Der Pilot wurde offenbar durch die Explosion der Treibstofftanks aus dem Cockpit gerissen, wobei er Stiefel und Overall verlor.



Raimund Waibel Museen des Landes: Das Harmonikamuseum in Trossingen

«Harmonika – Hohner – Trossingen». Drei Begriffe, respektive Namen, bilden seit über hundert Jahren eine unauflösbare Einheit. Die Erfolgsgeschichte der Harmonika – der Mund- und der Ziehharmonika – ist ohne die Firma Matthias Hohner und ohne den württembergischen, zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb gelegenen Ort Trossingen kaum vorstellbar. Wer «Harmonika» sagt, denkt auch immer an «Hohner» – und doch ist dies nur die eine Hälfte der Wahrheit, wie ein Besuch im Harmonikamuseum in Trossingen unschwer erweist.

Ogleich es von vielen Besuchern zunächst erwartet wird, ist das Harmonikamuseum kein «Hohnermuseum», sondern der Geschichte der Harmonika im Allgemeinen gewidmet, der Geschichte der Harmonikaproduktion ebenso wie der Geschichte jener, die sie herstellten, der Unternehmer und der Arbeiter, der Harmonikamusik ebenso wie der Bewegung der Harmonikaorchester, schließlich aber auch dem Dekor der Instrumente und der Harmonikawerbung, wo sich ganz unerwartet weltge-

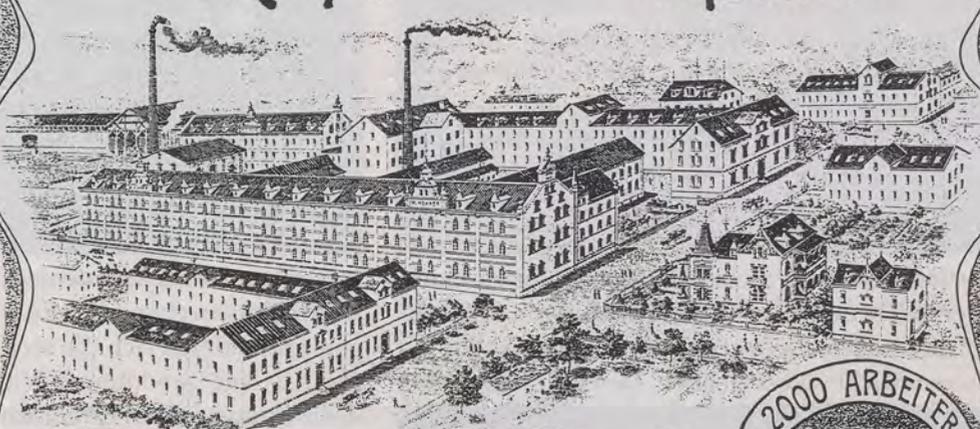
schichtliche Ereignisse widerspiegeln, sich Zeitgeist mannigfach manifestiert.

Die Erwartung der Besucher, in Trossingen ein «Hohnermuseum» vorzufinden, hat freilich außer der geschilderten Identifikation des Begriffes Harmonika mit eben jener Familie und Herstellerfirma noch einen weiteren realen Hintergrund: Grundlage des Harmonikamuseums ist die sogenannte «Hohnersammlung», die ehemals firmeneigene Mustersammlung, die auch das Archiv des Unternehmens umfaßt. Diese in der Welt einmalige Sammlung, die nebst vielem anderen die unglaubliche Zahl von rund 23 000 verschiedenen Mundharmonikas einschließt – davon etwa die Hälfte aus der Hohnerproduktion –, wurde 1987 samt dem dazu gehörenden Gebäude vom Land Baden-Württemberg erworben, um die in eine wirtschaftliche Schiefelage geratene Firma zu retten. Einschließlich einer direkten Subvention, die etwa dem Wert der Sammlung gleichkam, unterstützte das Land damals die Hohner AG mit rund acht Millionen Mark und schloß mit der Firma einen Vertrag, der Hoh-



Diese Annonce aus dem Jubiläumsspekt von 1907 – 50 Jahre Hohner – ist als Wandplakat im Harmonika-Museum zu sehen.

**GRÖSSTE FABRIK
KLEINER MUSIKINSTRUMENTE IN DER WELT**



GEGRÜNDET 1857 **2000 ARBEITER**
15 FILIAL-FABRIKEN

HOHNER ACCORDEON

Die HOHNER-ACCORDEON-FABRIK

ist wie die Hohner-Mundharmonika-Fabrik die bedeutendste der Welt.

Die Hohner Accordeons werden alle in der Fabrik selbst hergestellt, nicht in Heimarbeit wie sonst üblich. Ich kann daher für **gleichmässige Qualität und Ausstattung** garantieren.

Nur das **beste Material** wird dazu verwendet:
jahrelang vorgetrocknetes Holz und feinste, glockenhelle, sonore Stimmen.

Jedes Accordeon wird vor Versand von 6 Stimmern durchprobiert, daher kann ich für **genaue Abstimmung** Gewähr leisten.

Sämtliche neuesten Verbesserungen sind an den Hohner Accordeons angebracht, die sich als verlässlich in jeder Beziehung bewährt haben.

NUR AUF QUALITÄT SEHEN!
NUR „HOHNERS“ KAUFEN! ES SIND DIE BESTEN!

ner verpflichtete, zunächst für den Aufbau eines Museums, das aus dieser Sammlung bestückt werden sollte, und dann für dessen Unterhalt zu sorgen. Damit hatte das Land zum einen einem weltbekannten baden-württembergischen Unternehmen in einer Notlage finanziell unter die Arme gegriffen und viele Arbeitsplätze gesichert, zum anderen aber dem Südwesten und dem interessierten Publikum – nicht nur den musikhistorisch Interessierten, wie zu zeigen sein wird – eine einmalige Sammlung erhalten und zudem die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß diese Schätze erstmals öffentlich zugänglich wurden.

Ein «Wunschmuseum» der Firma Hohner war das Harmonikamuseum freilich nicht, und es sollte noch einigen Kampfes und zäher Verhandlungen bedürfen, bis sich der junge Museumsleiter Martin Häffner an die Arbeit machen und schließlich 1991 das Museum seine Pforten öffnen konnte. Als Hel-

fer in der Not, ja als Rettungsanker hatte sich letzten Endes die Stadt Trossingen erwiesen; sie übernahm neben anderen finanziellen Verpflichtungen für das Museum auch die Kosten für den Museumsleiter zu einem Drittel, indem sie dem gelehrten Historiker zugleich das Amt des Stadtarchivars übertrug.

*Viele tausend Mundharmonikas –
Namen und Dekor spiegeln den Zeitgeist*

Im Harmonikamuseum in Trossingen wird die Geschichte vom Aufstieg und dem nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzenden langsamen Verfall der Mund- und Ziehharmonikaindustrie – verteilt auf zwei Stockwerke – auf rund 500 m² vorgeführt. Bereits das Gebäude – oder besser gesagt ein Drittel davon – stellt für den Harmonikafreund eine geschichtsträchtige Überraschung dar, wurde dieses

ehemalige Schul- und Rathaus im vergangenen Jahrhundert doch von Christian Weiß, einem lokalen Konkurrenten von Matthias Hohner, erworben, der hier einen Harmonikabetrieb einrichtete. Als dieses Haus – wie so viele andere landauf, landab – dem modernen Verkehr weichen mußte, ließ es die Stadt an seinen heutigen Standort neben dem älteren Trossinger Heimatmuseum translozieren und durch einen Anbau um zwei Drittel vergrößern. So präsentiert sich das Museumsgebäude heute als ein seltsamer Zwitter: vorne im historischen Fachwerkgewand, hinten in der tristen Betonkutte der Gegenwart.

Künstlerische und architektonische Überraschungen entbehrt der so entstandene Museumsbau, unter ästhetischen Gesichtspunkten ist er kaum als Schwergewicht zu bezeichnen. Den Räumlichkeiten eignet ein eher spröder Charme. Die Faszination des Museums liegt in den Exponaten, insbesondere in den in die Tausende gehenden Mundharmonikas aus mehr als hundert Jahren.

Mundharmonikas jeder Couleur und jeder Gestalt also – und dies ist sowohl wörtlich wie im übertragenen Sinn zu verstehen. Alle Hersteller hatten nämlich erkannt, daß den auf dem Instrumentenkörper angebrachten Beschlägen – dem Gesicht der Mundharmonika – unter verkaufspolitischen Gesichtspunkten allerhöchste Bedeutung zukam. So wurden und werden neben den Klassikern wie der *Marine Band* von Hohner seit mehr als einem Jahrhundert spezielle Instrumente für die verschiedensten Märkte und Bedürfnisse produziert. Kaum

eine Beschreibung vermag diese Verkaufsstrategie besser zu schildern als jenes Werbeplakat aus der Zeit der Jahrhundertwende, auf dem der Firmengründer Matthias Hohner mit dem markanten Backenbart seine Kundschaft aus aller Welt bedient: Chinesen, Araber, Indianer, Türken, Spanier, Neger, einen Cowboy und sogar die US-Navy, aber auch einen würdigen Professor mit Brille und Bart und einen Lebemann mit Spitzbart, Monokel und Zylinder. Alle drängen sich heran zu Hohners Verkaufsstand, um eine *Erika*-Mundharmonika zu erwerben, beziehungsweise sie verlassen den Stand nach getätigtem Kauf unübersehbar beglückt.

Im Dekor der Instrumente spiegelt sich Zeitgeist wider. Entsprechend bunt und voller Überraschungen präsentieren sich die sechs dem Dekor und seiner Aussage gewidmeten Vitrinen im ersten Stock des Museums: Die Turner-Mundharmonikas etwa, deren älteste *Gut Heil* aus dem Jahr 1894 stammt, daneben Instrumente für die Skiläufer, die Wanderer, die Alpinisten; bis hin zur Campingbegeisterung des Wirtschaftswunders in den 50er und 60er Jahren. Andere Beschläge der kunstvoll und ganz offensichtlich liebevoll arrangierten Instrumente vermarkten die Heimatliebe oder das Fernweh, politische Bewegungen und Sehnsüchte, wobei die Hersteller weder vor Freiheitshelden – von Wilhelm Tell über Garibaldi bis zur mexikanischen Revolution – noch vor Horst Wessel und den braunen Schlägertrupps der SA haltmachten. Letztere Mundharmonika wurde allerdings 1933/34 nur verhältnismäßig kurze Zeit produziert, da zahlrei-



Eines der schönsten Werbeplakate für Hohner-Mundharmonikas, um 1900. Der Firmengründer Matthias Hohner persönlich verkauft an alle Welt, die Kundschaft reißt sich um die Mundharfen. Links auf der Leiter streckt sich ein Mitarbeiter Hohners schon nach der nächsten Kiste.



Eine der wenigen Schutzdecken mit Jugendstil-Ornamenten, um 1905.



Das Luxusmodell «Aero Band» von 1912 mit einem Luftschiff des Grafen Zeppelin. Die Decke ist Silber geätzt und fein graviert.

che Anhänger der braunen Bewegung gegen diese Vermarktung des Mythos protestierten.

Andere Instrumente – wie etwa jene mit den Märchenszenen – wurden eigens für Kinder produziert. Sie finden sich im Trossinger Harmonikamuseum heute in einer eigenen, ganz niedrigen Vitrine in Kinderaughöhe. In der Reihe *Unsere Lieblinge* stößt der Besucher auf bekannte Politikergesichter, darunter nicht nur auf Ronald Reagan zusammen mit Michail Gorbatschow, sondern auch auf die heute wohl eher als Peinlichkeit empfundene und gerade deswegen als historisches Dokument zu wertende Harmonika mit dem Konterfei Helmut Kohls auf der einen und Erich Honeckers auf der anderen Seite. Unter dem Titel *Unsere Helden – Die Fürsten der Sieger* hatte man schon im Ersten Weltkrieg – etwas vorschnell – die Portraits der Kaiser Wilhelm II. und Franz Joseph von Österreich-Ungarn, König Ferdinands von Bulgarien und des verbündeten türkischen Sultans vermarktet.

Bei so viel Geschäftstüchtigkeit wird es nicht verwundern, daß die Firma Hohner – aber nicht nur sie! – im Ersten Weltkrieg sowohl Instrumente mit die deutschen Frontsoldaten ansprechenden Deckeln und gleichzeitig 1915 via Schweiz auch ein baugleiches Modell unter dem Namen *Alliance Harp* für deren Gegner vertrieb. Welch groteske Vorstellung, daß die Todgeweihten in den Schützengräben auf beiden Seiten die Angst vor dem nächsten Sturmangriff mit Musikinstrumenten aus ein und derselben Produktion im wahrsten Sinne «über-spielten»! In diese Kuriositätenreihe des Schreckens gehört auch eine Mundharmonika in Gestalt des leichten Kreuzers «Emden», der damals in der Südsee zu einem legendären Ruf gekommen ist. Am Krieg läßt sich eben in ganz verschiedener Form verdienen.



Der leichte Kreuzer «Emden» als Mundharmonikamodell von 1915. Die größeren Fabriken produzierten zu Beginn des Ersten Weltkriegs eine Vielzahl von Kriegsmodellen. Im Hintergrund das erste Hohner-Modell mit militärischem Bezug. Die «Cartridge-Harp» von 1902, deren Schallbecher einer englischen Granate aus dem Burenkrieg nachgebildet war.

Vor dem Ersten Weltkrieg beherrschte Matthias Hohner den Weltmarkt

Die genannten sechs «Zeitgeist-Vitrinen», vor denen der aufmerksame, ein Auge für das Detail besitzende Besucher riskiert, einen Gutteil der für den Besuch des Harmonikamuseums reservierten Zeit zu verbringen, führen in Form eines kulturhistorischen Potpourri gleichsam ein in die Welt der Mundharmonika. Und doch stehen sie nicht am Anfang des Rundgangs durch das Museum, sondern erst an zweiter Stelle. Die ersten, ebenfalls als Einführungen gedachten Stationen nämlich sind zum einen den – weil ebenfalls auf dem Prinzip der schwingenden Stimmzunge beruhenden – Vorläufern der Mundharmonika und zum anderen der

Frühgeschichte der Harmonikaproduktion in Trossingen gewidmet: Neben recht ausführlich ausfallenden Texten stößt der Besucher zunächst auf ein altchinesisches Sheng-Instrument sowie auf eine Maultrommel und diesen gegenüber auf eine großformatig reproduzierte historische Aufnahme des «Zeughäusle» in Trossingen, wo um 1830 der Zeugmacher oder Weber Christian Meßner sehr zum Unwillen seines Vaters, der die Basterei des Sohnes angesichts der Armut der Familie als unnütze Spielerei betrachtete, die ersten Trossinger Mundharmonikas herstellte. Erst als deren Verkauf mehr abwarf als die Weberei, gab der Vater seinen Widerstand auf. Durch Gucklöcher in der Fotowand vermag der Besucher dem «Zeugchriste» bei der Arbeit zuzusehen, bevor er einige Schritte weiter an die aus der Zeit der industriellen Massenfertigung stammenden Werkische aus der Hohner AG stößt. Dort wird bei Führungen und auf Voranmeldung auch heute noch produziert: Ehemalige Trossinger Harmonika-Meister demonstrieren den Arbeitsvorgang vom Aufnageln der Stimmzungen auf die Stimmplatte über das Stimmen am Stimmtisch bis schließlich zum Aufdeckeln der Beschläge und der Fabrikation der Etuis – letzteres geschah einst hauptsächlich in Heimarbeit.

Das Harmonikamuseum will aber mehr dokumentieren als hohnersche Firmengeschichte oder die Bedeutung Trossingens für die heute kleiner gewordene Harmonikabewegung, wenn auch die Trossinger Firmen und unter ihnen vor allem die Firma Hohner für diesen Zweig der Musikgeschichte eine weltweit zentrale Stellung einnahmen. Eine Weltkarte im Obergeschoß zu Beginn des zweiten Teils des Rundgangs verdeutlicht denn auch, daß nicht nur die Begeisterung für die Mundharmonika und das Akkordeon ein weltweites Phänomen war – dies wird man als bekannt voraussetzen dürfen –, sondern auch die Produktionsorte fast über die ganze Welt verteilt waren, bis nach Südamerika und in den Fernen Osten. Mundharmonikas aus den Firmen der Herren Alfredo Hering in Blumenau/Brasilien und T. Yamaha in Japan beweisen, daß das angeblich «urdeutsche» Instrument nach 1914 auch Eingang in andere Kulturen fand. Hohner hat auch solche exotischen Stücke gesammelt, die selbstverständlich auch in die Ausstellung aufgenommen wurden, lenken sie doch den Blick erneut über die engen Trossinger Grenzen hinaus auf die weltweite Erfolgsgeschichte der Mundharmonika. Die beiden letztgenannten ausländischen Firmen produzieren übrigens noch immer Musikinstrumente, der japanische Kleinkonkurrent der 30er Jahre, Yamaha, ist Hohner freilich längst über den

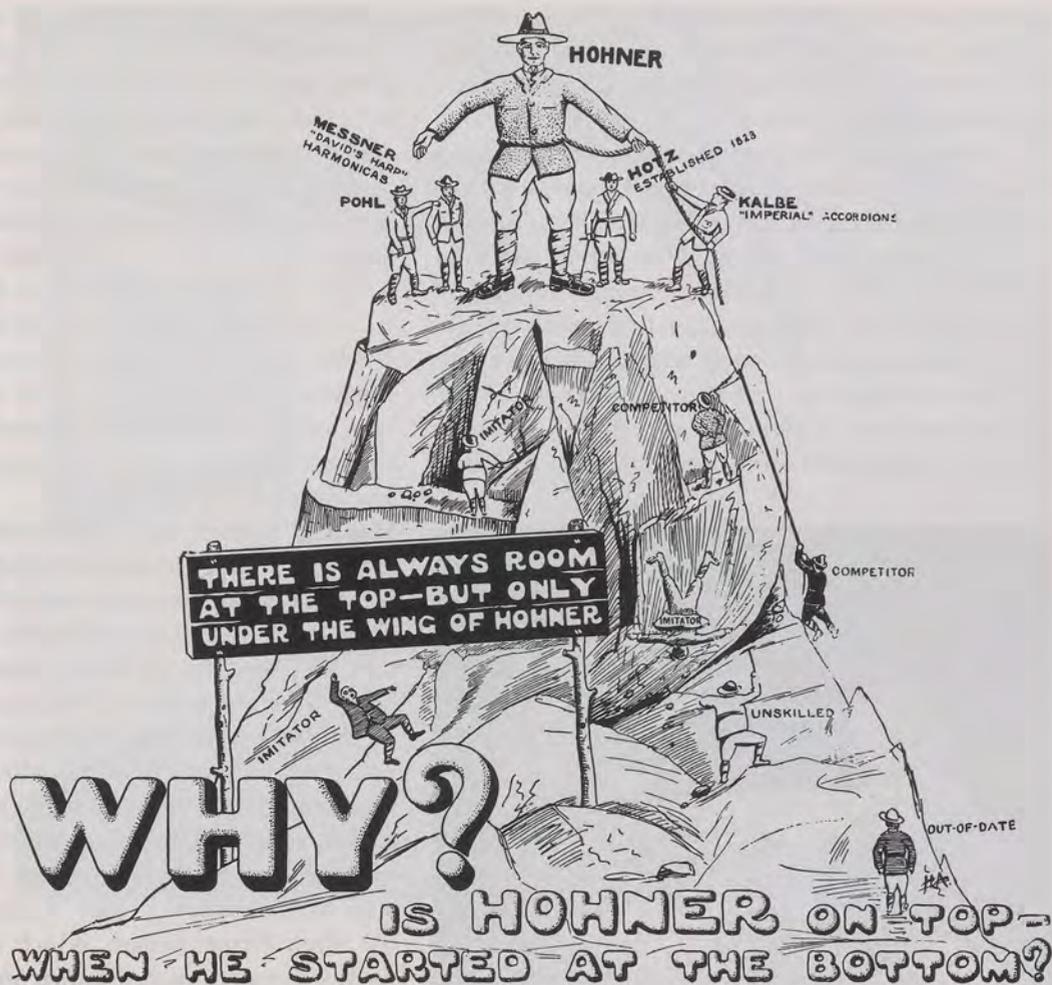
Kopf gewachsen und zählt heute zu den ganz Großen, vor allem auf dem Gebiet der elektronischen Musikinstrumente.

Und doch: Bis zum Ersten Weltkrieg beherrschte Deutschland den Harmonika-Markt, insbesondere eben gerade die Hohner AG, die nach und nach ihre Konkurrenten aufkaufte und schließlich dort, wo schon lange zuvor Trossinger Unternehmen – zu nennen wären hier neben Hohner an erster Stelle die Gebrüder Meßner als ältester und And^s Koch als größter Konkurrent der Hohner AG sowie Christian Weiß – eine Monopolstellung eingenommen hatten, Hohner im Grunde konkurrenzlos produzieren und verkaufen konnte. In einer im Hohner-Katalog für die USA, dem wichtigsten Absatzmarkt für Mund- und Ziehharmonika-Instrumente aus hohnerscher Produktion, 1912/13 verwandten Annonce stellte die Firma diese Entwicklung ohne Scheu dar. «On the top», ganz oben in der Harmonikawelt steht Hohner, andere Unternehmen sind allenfalls dann mit dabei, wenn sie unter den Fittichen der Trossinger Firma standen, sprich aufgekauft waren. Andere Konkurrenten hängen chancenlos am Seil oder haben sich in der Wand verstiegen. Imitatoren gar stürzen ab, fallen zu Tode.



«Es ist immer Platz auf dem Gipfel – doch nur unter den Fittichen von Hohner». Bildlicher Ausdruck der marktbeherrschenden Stellung der Firma Hohner. Entnommen einem Katalog von 1912, der nur in englischer Sprache erschienen ist. Die Frage «Why?» wird mit «Quality» beantwortet.

Linke Seite: Aufnahme aus dem Etikettenbuch der Firma Hohner. Hunderte von bunten Etui-Aufklebern zeigen, wie seit etwa 1890 der Zeitgeist vermarktet wurde.



Deutlicher läßt sich dieser Monopolisierungsprozeß kaum mehr darstellen.

Doch gleich gegenüber der Weltkarte wandelt die Ausstellung zunächst wieder auf europäischen Pfaden: In einer separaten Vitrine ruhen ausgesucht wertvolle Mundharmonika-Instrumente, darunter solche mit à jour geschnitztem Elfenbeingehäuse (Wilhelm Thie, Wien). Die archaisch wirkenden Hohner-Modelle daneben – angeblich aus der Mitte des 19. Jahrhunderts – sind freilich wahrscheinlich Nachbildungen, angefertigt für das Jubiläum «100 Jahre Harmonika in Trossingen» anlässlich der Stadterhebung von Trossingen im Jahr 1927.

Im Betrieb und zu Hause arbeitet die ganze Familie – Expansion durch Filialen und Kauf fremder Firmen

Wenige Schritte weiter befindet sich der Besucher wieder auf heimischem Boden, in und um Trossingen: Bei aller Begeisterung für das Dekor und den Erfolg der Trossinger Firmen will das Harmonikamuseum auch gerade jene Hände nicht vergessen, die diese Instrumente herstellten. Ohne die Arbeiter und deren lange Arbeitszeiten, bis ins 20. Jahrhun-

dert hinein an sechs Tagen in der Woche, ohne auch die Arbeit der Frauen und Kinder, sowohl in der Fabrik wie insbesondere in der Heimindustrie – und man wird hinzufügen dürfen: ohne die heute kaum mehr vorstellbare Beanspruchung der Arbeitskraft aller Beschäftigten bei vergleichsweise geringer Entlohnung –, wäre der Aufstieg nicht nur der Hohner AG unvorstellbar. Eine Stechuhr markiert im Harmonikamuseum den von vielen Zeitgenossen als einschneidende Veränderung empfundenen Übergang von der handwerklichen, in Grenzen noch eigenverantwortlichen Herstellung zur industriellen Massenproduktion.

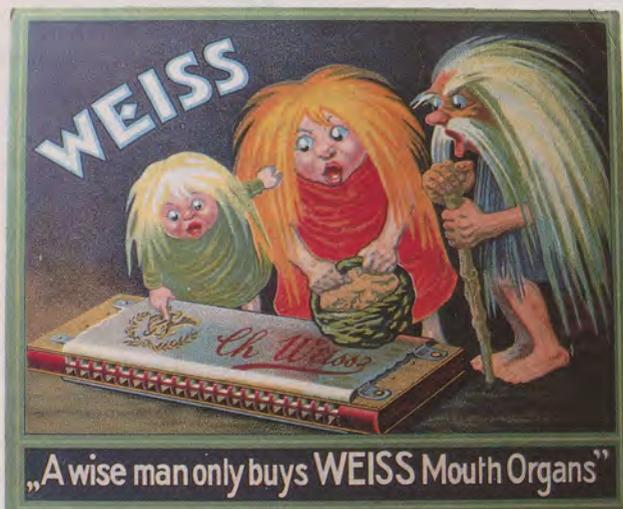
Um 1890 hatten die Trossinger Firmen den lokalen Arbeitsmarkt erschöpft. Arbeitskräfte wurden zur Mangelware. Die Vergabe von Aufträgen in Heimarbeit erwies sich als vergleichsweise unrentabel. Und wo der Prophet nicht zum Berge kommt, muß der Berg zum Propheten kommen: Vor allem die Firmen Hohner und Weiß errichteten Filialbetriebe im Umland, wo es noch genügend Arbeitskräfte gab und wo zudem die Löhne geringer waren. Ein Modell im Harmonikamuseum zeigt denn auch anschaulich, wo diese Filialen lagen: insbesondere

südlich und östlich von Trossingen, wo die Baar und der Heuberg noch keine Industrie kannten; im Westen hatte die Schwarzwälder Uhrenindustrie das Terrain bereits besetzt.

Die «Erfolgsstory Hohner» beruhte seit Anbeginn weniger auf genialen Erfindungen oder schwäbischer Tüftelei denn auf ausgeklügelten Verkaufsstrategien einerseits – schon früh hatte gerade Matthias Hohner die Bedeutung der Werbung entdeckt –, aber andererseits auch gezielter und unter moralischen Gesichtspunkten auch schamlos zu nennen: der Industriespionage und Abwerbung von Facharbeitern, mit deren Anstellung man oft auch die neuesten Produktionsverfahren kennenlernte. Matthias



Werbeaufsteller aus Karton, 1912. Der blondgelockte Knabe ist Frank Hohner, ein Enkel des Firmengründers.



Kleines Schaufensterplakat der Trossinger Firma Ch. Weiss, um 1920/25.

Hohner hat seinen Einstieg in das Harmonikagewerbe später in einer autobiographischen Schrift selbst und ganz ohne Scheu, ja mit einem gewissen Stolz auf seine Schläue dargestellt: *Ein junger Mann mit 21 Jahren unter dem Namen Matthias Hohner (dieser war ich) faßte den Entschluß, die Harmonikamacherei zu erlernen und zwar ohne Lehrmeister, weil er wußte, daß er nicht als Lehrling aufgenommen werden würde, so faßte er den Entschluß, mit List das Geheimnis zu ergründen, schloß sich (...) Ch. Weiß (beide standen im gleichen Alter) kameradschaftlich an, um so Beobachtungen anzustellen, in das Geheimnis einzudringen, es gelang, indem er vielleicht 6 Stunden der Arbeit des genannten Weiß zusehen konnte, dann wurde er verraten und ihm die Thüre gewiesen.*

Matthias Hohner und später seine Söhne entsandten auch Arbeiter in andere Betriebe, um dort Werkspionage zu treiben – so etwa gelangte der Vater in den Besitz des ersten mechanischen Stimmtisches von Wilhelm Thie in Wien, einer die Arbeit ungeheuer vereinfachenden Erfindung –, oder man kopierte andere, bessere Instrumente – etwa der renommierten Firma Friedrich Hotz in Knittlingen –, und man warb schließlich auch Facharbeiter der Konkurrenz ab. Wenn dem Konkurrenten dann die Luft ausging, stand Hohner zur Übernahme bereit. Aus verkaufsstrategischen Gründen behielt man die alten Firmennamen jedoch oft jahrzehntelang noch bei, wenn auch die Instrumente schon längst reine Hohner-Produkte waren. Mundharmonikas unter dem Traditionsnamen «Friedrich Hotz» wurden noch bis 1982 hergestellt, obwohl die Knittlinger Firma bereits 1906 von Hohner übernommen worden war.

*Mundharmonika-Orchester-Bewegung –
In den 20er Jahren Kommerz mit Pädagogik verbunden*

Der Erste Weltkrieg brachte für die deutschen Harmonika-Hersteller den Verlust bedeutender Teile ihres ausländischen Marktes, der auch von der Herstellung der *Alliance Harp* für die Soldaten auf der anderen Seite der Schützengräben nicht einmal annähernd ausgeglichen werden konnte. Vor allem Matthias Hohner war sehr exportorientiert und hatte insbesondere in die USA geliefert. Nach Kriegsende konnten die verlorenen Märkte nur ganz allmählich wieder gewonnen werden, in Deutschland selbst herrschte in den 20er Jahren gerade in jenen Kreisen der Bevölkerung, die die Hauptmasse der Harmonika-Käufer ausmachte, den unteren und mittleren Schichten, bittere Not. Hohner mußte sich nach einer neuen Vermarktungsstrategie umsehen und wurde Mitte der 20er

Blick in den Rundgang zur Harmonikageschichte im ersten Obergeschoß des Trossinger Harmonikamuseums. Das Nebeneinander von Großexponat – Stechuhr, Landschaftsmodell, gerahmte Fotomontage – und übersichtlicher Ausstellungsdidaktik – Tafeln und Vitrinen – ermöglichen die Beschäftigung mit der Harmonikageschichte um 1900.



Jahre fündig. Es galt, die von der Firma produzierten Instrumente, sowohl die Mund- wie die Ziehharmonika, vom Ruf eines Spielzeugs, eines nicht ganz ernst zu nehmenden, vor allem von Angehörigen marginaler Gruppen, von Arbeitern, Matrosen, Spielleuten oder auch von der Wandervogelbewegung gespielten, eines jedenfalls nicht zum anspruchsvollen Musizieren passenden Instruments zu befreien: 1925 rief die Firma Hohner die Mundharmonika-Orchester-Bewegung ins Leben.

Mittels einer regelrechten Propagandawelle in Form von Werbeheftchen, Informations- und Propagandaschriften sowie Flugblättern, seit 1928 auch der Monatszeitschrift *Hohner-Klänge*, insbesondere aber von der Firma massenhaft veranstalteten Konzerten der bereits bestehenden Mundharmonika-Orchester propagierte die Hohner AG, die nun vermehrt spezielle Orchester-Mundharmonikas produzierte, das Mundharmonikaspielen; gerade auch in Schulen, nach amerikanischem Vorbild. Und die Deutschen zeigten sich begeistert: In weniger als fünf Jahren wurden in Deutschland mehr als 5000 Mundharmonika-Schulorchester gegründet.

Als die Gründungswelle Ende der 20er Jahre ihren Höhepunkt erreicht hatte – es war die Zeit der Weltwirtschaftskrise, wieder sah die Firma schwierigen

Zeiten entgegen! –, schob Hohner eine neue Idee nach: Eine weitere musikpädagogisch verbrämte, aber hauptsächlich ökonomischen Interessen dienende Initiative, die Handharmonika-Orchesterbewegung, sollte die ältere Orchesterbewegung im Geiste und zum Nutzen von Matthias Hohner ergänzen. Und wieder hatte der Werbefeldzug Erfolg. Das 25köpfige «Hohner Handharmonika-Orchester» unter der Leitung des genialen Trossinger Meisterspielers Hermann Schittenhelm diente seit 1927 als zugkräftige Lokomotive für den Hohner-Werbezug. Ein Jahr später bereits entstanden um Trossingen und in der Region Stuttgart die ersten Handharmonika-Orchester, im Schneeball-System folgten in den kommenden Jahren hunderte, ja tausende im ganzen Deutschen Reich und weit über dessen Grenzen hinaus.

In den 30er Jahren konnten die Harmonika-Freunde mit Stolz auf ihre Instrumente und ihre Musik schauen: Die Harmonika war gesellschaftsfähig geworden. Und sogar *das* Medium der Zwischenkriegszeit, der Film, entdeckte die Trossinger Instrumente. Zwischen 1930 und 1939 entstanden mehrere Spiel- und Dokumentarfilme mit und um die Zieh- und Mundharmonika. Einen nicht unwesentlichen Anteil an dieser Entwicklung hatten frei-



Originalgetreuer Nachbau eines Schaufensters nach der Broschüre «Hohner-Schaufensterdekorationen», die die Firma in den 50er Jahren für die Fachhändler herausgab. Damals war die zweite große Blütezeit für Harmonika-Instrumente.

lich auch die politischen Zustände in Deutschland. Die Harmonika paßte als preiswertes und relativ leicht zu erlernendes Instrument gut zur Volksgemeinschafts-Ideologie der Nazis und der von ihnen propagierten Rückbesinnung auf deutsches Liedgut und Melodien. Höhepunkt der damaligen unter staatlicher Förderung stattfindenden Großveranstaltungen war der «Tag der Handharmonika» 1936 in Würzburg.

Die Geburtsstunde der Harmonika-Begeisterung hatte freilich in den Jahren vor jener unglückseligen «Machtergreifung» gelegen: die der geschilderten Orchesterbewegung ebenso wie die Gründung eigener Musikverlage und des «Deutschen Handharmonika-Verbandes», des Dachverbandes der neuen Orchester, die 1931 erfolgte. Die Trossinger Handharmonika-Fachschule, die bis heute als «Hohner-Konservatorium» fortlebt, ist gleichfalls noch vor 1933 gegründet worden. Im Jahre 1934 wurde der

Deutsche Handharmonika-Verband jedoch gleichgeschaltet, indem er in die Reichsmusikkammer eingegliedert wurde.

Die Ausstellung im Harmonikamuseum mißt der Firmengeschichte in der Zeit des sogenannten Dritten Reiches erfreulicherweise verhältnismäßig große Bedeutung zu, ohne daß man sagen könnte, daß Hohner ein besonders wichtiger oder aktiver Förderer der nationalsozialistischen Bewegung und Politik gewesen wäre. Aber ein Vorzeigebetrieb im Sinne der Nazis war die Firma doch, woran der Verkaufserfolg einerseits und die noch recht patriarchalische Betriebsstruktur sowie die Schwäche der Trossinger Arbeiterbewegung andererseits Anteil hatten.

1939 bis 1945 zogen die deutschen Soldaten wieder wie 1914 bis 1918 mit «ihrer Hohner» in der Tasche – nun unter dem Modellnamen *Wenn wir marschieren* und *Gruß von Daheim* – ins Feld. Daß dabei man-

che Instrumente zum Lebensretter wurden, belegen verbogene Mundharmonikas mit Kugeleinschußlöchern. Pendants dazu aus dem Ersten Weltkrieg finden sich im ersten Stockwerk der Ausstellung. Die eingezogenen Trossinger Arbeiter wurden bald durch Zwangsarbeiter und -arbeiterinnen aus Polen und der Sowjetunion ersetzt, die freilich nun bei Hohner neben Musikinstrumenten vor allem Zünder für Bomben und Granaten fabrizierten. Auch ihre Geschichte und Leidenszeit ist im Harmonikamuseum erwähnt. Die Hohner AG war ein kriegswichtiger Betrieb geworden. Das Verhältnis zwischen Zünderfabrikation und Instrumentenherstellung betrug 1943 etwa 2:1.

In dem «stummen» Museum fehlen Klangbeispiele und Hörerlebnisse

Die sozial- und kulturgeschichtlich so bedeutsame und bis in die 50er und 60er Jahre hineinwirkende Orchesterbewegung nimmt im Trossinger Harmonikamuseum verhältnismäßig viel Raum ein. Und doch wäre es wünschenswert, so Museumsleiter Martin Häffner, wenn dieser Aspekt der Geschichte der Harmonika noch ausführlicher dargestellt werden könnte. Ließen sich doch am Aufstieg und Zerfall dieser Bewegung die gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen nachzeichnen, die letztendlich verantwortlich sind für die nachlassende Attraktivität der Harmonika bis zur Gegenwart. Doch dazu fehle es dem Museum an Raum und nicht zuletzt auch an einer modernen Maßstäben genügenden museumstechnischen Ausstattung. Galt es doch abschließend noch jenem zweiten Standbein der Erfolgsgeschichte Harmonika zu gedenken, der Produktion von Handharmonikas, die Hohner 1903 aufnahm und die in kürzester Zeit in die Zehntausende reichende Produktionsziffern erreichte. Daß gerade das Jahr 1903 das Geburtsjahr der Handharmonika-Produktion in Trossingen war, scheint kein Zufall zu sein. Im Jahr zuvor war der Gründer der Firma, Matthias Hohner, verstorben. Seine Söhne waren nun offenbar entschlossen, sich einem neuen Produkt und einem neuen Markt zuzuwenden; ein Schritt, den der alte Herr offenbar nicht mehr zu tun gewillt gewesen war.

Diese Produktionserweiterung war nicht ohne Risiko – Akkordeons wurden damals bereits in nicht geringer Stückzahl etwa in Berlin, Thüringen und Sachsen, in Wien (dort allein 72 Hersteller!), in Frankreich, Italien und Rußland produziert –, doch wohl durchdacht und bestens geplant. Wieder warb Hohner Fachkräfte ab, erreichte in kürzester Zeit enorme Stückzahlen und vermochte bald die Kon-

kurrenz aus- und aufzukaufen. Im Jahre 1906 produzierten knapp 2000 Arbeiter jährlich bereits rund 100 000 Akkordeons.

Das Trossinger Harmonikamuseum besitzt Handharmonikas aus fast allen genannten Produktionszentren, darunter exquisite Stücke, reich dekoriert oder handbemalt, gespielt von den musikalischen Größen ihrer Zeit. Auch der Welt größtes Knopffriffakkordeon, fast eineinhalb Meter hoch, 22 kg schwer und von drei Spielern zu «bedienen», hat – natürlich – die Firma Hohner in Trossingen hergestellt. 1953 zusammen mit zehn weiteren Instrumenten verschiedener Größe für die belgische Artistengruppe «Scandallis» gefertigt, kam das Instrument wieder nach Trossingen zurück, da die Artisten zahlungsunfähig geworden waren. Das übergroße und wohl auch unverkäufliche Showmodell wurde zum spektakulärsten Stück der Hohner-Sammlung und stellt mit seinen 257 Knöpfen im Diskant und 589 Knöpfen im Baß auch heute noch für viele Besucher eine ganz besondere Attraktion dar.



Mundharmonika-Verpackungen, mit denen 1910/20 patriotische Gefühle geweckt wurden.



Mit den Modellen «SA marschiert» und «Die Fahne hoch» sollte 1933 der Zeitgeist vermarktet werden. Sie wurden bald wieder vom Markt genommen.

Spätestens vor diesem ganz einzigartigen Ausstellungsstück freilich wird der Besucher bei aller Faszination, die von Dekor und Werbemitteln sowie von der den Besucher schier erschlagenden Fülle von Vitrinen und den in die Hunderte gehenden Instrumenten ausgeht, einen ganz bestimmten Sinnesreiz schmerzlich vermissen: die Töne! Man würde dieses – und nicht nur dieses! – Instrument gerne gespielt hören! Allenfalls in Videofilmen nämlich kann man hören, wie Mund- und Handharmonikas klingen. Wie klangen aber denn die frühen Mundharmonikas, wie die historischen, auch gerade die ausländischen Akkordeons? Nun wird man wohl kaum über Lautsprecher Akkordeon- und Mundharmonikamusik in die Ausstellungsräume ausstrahlen wollen, noch dazu in den einzelnen Abteilungen und vor den einzelnen Vitrinen unterschiedliche Musik; eine Kakophonie sondergleichen wäre wohl die Folge. Doch Martin Häffner könnte sich vorstellen, einen Rundgang zu konzipieren, bei dem der Besucher mittels Kopfhö-

rer vor den einzelnen Vitrinen nicht nur Informationen und Hinweise erhält, sondern auch immer wieder einzelne Instrumente angespielt würden. Doch dafür, so bedauert der Museumsleiter, sei derzeit leider kein Geld vorhanden. Dies ist nachgerade zu bedauern, würde doch solch akustische Information nicht nur den Gehalt der Ausstellung, sondern die Attraktivität des Museums insgesamt ganz beträchtlich erhöhen.

Die Trossinger Harmonikasammlung hat Weltgeltung – bei knapper Ausstattung zum Profit verdammt

Ohnehin muß sich die Museumsleitung seit Beginn der Konzeptionsplanung mit ganz enormen finanziellen Sorgen herumschlagen. Hin und wieder blitzt in der Ausstellung auf, daß bei der Einrichtung des Museums Schmalhans Küchenmeister war. Die «recycleten» Ausstellungsvitrinen aus dem alten Stuttgarter Naturkundemuseum im Schloß Rosenstein passen dabei trotz des etwas nüchternen



In der Vitrine: Einstieg der Trossinger Firmen Hohner und Koch in die Handharmonika-Branche, 1903. Frühe Handharmonikas aus Trossingen, oben Hohner, unten Koch. An der Wand: Werbeplakat der Firma Hohner, um 1930. Darunter: größtes spielbares Knopfakkordeon der Welt von 1953, B-Griff und belgischer Baß. Es besteht aus zwei Hohner-Morino-Akkordeons in einem Gehäuse; Höhe: 1,23 m, Gewicht: 22 kg. Show-Instrument, von zwei bis drei Spielern zu bedienen.

senffarbenen Anstrichs, den sie in Trossingen erhalten haben, noch erstaunlich gut für die Präsentation von Musik- und Sozialgeschichte. Doch im Vergleich mit dem einzigen erhaltenen und in die Ausstellung übernommenen Schrank aus der Hohner-Sammlung wird deutlich, daß andere, etwa aus Holz gefertigte Vitrinen vielleicht ein etwas wärmeres, dem Medium Musik näheres Ambiente erzeugen hätten.

Daß das Museum sich etwa zur Hälfte selbst finanzieren muß, das heißt, daß die Museumsleitung durch Einnahmen verschiedenster Art wie Eintritts- und Leihgebühren, Aufnahme- und Fotorechte nicht nur den Unterhalt und technischen Betrieb des Museums, sondern auch die Stelle des Museumsleiters und einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin zu einem gewissen Teil jährlich neu erwirtschaften muß, darf man getrost als der Sache nicht dienlich bezeichnen. Wenigstens die Personalkosten in einem Museum und der Grundbetrieb sollten am Jahresanfang als gesichert erscheinen. Dabei ist weniger an die Stadt Trossingen zu denken, sondern an überörtliche Behörden und Institutionen wie etwa den Landkreis Tuttlingen, der sich bisher vornehm zurückhielt und das Museum auch während des Aufbaus nicht mit einer Mark unterstützte, und schließlich doch auch wieder an das Land Baden-Württemberg, das sich – auf die seinerzeit ausgegebenen acht Millionen Mark verweisend – derzeit aus der Verantwortung zieht. Hierzu wird man bemerken dürfen, daß die gewiß nicht geringe Summe ja einst nicht zuletzt deshalb aufgewandt wurde, um der Hohner AG finanziell unter die Arme zu greifen. Eine Unterstützung der Präsentation der Sammlung könnte man als Zinszahlung bezeichnen, auf die die Bevölkerung, aus deren Tasche ja diese acht Millionen einstens stammten, ein wenigstens moralisches Anrecht besitzt.

Aufbauend auf der weltweit einzigartigen Hohner-Sammlung entstand in Trossingen ein Museum von Weltgeltung. Nirgendwo sonst auf der Erde ist Vergleichbares dieses Zuschnitts und in dieser Fülle zu sehen. Mit vergleichsweise bescheidenen Mitteln wurde in Trossingen eine bemerkenswerte Schau zu sowohl einem höchst interessanten Kapitel der internationalen Musikgeschichte als auch zu Elementen der deutschen politischen Geschichte einerseits und der württembergischen Wirtschaftsgeschichte andererseits realisiert.

Das Harmonikamuseum in Trossingen ist kein Provinzmuseum, noch weniger eine nur lokale Schönheit. Sein Rang ist international, wie auch immer wieder eigens wegen des Museums nach Trossingen anreisende Besucher sogar aus Übersee bewei-

sen. Dennoch blüht diese Rose unter den mittlerweile rund tausend Museen in Baden-Württemberg immer noch im Verborgenen. Will man mit den kulturellen Pfunden des Landes wuchern – etwa im Bereich des Fremdenverkehrs –, will man vermehrt in den Kategorien «Investition und Ertrag» denken, so verdient das Harmonikamuseum in Trossingen nachhaltige Förderung, womit Verbesserungen sowohl im auditiven als auch hier und da im visuellen Bereich, insbesondere aber in der Außendarstellung des Museums vorgenommen werden könnten. Noch muß sich das Harmonikamuseum weit unter Wert verkaufen und könnte doch mit im Zentrum einer tourismusorientierten Wirtschaftsförderung der ökonomisch derzeit arg gebeutelten Landstriche rund um die Quellen von Donau und Neckar stehen. Die wirtschaftliche Bedeutung der Harmonikaproduktion für Trossingen und Umgebung hat zwar ihren Höhepunkt längst überschritten, aber am Ende ist sie deshalb – unter veränderten Bedingungen – noch lange nicht.

Harmonikamuseum Trossingen

Löwenstraße 11, 78642 Trossingen, Anbau an das Heimatmuseum, Stadtzentrum, in der Nähe des Marktplatzes, Telefon (0 74 25) 2 16 23

Geöffnet: Von Montag bis Freitag sowie an Sonn- und Feiertagen von 13.30 bis 17.00 Uhr.

Von Dezember bis März nur für Gruppen nach Voranmeldung.

Eintritt: Erwachsene DM 4,-, Kinder DM 2,-, Familien-Karte DM 6,-; Führung und Eintritt pro Gruppe: DM 30,- und DM 3,- pro Person, wenn zehn Personen mindestens zusammenkommen, auch außerhalb der Öffnungszeiten nach Voranmeldung.

*Sonderausstellung bis zum 26. November 1995:
Die Harmonikainstrumente im Krieg und während der Nachkriegszeit.*

Luise Besserer August Springer – Aus dem Leben eines «reichen Armen Mannes»

August Springer, einer der größten Söhne Tuttlingens, wie Robert Allmendinger in einer SPD-Chronik zum hundertjährigen Jubiläum schrieb, ist vor 111 Jahren geboren worden. Von ihm erschienen 1911 und 1914 zwei vielbeachtete Bücher: *Farben und Gluten* und *Arbeiter und Kunst*. Im Jahre 1954 kam unter dem Titel *Der Andere, das bist Du* seine *Lebensgeschichte eines reichen Armen Mannes* heraus. Bis zum Jahr 1934, als die Nationalsozialisten durchsetzten, daß die evangelische Landeskirche ihn «opferte», wie er selbst es empfand, war August Springer einer der profiliertesten Vertreter der Arbeiterschaft in Württemberg.

Vor 111 Jahren, am 14. Mai 1884, ist August Springer in Isny auf die Welt gekommen. Er besuchte die Volksschule in Kempten. In der vorwiegend katholischen Umgebung gab es regelrechte «Glaubenskämpfe» unter den Kindern, in die zuweilen sogar die Lehrer einbezogen wurden. Springer schreibt in seinen Erinnerungen dazu: *Konfessionelle Dummheit und unsoziale Gesinnung waren derart eng ineinander verflochten, daß man sie kaum zu unterscheiden vermochte*. Der evangelische Bub wurde zuweilen von einer katholischen Tante mit in die Kirche genommen, und er war fasziniert von dem Schein der Kerzen, vom «Leuchtglanz der Bilder», von den kostbaren Gewändern der Priester. *Wenn Schönheit und Prunk Beweise für das Dasein Gottes wären, dann wäre mir damals der Gottesbeweis so zwingend begegnet, daß es keines weiteren mehr bedurft hätte*, bekennt er in seiner Biographie.

Wegen immer größerer wirtschaftlicher Schwierigkeiten zog die Familie in die Industriestadt Tuttlingen, wo der Vater Arbeit in einer Schuhfabrik gefunden hatte. Dort gab es zu Anfang des Jahrhunderts 26 Schuhfabriken, Messerfabriken, eine Fabrik für chirurgische Instrumente, Textilbetriebe und unzählige Handwerksbetriebe. Tuttlingen war eine Stadt, in der man sich der Fabrikarbeit nicht schämte, wo man den abwertenden Begriff «Fabrikler» nicht kannte und wo die Grenze zwischen Handwerkern, Kleinbauern und Arbeitern fließend war. In Tuttlingen gehörten damals schon Fremdarbeiter zum Stadtbild: Dänen, Schweden, Polen, viele Schweizer, aber vor allem Italiener, deren Leben August Springer neugierig beobachtete. Vielleicht ist hier der Ursprung seiner späteren Liebe zu Italien und zur italienischen Kunst zu suchen.

Bald nach der Konfirmation sprach der Vater ein für



August Springer (1884–1960) im Alter von ungefähr 70 Jahren.

den lese- und bildungshungrigen Buben vernichtendes Machtwort: Er mußte bei einem heimarbeitenden «Meister» die Zwickerei, einen Teilbereich der Schuhmacherei, lernen, um dann in der Schuhfabrik Geld zu verdienen und mitzuhelfen, die Lage der Familie zu verbessern. *Mir war zuerst, als würfe mir der Vater einen Strick um den Hals. Was ich werden wollte, hätte ich selbst nicht sagen können, aber ein Suchen in Büchern, ein Durchwandern alter Tage, eine Nachbarschaft zu Schönheit, Wahrheit und Glaube mußte dabei sein. Und nun war das alles dahin, und mein Schicksal roch unerbittlich nach Leder*.

Aber auch in der harten Lehrzeit verlor August Springer nie die Liebe zu den Büchern. Er las, was er in die Finger bekam, und jedes gelesene Buch förderte den Wissensdurst und die Neugier auf weitere Lektüre. Im Schaufenster eines Tuttlinger Buchhändlers sah er ein kleines Heft: *Dante Alighieri. Die Göttliche Komödie. Teil 1: Die Hölle*. Preis zwanzig Pfennig. Das Büchlein übte einen unerklärlichen Zauber auf ihn aus. Vielleicht weil es von einem Italiener kam? Denn alles Italienische fazi-

nierte Springer sein Leben lang. Dante habe ihm geholfen, alle Dinge des Himmels und der Erde in einer herben, großartigen Einheitlichkeit (zu) begreifen, schrieb er.

Von den Schwierigkeiten des Schuhmachergesellen, Sozialismus und Christentum zu verbrüdern

Die Zeit von 1889 bis 1914 war geprägt von unzähligen Arbeitskämpfen. Die elende soziale Lage der Arbeiter, tägliche Arbeitszeiten von zehn bis zwölf Stunden an sechs Wochentagen, brachten schwere Auseinandersetzungen zwischen den Gewerkschaften und den Schuhfabrikanten mit sich. Im Jahr 1900, als August Springer gerade sechzehn Jahre alt war, brach einer der größten Arbeitskämpfe der deutschen Sozialgeschichte aus. Ein Streik, wie es ihn bisher nur im Ruhrgebiet gegeben hatte.

Wenig wurde bei diesem Streik, der manche Familie in bittere Not stürzte, erreicht. Die Arbeiter kehrten als Verlierer an ihre Arbeitsplätze zurück. Die Atmosphäre war deutlich härter geworden. Undenkbar war nun ein Vorgang, wie ihn Springer aus der Zeit vor dem großen Streik unter dem Titel «Lohnbewegung» beschrieb: *Ein im Taglohn arbeitender Geselle bewegte sich zum Fabrikanten am Zuschneidetisch hin: «Hannes, i muß mehr Lohn han, 's langt nimmer.»* –

Der Hannes sagte: «O Kerle, dir tät's schon lange, wenn Du weniger Bier trinken tätest. Aber gang an Dein Platz, zwei Pfennig in der Stund' kommst mehr über.» – Der Schuster bewegte sich an seinen Tisch zurück, und die Lohnbewegung war zu Ende.

Nach einigen Fabrikjahren als Zwicker ging August Springer auf Wanderschaft. Augsburg war sein Ziel, eine Stadt, die ihn sofort in Bann schlug. Er spürte förmlich die Geschichte der historischen Plätze und Gebäude. Dort lernte er auch das Theater kennen und lieben: um 20 Pfennige leistete er sich sonntags einen Platz auf der obersten Galerie. Bei seinen Arbeiterkollegen in der Fabrik aber machte er sich mit solchem Bildungshunger nicht beliebt.

Immer mehr beschäftigte ihn die Frage, *ob die Arbeiter endlich etwas merkten, oder dauernd die Dummen spielen wollten.* Nach seiner Rückkehr in die Tuttlinger Schuhfabrik lernte August Springer endlich klassenbewußte Sozialisten kennen. Man las August Bebel und die Schriften von Karl Marx. Aber Springer tat sich schwer mit dem atheistischen Sozialismus. Dante war noch immer sein Lieblingsdichter, und er meinte, wegen ihm könne er kein Sozialist werden. Dann aber bemerkte Springer bei der Lektüre von Marx staunend, daß sowohl das Vorwort vom *Kapital* als auch das von der *Kritik der politischen Ökonomie* mit einem Zitat aus Dantes



Postkarte der Gebr. Metz aus der Zeit um 1905: Die Schuhstadt Tuttlingen. Im Vordergrund die Donaubrücke, dahinter die Stadtmitte mit der evangelischen Kirche, entstanden nach der Brandkatastrophe von 1803. Im Hintergrund Burg Honberg.



Tuttlingen, Bahnhofstraße 89, Gebäude der Schuhfabrik Gebrüder Henke, später übernommen von der Firma J. G. Martin KG, die gleichfalls Schuhe produzierte.

Göttlicher Komödie schloß. Sollte es also vielleicht doch möglich sein, Sozialist zu werden und trotzdem Dante treu zu bleiben? Aber es gab noch andere Widerstände: das fromme Elternhaus. Nie hätte der Vater geduldet, daß sein Sohn Sozialdemokrat geworden wäre.

August Springers unersättliche Leseleidenschaft, aber auch seine Arbeit in der Fabrik und der Gedankenaustausch mit klassenbewußten Kollegen entfernten ihn jedoch mehr und mehr von dem, was die Kirche verkündigte. Auch seine «frommen» Kollegen im evangelischen Jünglingsverein sah er immer kritischer: *Wenn der Herr Stadtpfarrer ihnen einen Patsch gab, dann zerschmolzen ihre Gesichter vor Seligkeit. Ihr Anblick allein genügte schon, die frischen Burschen, die sich früher unter Stadtpfarrer Herzog im Verein wohl gefühlt hatten, zu vertreiben. Dabei meinten sie es bitterernst mit Wort und Tat, waren, ohne zu heucheln, streng gegen sich und gönnten sich keinen irdischen Genuß, denn sie lebten in der dauernden Angst, der Herr Christus könne ihnen zürnen, wenn sie an etwas Weltlichem Freude zeigten. Namentlich in der Bibelstunde fiel mir auf, in welchem Widerspruch zur Sprachgewalt des göttlichen Worts ihr fadendünnes Gerede stand; ich mußte mich wundern, daß unter dem ewigen Licht solche bleichen Kellerpflanzen gedeihen und daß jemand so ängstlich sein kann, wenn er sich doch in Gottes Händen weiß.*

Auf Wunsch des Vaters trat August Springer, neunzehnjährig, dem Evangelischen Arbeiterverein bei, dessen Ziel – im Gegensatz zum atheistischen So-

zialismus – eine christlich-soziale Wirtschaftsordnung war. Dort lernte er die Schriften des christlich-sozialen Politikers und Pfarrers Friedrich Naumann und schließlich sogar ihn selbst kennen. Naumann, dem übrigens auch der junge Theodor Heuss anhing, hatte u. a. das Ziel, mit Bildung gegen das Elend der Industriearbeiter anzugehen. Naumann wurde zum großen Vorbild Springers, der sich ja auch Arbeiter wünschte, die sich mit guter Literatur beschäftigten und die teilnahmen an den bildenden Künsten, Arbeiter, die ihre Interessen ausdrücken und notfalls auch öffentlich formulieren konnten.

Neben der üblichen Gewerkschaft und dem Evangelischen Arbeiterverein gab es noch eine dritte Möglichkeit: die Christlichen Gewerkschaften. Doch auch sie kamen für Springer nicht in Frage: *Es war mir unerträglich, daß eine Gewerkschaft sich «christlich» nannte. Ist es nicht eine Vermessenheit, ein Kind bei der Konfirmation sagen zu lassen: «Ich bin ein Christ»? Darf man den Namen dessen tragen, der etwas war, was man selber nie zu sein vermag. (...) Eine Gewerkschaft ist selbst bei reinstem Wollen so wenig christlich wie ein Elektrizitätswerk, wie die Wirtschaft, wie der Staat. Wenn sie viel ist, dann ist sie ein zweckmäßiges Mittel, um Arbeiterangelegenheiten zu ordnen und dieser Zweckmäßigkeit kann man von den verschiedensten Weltanschauungen aus einheitlich dienen.* Also blieb als konsequente Folge die Mitarbeit im Evangelischen Arbeiterverein, in dem sich August Springer immer stärker engagierte.

*Unermüdlicher Bildungshunger:
am Tag Fabrikarbeiter, in der Nacht Studien*

In seiner Tuttlinger Fabrik wuchs für Springer eine Freundschaft heran, die für ihn äußerst wichtig war und jahrzehntelang anhielt. Nach anfänglichem gegenseitigem Mißtrauen, das den Sozialdemokraten vom «Kirchenmann» trennte, entstand eine Beziehung zwischen Karl Miller und August Springer. Springer hatte den zehn Jahre älteren Kollegen an der Zwickmaschine schon lange wegen seines ruhigen, aufrichtigen Wesens, mit dem er sich für die Arbeiterkollegen einsetzte, sehr geschätzt. Aber erst die Entdeckung, daß beide Männer gleichermaßen glühende Schiller-Verehrer waren, besiegelte diese Freundschaft, die jeder Prüfung standhielt und erst mit dem Tode Millers endete.

In diese Zeit fiel der Wechsel von völliger Handarbeit zur Arbeit an den neuen Maschinen. Ein fast ehrfürchtiges Gefühl ergriff August Springer ob ihrer rätselhaften Schönheit und ihren blanken Gliedern, die sich in unfaßbarer Disziplin und Intelligenz regten. – Diese Maschine kam von weit her, übers Meer vom fernen Amerika, und hatte uns im Tuttlinger Tal zu finden gewußt wie das Schicksal, dem keiner entrinnt. Es war kaum zu glauben, daß ein Mensch auf so etwas hatte kommen können. Dieses Spiel der Eisenmuskeln, das rasche Herausfahren des Messers, der energische Griff der Zange, der sichere Schlag des Hammers auf die Tacks, das alles war vorher als Gedanke im Gehirn eines Man-

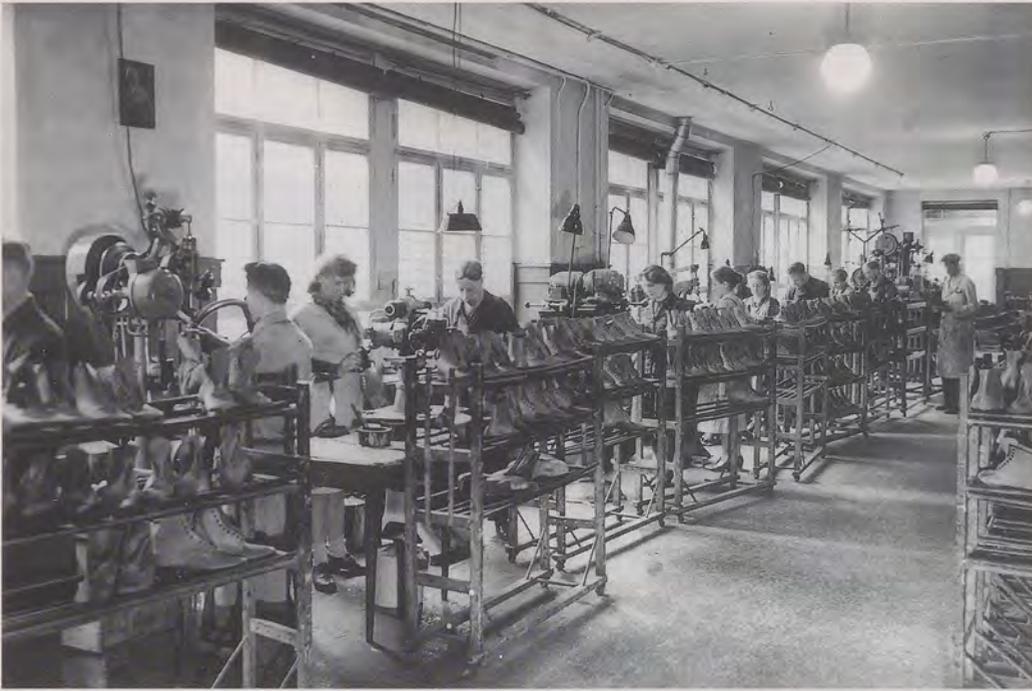
nes gewesen; aus Gedanken war ein stählerner Körper geworden, dessen menschenähnliche Leistung einen erschrecken konnte.

Trotz der harten Arbeit in der Fabrik trieb August Springer immer mehr die Lesewut um und raubte ihm die Nachtruhe. In den preiswerten Drucken der Reclamschen Universalbibliothek suchte er Sinn und Wahrheit. Er las Shakespeare, Schiller, Lessing, Herder, Georg Büchner, Zola, Darwin, Marx und viele andere, und natürlich immer wieder seinen geliebten Dante. *Manchmal scheuchten mich die Pfiffe des Frühzugs und das Stimmengewirr der Arbeitermassen – wir wohnten dicht am Vorstadtbahnhof – vom Büchertisch auf. Ohne daß meine Augen auch nur ein bißchen Schlaf getrunken hatten, mußte ich wieder ins Geschäft.* Dieser Gang fiel ihm immer schwerer, und oft meinte er, durch ein Gefängnistor zu gehen, wenn er das Fabrikgelände betrat. Auch spürte er, wie das Lesen ihn veränderte und ihn den Kollegen entfremdete. Und immer deutlicher wurde er sich seines Andersseins bewußt.

August Springers aktive Tätigkeit im Evangelischen Arbeiterverein brachte ihn im Jahr 1905 als jüngsten Delegierten zur Landesversammlung nach Göppingen. Dort lernte er den bekannten Pfarrer und sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten Christoph Blumhardt aus Bad Boll kennen. An seiner Person entzündete sich immer wieder die Frage, ob Christ- und Sozialist-Sein denn nicht doch zusammengehen?



Tuttlingen, Zeughausstraße 40: der ursprüngliche Sitz der Firma J. G. Martin. Ansicht aus Südwesten, Ende der 30er Jahre.



Blick in den Produktionsaal einer Tuttlinger Schuhfabrik, Stepperei. Wohl in der Firma J. G. Martin.

Beim Evangelischen Arbeiterverein fielen Springers Interesse an allen brennenden Fragen sowie seine Belesenheit auf. Man schickte ihn zu Fortbildungskursen nach Frankfurt, und am Ende eines Kurses bot man ihm an, über die Stiftung Hallgarten ein Studium der Philosophie zu absolvieren. *Was ehemals mein sehnlichstes Verlangen gewesen war, in einem geistigen Beruf aufgehen und in der Welt der Bücher leben zu dürfen, das sollte nun für den Vierundzwanzigjährigen Wirklichkeit werden. Dennoch kam ich nach kurzem Besinnen zu einem Nein.* – Ich wäre der Arbeiterschaft untreu geworden. Noch etwas hinderte ihn daran, das Angebot anzunehmen: Er und seine Braut Dorle hätten noch jahrelang auf die Heirat warten müssen.

August Springer wird 1907 Sekretär der Evangelischen Arbeitervereine in Württemberg

Dann aber kam die große Wende in seinem Leben: August Springer wurde – im Alter von 24 Jahren – zum Sekretär des Landesverbandes Württemberg der Evangelischen Arbeitervereine gewählt. In seiner neuen Stellung hatte er vor allem die Arbeiter in Versicherungs- und Rechtsschutzfragen vor den Schiedsgerichten zu vertreten, Beziehungen zur Presse zu pflegen und Vorträge zu Arbeiterfragen zu halten. Es ärgerte ihn, bei der Einführung zu seinen Vorträgen immer wieder als *schlichter, einfacher Mann aus dem Volk* begrüßt zu werden. Er sei sich vorgekommen, so schrieb er, *als habe mich so ein*

gehäkelter Wollmops gebissen, den ich in Pfarrhäusern als Nadelkissen gesehen hatte. Ich fühlte mich gar nicht schlicht und einfach, sondern komplizierter als mir lieb war, und, es blieb denn doch zu fragen, ob diese Pfarrer und Studienräte nicht auch zum Volk gehörten?

In seiner Eigenschaft als Sekretär der Evangelischen Arbeitervereine in Württemberg führten August Springer unzählige Vorträge über wirtschaftliche und soziale Probleme, aber auch religiöse und Bildungsfragen in die Industriestädte der Republik, nach Kiel, Leipzig, Berlin und ins Ruhrgebiet, wo die Regierung bei einem Lohnstreik 1912 *Truppen, Infanterie, Husaren und Gendarmerie aufmarschieren ließ*. In Chemnitz versuchte Springer von einem Kirchturm aus die Fabriksschlote, von Friedrich Naumann «Minarette des Abendlands» genannt, zu zählen und kam auf über 500. Überall trat er für die sozialen Belange der Arbeiter ein und versuchte gleichzeitig, ihr Interesse für die Literatur und die Kunst zu wecken.

Indessen wurde das Verhältnis zwischen den Sozialdemokraten und den Evangelischen Arbeitervereinen immer gespannter. Statt aufgrund gemeinsamer Interessen die dringend notwendigen gesellschaftlichen Veränderungen gemeinsam zu erkämpfen, verschärften sich die Gegensätze Christ und Sozialist ständig. Springer spricht in diesem Zusammenhang von *gutem Willen und schwachem Nichtkönnen*.

August Springer nahm 1909 am Parteitag der Sozialdemokraten in Leipzig und 1913 in Jena teil. Er er-

lebte Bebel und Rosa von Luxemburg, von deren zarter Erscheinung und geistreicher Rede er tief beeindruckt war. Über die Erlebnisse bei diesen Versammlungen schreibt er in seiner Biographie: *Heute wissen wir, daß damals alles noch nicht im Feuer bewährt war, was sich unerschüttert und sicher gab: die Festigkeit des Reichs und der Monarchie, die staatsert haltende Kraft des Bürgertums, das Klassenbewußtsein und der revolutionäre Wille der Arbeiterschaft, die Wahrheitskraft der deutenden Mächte, insbesondere die Gesinnungshoheit der Kirchen, die Vorzüge des deutschen Wesens und noch einiges andere mehr, das in schönen Versen und Melodien besungen worden ist.*

*Im Ersten Weltkrieg schwer verwundet –
Geschäftsführer des «Evangelischen Volksbundes»*

Im Jahr 1911 bot sich Springer endlich die erste Reise nach Italien, in das Land seines «Jugendheims». Die deutsche Kolonie in Palermo sowie deutsche Gemeinden in Rom und Florenz hatten ihn zu Vorträgen über Arbeiterfragen eingeladen. Ein Glücksgefühl überkam ihn bei seiner Ankunft in Palermo, als ob ein Mensch an einen Ort *zurückkehre, den er schon immer gekannt hat.* Von Italien aus reiste er nach Tunis, wo etwa 80 000 Italiener lebten und das Handwerk blühte *wie in einem streng geregelten Zunftwesen im deutschen Mittelalter.* Tief erschüttert besuchte er die Orte, wo einst Karthago und Pompeji gestanden hatten. Eindrucksvoll schildert er, wie die Städte Rom, Messina, Syrakus und Neapel auf ihn gewirkt haben.

Dem Bericht August Springers über seine Italienreise folgt ein langes, dunkles Kapitel: der Erste Weltkrieg. Er beschreibt die erniedrigende Rohheit in der Soldatenausbildung, und er betrauert den Niedergang der Arbeiterbewegung. *Den Mannschaften und Unteroffizieren merkte ich bald an, daß dem Sozialismus mit dem Krieg ein furchtbarer Schlag versetzt worden war. Die Internationale war zerbrochen, die Sozialisten der kriegführenden Völker schossen aufeinander.*

Springer meldete sich, um in der Nähe seines Bruders zu sein, zum Sanitätsdienst nach Frankreich: *Daß Verdun die große Todesmühle war, welche die deutschen wie die französischen Divisionen zermalmte, und daß die deutsche Armee sich nutzlos verblutete, das weiß man heute zur Genüge. Mir war es der entsetzliche und traurigste Ort meines Lebens.* August Springer wurde schwer verwundet; er litt lebenslang unter Splittern im Gehirn.

Nach dem Ersten Weltkrieg, im Jahr 1919, wurde der *Evangelische Volksbund für Württemberg* gegründet, eine Vereinigung, die den Zweck hatte, erzieherische Bildungsarbeit zu leisten, und die für jedermann neben den kirchlichen Gemeinschaften Möglichkeiten zur Fort- und Weiterbildung anbot. Springer wurde zum Geschäftsführer dieses äußerst mitgliederstarken Vereins berufen. Im Jahr 1925 erhielt er im Auftrag des Volksbunds bei der Weltkirchenkonferenz in Stockholm, der *von der ganzen Christenheit nur die römisch-katholische Kirche ferngeblieben war,* das Referat über Arbeitslosigkeit. Schließlich entsandte ihn der Volksbund in die



Zuschneiderei in einer Tuttlinger Schuhfabrik; auf dem Arbeitstisch im Vordergrund liegt ein Lederteil. Wohl vor dem Zweiten Weltkrieg aufgenommen.



August Springer (links) und Arthur Georg Richter, der Leiter des SWF-Landesstudios Tübingen. Er hatte im Rathaus der Universitätsstadt die Laudatio gehalten, als 1960 August Springer das Bundesverdienstkreuz erster Klasse erhielt.

USA, wo er über ein Jahr lang das Arbeitsleben, die Fließbandarbeit und die Situation der Gewerkschaften erkundete.

Die Landeskirche versetzt August Springer auf Druck der Nationalsozialisten in den Ruhestand

Wenige Jahre nach dieser Reise erregt Springers Arbeit im Evangelischen Volksbund Mißfallen bei den nationalsozialistischen Machthabern. Im Vorfeld des Dritten Reiches etablierte sich in der Württembergischen Landeskirche eine starke Gruppierung, die später zum NS-Pfarrerbund führte. Die Landeskirche versuchte damals noch, sich mit der politischen Führung zu arrangieren. Als August Springer von einer Reise zurückkehrte, erfuhr er, daß Parteikreise seine Absetzung verlangt hatten. Er wurde, 50jährig, in den Ruhestand versetzt. Ein Vorgang, der in der Württembergischen Landeskirche große Unruhe auslöste. Springer, den die Entlassung *aus einem Beruf ... , an dem ich mit Leib und Seele hing*, tief verletzte, schreibt in seiner Biographie lapidar: *Die Kirche hat den Volksbund und mich preisgegeben. Zwei Kräfte wirkten dabei mit: die angestammte, vom lutherischen Obrigkeitsbegriff bestimmte Staatstreue der Kirche, die auch mit dem Nationalsozialismus ein gedeihliches Verhältnis finden zu können hoffte, und eine politische Zweckmäßigkeitsgesinnung, die glaubte, ihre Positionen durch momentane Nachgiebigkeit befestigen zu können.* Dann merkt er noch ironisch an: *Es ist*

schmerzlich zu sehen, daß auch die Kirche menschlichen Nervenschwächen unterworfen ist und daß selbst ihre ersten Diener die irdischen Dinge nicht immer unter das Angesicht der Ewigkeit stellen.

August Springer nutzte die erzwungene Untätigkeit zu einer weiteren großen Italienreise. Dann lebte er eine Zeitlang bei Freunden in der Schweiz. 1938 zog er in ein Dorf bei Tübingen, wo er bis zu seinem Tod im Jahre 1960 lebte. Er hielt zahlreiche Rundfunkvorträge und arbeitete an seinen Erinnerungen, die 1954 unter dem Titel *Der Andere, das bist Du – Lebensgeschichte eines reichen Armen Mannes* erschienen.

In einem Südwestfunkvortrag, den er an Silvester 1959/60 hielt, sagte August Springer: *Nie dürfen wir in unseren Herzen die Gegensätze in Haß verwandeln, wir müssen jedes Wort und jeden Gedanken hüten, um die Gegner nicht zu verwunden.* Im Jahr 1960, seinem Todesjahr, wurde ihm das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse verliehen.

Robert Allmendinger bedauert in einem Aufsatz zum hundertjährigen Jubiläum der Tuttlinger SPD, daß nicht einmal ein Straßename Springer, *einen der größten Söhne der Stadt*, ehre. Er teile damit das Schicksal anderer führender Sozialdemokraten Tuttlingens, von Schwald über Fleck bis Erler.

ANMERKUNG:

Die Zitate stammen aus dem Buch: *Der Andere, das bist Du.* Rainer Wunderlich-Verlag.

Hans-Peter Döler Der Wacholderheide-Lehrpfad im Naturschutzgebiet «Haarberg-Wasserberg»

Das 110 Hektar große Naturschutzgebiet «Haarberg-Wasserberg» liegt am Nordrand der Mittleren Kuppenalb bei Reichenbach im Täle, Landkreis Göppingen. Neben naturnahen Wäldern, Wiesen und Heckenlandschaften prägen vor allem Wacholderheiden das Landschaftsbild. Diese sind vor Jahrhunderten durch Waldrodung und Schaf- sowie Ziegenbeweidung entstanden und stellen somit alte Kulturlandschaften dar.

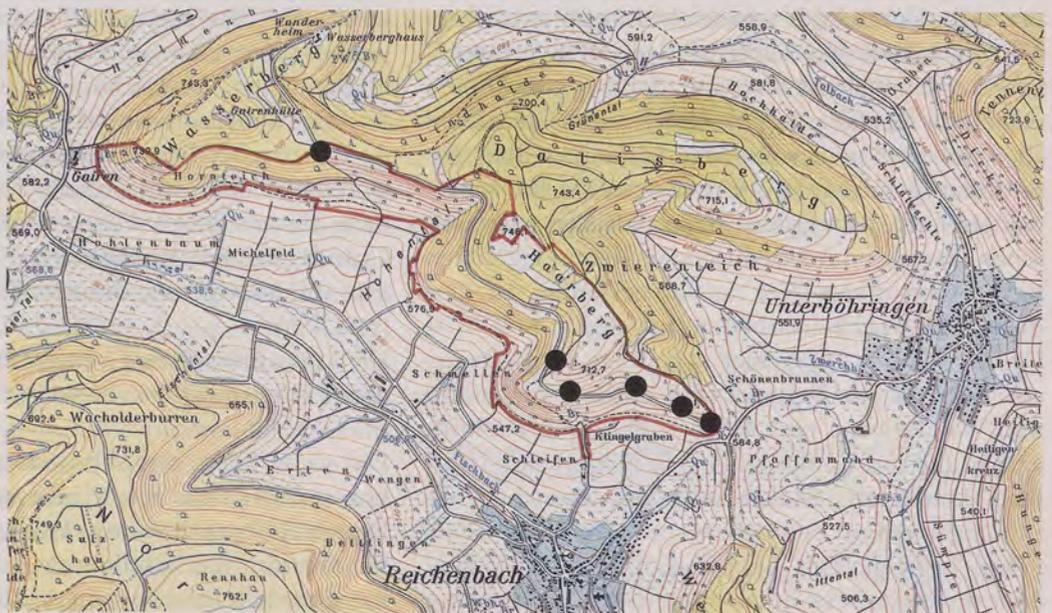
Der Verbiß sowie der Tritt der Nutztiere hatte Auswirkungen auf Vegetation (Pflanzendecke) und Boden. Auch der Schäfer gestaltete die Heide, indem er von Zeit zu Zeit mit Schippe und Axt aufkommende, von den Schafen verschmähte Gehölze beseitigte. Beweidung, ständiger Nährstoffentzug durch die Beweidung und fehlende Düngung führten zur Ausbildung eines mageren und durch weidefeste Arten geprägten «Rasens» mit charakteristischer Artenzusammensetzung, z. B. Silber- und Golddistel, Enzianarten, Thymian, Hauhechel, Wacholder. Dieser Magerrasen – in der Vegetationskunde spricht man vom Enzian-Schillergras-Halbtrockenrasen = *Gentiano-Koelerietum* – zeichnet sich nicht nur durch das Vorkommen seltener Pflanzenarten aus, sondern er stellt auch für viele an Wärme und Licht angepasste Tierarten, vor allem Insekten, einen wertvollen Lebensraum dar. Noch bis zu Beginn dieses Jahrhunderts wurden die Wacholderheiden der Schwäbischen Alb regelmäßig beweidet. Historische Aufnahmen aus dem

Jahre 1914 zeigen den Haarberg und den Wasserberg noch weitgehend waldfrei, kahl und an vielen Stellen erodiert (DÖLER 1991). Der starke Rückgang der Schafbeweidung seit der Jahrhundertwende führte dann auch zu einer drastischen Abnahme der Wacholderheiden. Heute sind viele Flächen des Naturschutzgebietes weitgehend wieder mit Gehölzen bewachsen; diese Rückeroberung durch den Wald nennt man Sukzession. Zudem wurden in den 50er bis 60er Jahren auf der Hochebene des Haarberges und des Wasserberges zahlreiche Flächen mit Kiefern und Fichten aufgeforstet. Hauptentwicklungsziel des 1991 von der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege (BNL) Stuttgart erstellten Pflege- und Entwicklungsplanes ist die Erhaltung und Neuschaffung gehölzloser Kalkmagerrasenflächen durch Entbuschung und Wiederbeweidung (DÖLER 1991; PRIETZEL u. DÖLER 1994). Für die wärme- und lichtbedürftigen Arten sollen damit die vorhandenen Lebensräume gesichert und darüber hinaus vergrößert werden.

Tafeln informieren die Besucher des Schutzgebiets

Wer praktische Naturschutzarbeit macht, stößt immer wieder auf große Defizite bei der Kenntnis der einheimischen Tier- und Pflanzenarten und über deren Beziehungen zur Kulturlandschaft; Kinder können heute meist mehr Automarken oder Rockgruppen aufzählen als heimische Tier- und Pflan-

Das Naturschutzgebiet «Haarberg-Wasserberg» – auf der Karte eingezeichnet – liegt nördlich von Reichenbach im Täle, Kreis Göppingen.





«Wacholderheiden sind das Ergebnis der Schäfererei» – eine der sechs Tafeln des Lehrpfades.

Rechte Seite: Das Naturschutzgebiet «Haarberg-Wasserberg» zieht sich den Hang entlang.

zenarten. Der Schutz unserer historisch gewachsenen Landschaft und der Erhalt der damit verbundenen Artenvielfalt ist aber nur dann gewährleistet, wenn die Bevölkerung dahinter steht. Das kann aber nur gelingen, wenn die Menschen über die Entstehung unserer Kulturlandschaften informiert werden und wenigstens einen Teil der einheimischen Pflanzen- und Tierarten kennen und schätzen lernen. Um dieses Ziel zu verwirklichen, ist vermehrt Öffentlichkeitsarbeit notwendig.

Da das Naturschutzgebiet «Haarberg-Wasserberg» ein beliebtes Ausflugsziel ist – es sind Parkplätze und Wanderwege vorhanden –, hat die BNL Stuttgart in diesem Gebiet einen Wacholderheide-Lehrpfad konzipiert. Dieser soll dem Besucher das Schutzgebiet und den Lebensraum Wacholderheide näher bringen. Der Lehrpfad informiert sowohl über die historische Entstehung durch Waldrodung

und Schafbeweidung als auch über charakteristische Tier- und Pflanzenarten der Wacholderheide. Der Besucher gewinnt durch die Informationstafeln einen Einblick in ein Stück Kulturlandschaft, das auf der Schwäbischen Alb nicht nur am Haarberg landschaftsprägend ist. Ein weiteres wichtiges Ziel ist, Art und Notwendigkeit der Pflege von Wacholderheiden zu erläutern.

Der Wacholderheide-Lehrpfad besteht aus insgesamt sechs Informationstafeln. Zwei gleichgestaltete Übersichtstafeln bieten dem Besucher eine allgemeine Information über das Naturschutzgebiet. Sie stehen jeweils am Anfang und am Ende des Lehrpfades, so daß man von beiden Seiten beginnen kann. Bei den übrigen vier Schildern handelt es sich um thematische Tafeln, auf denen der Lebensraum Wacholderheide jeweils unter einem anderen Gesichtspunkt betrachtet wird:

Die erste Tafel hat die historische Entstehung der Wacholderheiden zum Thema. Hier wird über die Wanderschäfererei im allgemeinen informiert: historische Entwicklung, Auswirkungen auf Flora und Fauna. Die zweite Tafel beschäftigt sich mit der Pflanzenwelt der Wacholderheiden. Der Einfluß der Schafbeweidung auf die Pflanzendecke wird erläutert und anhand von Beispielen vermittelt: alle wohlschmeckenden und gut erreichbaren Pflanzen werden gefressen, ungenießbare, giftige und stachelige Arten bleiben stehen und prägen somit die Pflanzendecke. Charakteristische Pflanzen des Magerrasens (Gentiano-Koelerietum) sind wie durch den Blick einer Lupe hervorgehoben und farbig dargestellt, so daß der Besucher sie dadurch in der Natur wiedererkennen kann. Das Thema der dritten Tafel ist die Tierwelt der Wacholderheiden. Beispielhaft werden einige Tierarten vorgestellt, für die die kurzrasige Pflanzendecke, die durch die Beweidung verursachten offenen Bodenstellen, aber auch die vorhandenen Gebüschinseln und Staudensäume wichtige Lebensräume darstellen und die gut an die dort herrschenden Lebensbedingungen angepaßt sind. Die vierte Tafel schließlich beschäftigt sich mit dem Thema Pflege. Hier erfährt der Besucher die Gründe, weshalb Wacholderheiden gepflegt werden müssen und wie man diese Maßnahmen durchführt.

Die Tafeln: lichteht und wetterbeständig – hoffentlich unberührt von zerstörerischen Kräften

Die sechs Tafeln des Lehrpfades haben eine Größe von je 35×70 cm. Sie wurden senkrecht mit Vierkant-Metallgestellen am Wegrand aufgestellt. Es handelt sich um handkolorierte Emailletafeln. Dies hat sich nach Erfahrungen des Grafikbüros Geigen-



müller und Buchweitz in Filderstadt, das den Lehrpfad zusammen mit der Bezirksstelle für Naturschutz konzipiert hat, als die beste Lösung herausgestellt. Emailletafeln sind sehr farbtintensiv, lichtecht, wetterbeständig, haben eine unempfindliche Oberfläche und sind dadurch sehr lange haltbar. Verunstaltungen durch Besprühen mit Farbe können mit Lösungsmitteln abgewaschen werden, ohne daß dabei die Tafeln selbst beschädigt werden. Beschädigungen können vor Ort durch Nachkolorierung leicht ausgebessert werden.

Die Tafeln wurden entlang des Weges zwischen dem Parkplatz an der Straße von Reichenbach nach Unterböhringen und dem «Wasserberghaus» aufgestellt. Die Standorte der Tafeln sind so gewählt, daß das Landschaftsbild möglichst wenig beeinträchtigt wird. Aus dem gleichen Grund wurde für die Grundfarbe der Tafeln ein heller Grauton verwendet, der sich im Gegensatz zu anderen Farben sehr dezent in die Umgebung einfügt.

Um eine hohe Akzeptanz durch die Besucher und somit eine gute Informationsvermittlung zu gewährleisten, wurde auf eine attraktive Gestaltung der Tafeln großen Wert gelegt: Kurze und informa-

tive Texte sowie detailgetreue, aquarellähnliche, farbige Abbildungen sollen den Blick auf das Wesentliche richten und das Erkennen der dargestellten Sachverhalte und Arten in der Natur ermöglichen bzw. vereinfachen.

Erfahrungsgemäß wirkt ein ästhetisches Erscheinungsbild als psychologische «Hemmschwelle» vor Zerstörungen und vermindert die Gefahr von Beschädigungen durch Randalierer. So bleibt nur zu hoffen, daß die Lehrtafeln auch wirklich unbeschädigt bleiben und den Besuchern des Naturschutzgebietes «Haarberg-Wasserberg» als Informationsquelle lange Zeit zur Verfügung stehen werden.

LITERATUR

- H.-P. Döler (1991): Pflege- und Entwicklungsplanung NSG «Haarberg-Wasserberg», BNL Stuttgart (unveröffentl.), 34 S. und Anhang.
 U. Prietzel u. H.-P. Döler (1994): NSG «Haarberg-Wasserberg» des Regierungsbezirks Stuttgart – Pflege- und Entwicklungsplanung in Naturschutzgebieten. Allgemeine Forst-Zeitschrift 20, S. 1112–1115.
 J. Trautner, H.-P. Barz, G. Buchweitz u. A. Simon (1994): Der Stadtökologische Lehrpfad in Heilbronn. Das Gartenamt 43, S. 172–181.

Dieter Kapff Rottenburg: Tote beleben die Keltenzeit

Rottenburg am Neckar ist zu einem Schwerpunkt der Landesarchäologie geworden. Nicht nur wegen der Römer, auf deren Spuren man im Stadtgebiet bei vielen Bauvorhaben stößt. Die Besiedelung beginnt schon viel früher. Das ist kein Wunder, denn die Lage ist ausgesprochen siedlungs- und verkehrsgünstig. Die Stadt liegt an der Pforte zum mittleren Neckarland und zum fruchtbaren Oberen Gäu, einer Kornkammer seit der Jungsteinzeit. Durch ein enges, von Muschelkalkfelsen begrenztes Tal zwingt sich der Neckar in seinem Oberlauf. In Rottenburg aber weitet sich die Talaue zur Tübinger Stufenrandbucht, die nicht nur für die Landwirtschaft gute Voraussetzungen bietet, sondern die Siedler auch vom Verkehr und Handel profitieren läßt. Die Römer legten hier eine Stadt an, Sumelocenna. Das neue Stadtmuseum gibt davon Kunde. Mit seinem Kernstück, einer großen öffentlichen Toilettenanlage der Römer, zieht es Zigtausende von Besuchern an.

Der Name Sumelocenna ist keltischen Ursprungs. Jahrhunderte bevor die Römer ins Land kamen, lebten hier die Kelten, Angehörige eines Volkes oder wohl eher von Volksstämmen, die in Mitteleuropa als erste mit einem Namen zu benennen sind und damit aus dem Dunkel der Vergangenheit heraustraten. Die erste Namensnennung – um 600 v. Chr. – verdanken wir Herodot: *Keltoi*.

Bei Kanalisationsarbeiten im Neubaugebiet «Lindede-Ost», am nordöstlichen Stadtrand Rottenburgs, in der Nähe der Sülchen-Kirche, hatte ein ehrenamtlicher Mitarbeiter des Landesdenkmalamts 1983 Grabfunde entdeckt, die zu einer mehrjährigen Ausgrabung durch Archäologen von der Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamts unter der wissenschaftlichen Leitung von Professor Dr. Hartmann Reim führten. Zutage kam dabei das umfangreichste und bedeutendste frühkeltische Gräberfeld in Südwürttemberg, zudem eines der größten und besterhaltenen im ganzen Land. 71 Grabhügel umfaßt bisher die Nekropole, die zum größten Teil untersucht werden konnte. Nur kleine Teilflächen sind noch nicht ausgegraben. Bis heute legten die Archäologen 230 Bestattungen frei.

Das keltische Gräberfeld liegt auf einer Niederterrasse des Neckars, am Fuße eines sanften Südwesthangs. Parallel zum Hang angelegt, ist es 125 Meter lang und 80 Meter breit. Da im Laufe der Jahrhunderte Wind und vor allem Wasser viel Lehm hangabwärts verlagerten, waren die Gräber bei ihrer Entdeckung meterhoch zugedeckt. Das hat ent-



Grab-Stein aus Hügel 7, samt dem abgebrochenen Unterteil. Bisher hat man im Rottenburger Gräberfeld drei keltische Stelen in der Höhe 1,2 bis 1,4 Meter gefunden, stilisierte Menschengestalten.

scheidend zu ihrer ungestörten Erhaltung beigetragen.

Die Archäologen stießen hier auf einen wissenschaftlich interessanten großen Variantenreichtum von Bestattungsformen, die Aufschluß über Totenbräuche und Bestattungssitten der Keltenzeit geben können. Sie entdeckten dabei Elemente des Ahnen-



Das Luftbild, von Westen her aufgenommen, zeigt, wie sich der Neckar im Vordergrund durch den Muschelkalk zwingt und dann bei Rottenburg die breite Talaue der Tübinger Stufenrandbucht erreicht, die sich zwischen Rammert (rechts) und Spitzberg (links) erstreckt.

kults, Zeugnisse von Furcht und Eitelkeit, Allzumenschliches. Die neuen Erkenntnisse vermögen uns die Zeit und die Menschen von damals näherzubringen, helfen, sie besser zu verstehen. So paradox es klingen mag: Die Toten von Rottenburg beleben die Keltenzeit. In der Prähistorie ist man auf materielle Zeugnisse angewiesen, wenn man sich ein Bild machen will. Schriftliche Quellen fehlen dafür ganz. Die Kelten hatten keine Schrift. Dem Denken, der Religion, den Vorstellungen von Tod und Jenseits, wie sie die Entdeckungen des Friedhofs nahelegen, kommt man nur indirekt nahe, indem man aus Funden und Befunden vorsichtig Schlüsse zieht, das Wahrscheinliche erkennt, wohl wissend, daß es letztlich unbeweisbar bleibt.

Nekropole der Hallstattzeit

Der zeitliche Rahmen der archäologischen Zeugnisse von Rottenburg ist das 8. bis 3. Jahrhundert v. Chr., wobei der Schwerpunkt der Funde und Befunde im 8. bis 5. Jahrhundert liegt, also in der mittleren und späten Hallstattzeit. Aus jener Epoche hat Baden-Württemberg, das Kernland der Kelten, bis-

her schon viele schöne, ja sensationelle Funde vorzuzeigen – man denke nur an das prunkvolle späthallstattzeitliche Fürstengrab von Hochdorf. Und doch sind die Kenntnisse über jene Jahrhunderte insgesamt eher dürftig geblieben. Die Wissenschaftler wollen deshalb nun die Toten von Rottenburg – bildlich gesagt – zum Sprechen bringen.

Fruchtbar ist dabei das enge Zusammenwirken von Archäologen und Naturwissenschaftlern. Vom Anthropologen etwa wird man viel über Lebensalter, Krankheiten, Wuchs und Sippenverhältnisse der Bestatteten erfahren können. Vielleicht gelingt es, nach Geschlecht und sozialem Stand der Toten unterschiedene Grabtypen zu erarbeiten, die sich nicht nur an Menge und Qualität der Grabbeigaben orientieren. Die Archäologen hoffen ferner, Kriterien zu gewinnen, nach denen das Alter von Gräbern genauer bestimmt werden kann. Die Ausarbeitung einer «Feinchronologie» für den Übergang von der mittleren zur späten Hallstattzeit könnte dann auch für andere Fundorte nützlich sein. Die Auswertung der Grabungsergebnisse, die erst am Anfang steht, wird, das ist jetzt schon sicher, ein gehöriges Stück an Erkenntniszuwachs bringen. In das Mosaikbild der frühen



Der keltische Friedhof im «Lindele» (Bildmitte) ist inzwischen überbaut. Rechts oben die Sülchen-Kirche an der Straße von Rottenburg nach Wurmlingen.

Landesgeschichte lassen sich dann einige weitere Steinchen einfügen. Schade nur, daß gerade jetzt, wo die wichtigen Funde in langwieriger und schwieriger Arbeit restauriert werden müssen, um sie auswerten zu können, die Tübinger Werkstatt des Landesdenkmalamts durch Personaleinsparung behindert wird.

Die frühesten Gräber auf dem Friedhof in Rottenburg «Lindele-Ost» stammen aus der mittleren Hallstattzeit, mit der die Hallstattkultur beginnt. Ein Beginn in der Mitte? Das klingt etwas verwirrend, erklärt sich aber aus der Forschungsgeschichte. Der Fundort Hallstatt im österreichischen Salzkammergut, nach dem die Hallstattzeit benannt ist, lieferte Funde schon aus der frühen Hallstattzeit, der Zeit um 1000 v. Chr. Diese Frühzeit, nach Paul Reineckes Einteilung die Stufen A und B, entspricht jedoch der Urnenfelderkultur. Die Hallstattkultur beginnt erst in der Stufe C, etwa um 750 v. Chr.

In der mittleren Hallstattzeit (Hallstatt C) lebt der Brauch der Totenverbrennung aus der Urnenfelderkultur fort. Allerdings schüttete man nun die Asche des Toten nicht mehr in eine Urne, die dann in die Erde versenkt wurde. Die Friedhöfe sind in der Hallstattkultur keine Urnenfelder mehr, wo Aschenurne neben Aschenurne deponiert wurde. Die gewollte Gleichförmigkeit im Tode fand nun ein Ende. Nun

lassen sich Standesunterschiede der Menschen im Leben auch wieder an ihren Gräbern ablesen. Nach Rang und Stellung der teuren Verblichenen bemessen sich nicht nur Umfang und Reichtum der Grabbeigaben. Auch die Größe des Grabes und die Dimension des Grabhügels darüber sowie die spezielle Gestaltungsform geben Auskunft über die Wichtigkeit des Verstorbenen in der Gesellschaft. Der Herr ruht anders als der Knecht. Heute kann jeder, sofern er nicht gerade einer engen kirchlichen Gemeinschaft angehört, die genaue Regeln vorschreibt, Bestattungsart, Form und Gestalt seines Grabes individuell und frei wählen. Die Friedhofsordnung greift nur noch begrenzt reglementierend ein. Ob Erdbestattung oder Urnenbeisetzung gewählt wird, ob pompöses Grab oder anonyme Beisetzung, ob Seebestattung oder Aschenausstreuerung, das bleibt jedem selbst überlassen. In früheren Zeiten aber gab es dafür feste Normen, auf deren Einhaltung die Gesellschaft achtete. Denn die Gesellschaft war damals nicht offen und frei. Die gemeinsame Beachtung von Bräuchen stärkte ihren Zusammenhalt im Innern und diente als Abgrenzung nach außen. Freilich ließen auch diese Bräuche und gemeinsamen Gewohnheiten noch genügend Spielraum, was der Variantenreichtum im keltischen Gräberfeld von Rot-

tenburg deutlich macht. Eklatante Ausnahmen können freilich auch Ausgrenzungen widerspiegeln.

Zentrale Brandbestattung unterm Erdhügel

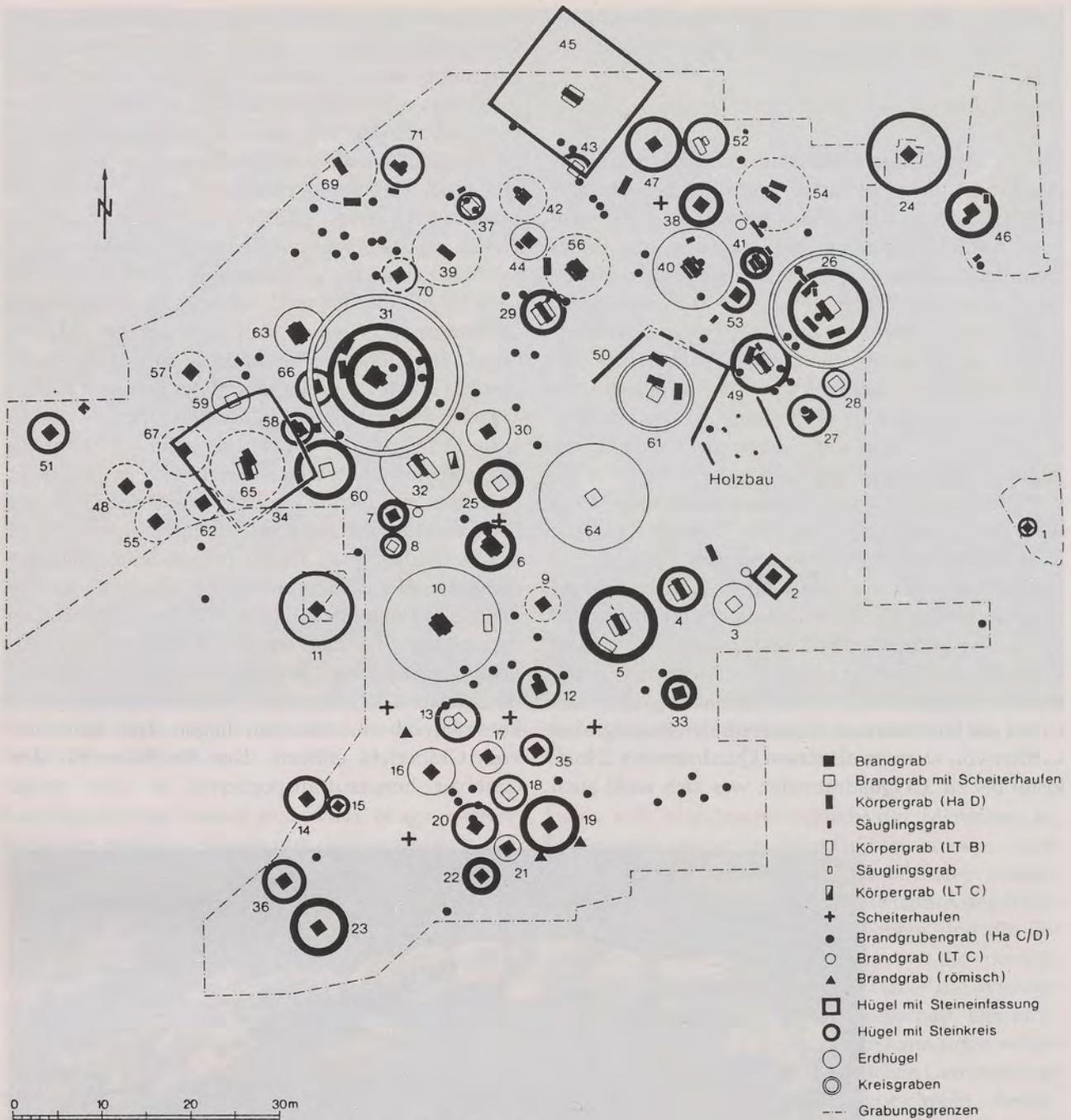
War in der mittleren Hallstattzeit ein Mensch aus der Oberschicht verstorben, ein reicher Hofherr oder gar ein Dorfhäuptling, so wurde sein Leichnam festlich bekleidet – die Frauen mit ihrem Schmuck angetan – auf einen Scheiterhaufen gelegt. Die bewegliche Habe des Toten gab man dazu. Dann wurde das Feuer entfacht. War es niedergebrannt, sammelte man den Leichenbrand, die kalzierten Knochenstückchen und die Asche auf, füllte sie in einen Stoff- oder Lederbeutel – mitunter auch in ein Keramikgefäß – und legte das Behältnis zur Asche vom Scheiterhaufen, die auf den Boden einer aus Holz gezimmerten Grabkammer ausgestreut war. Die Grabbeigaben für den Toten stellten die Hinterbliebenen auf die Ascheschicht.

Die Grabkammer war auf dem Erdboden errichtet worden, manchmal auch auf die Holzkohleschicht des niedergebrannten Scheiterhaufens gestellt oder durch sie hindurch 30 bis 60 Zentimeter tief in den Boden eingegraben worden (Schachtgrab). Die Größe der Grabkammer eines zentralen Brandgrabes variiert von weniger als einem Quadratmeter (Holzkiste) bis zu 3,5 Quadratmeter, was sich wohl auch

nach dem Platzbedarf für die Unterbringung der Grabbeigaben richtete. Ausgerichtet waren die Grabkammern nach Südosten beziehungsweise nach Nordwesten. Mit der Holzkohle vom Scheiterhaufen vermischt finden sich auch Keramikscherben von groben Gefäßen, die vermutlich bei einer Totenmahlähnlichen Zeremonie verwendet und dann rituell zerschlagen wurden. Die Grabkammer ist dann mit Balken, meistens aber mit Steinen abgedeckt worden. Darüber schütteten die Hinterbliebenen Erde zu einem Hügel auf, der in Rottenburg «Lindele» einen Durchmesser zwischen drei und achtzehn Metern besaß. Die Höhe des Grabhügels ist nur zu schätzen. Sie dürfte drei oder vier Meter betragen haben. Von den 71 Grabhügeln in der Nekropole waren 26 reine Erdhügel, die anderen 45 sind mit Steinkreisen umgeben gewesen. Vier Hügel waren nicht rund, sondern rechteckig, mit Seitenlängen von vier bis vierzehn Metern. Diese steingerahmten Hügel der Späthallstattzeit waren pyramidenförmig, wie die Grabmäler der ägyptischen Pharaonen – freilich viel kleiner und aus billigerem Material erbaut. Das verwendete Steinmaterial war übrigens uneinheitlich: Findlinge aus Dolomit und Kalkstein, Stubensandstein, Kiesel und Tuff. Die nächsten Vorkommen dieser Steinarten liegen drei Kilometer vom Gräberfeld entfernt. Um die Steine für den Grabbau heranzutransportieren, ist also einige



Von einem Steinkreis umgeben ist in «Lindele-Ost» die Grabkammer im Hügel 20. Die zentrale Brandbestattung ist mit Hallstatt-C-Keramik ausgestattet.



Gesamtplan des keltischen Gräberfeldes «Lindele-Ost», Stand 1989.

Mühe aufgewendet worden. Die Herkunft der Steine gibt einen Anhaltspunkt für die Ausdehnung des Lebens- und Wirtschaftsraums der Rottenburger Kelten.

*Reinigendes Feuer
und Furcht vor dem Wiedergänger*

Die Idee der Leichenverbrennung, wie sie vom 8. bis 6. Jahrhundert in Rottenburg verwirklicht wurde, steht sicher mit der Vorstellung vom reinigenden Feuer in Verbindung. Die Vorstellung vom

«Fegefeuer» ist älter als das Christentum. Der Verzicht auf die sterbliche Hülle schließt ein Weiterleben nach dem Tode in anderer Form nicht grundsätzlich aus, die Leiblichkeit scheint dafür entbehrlich. Die radikale Zerstörung des Körpers in den Flammen kann aber auch Ausfluß der Furcht der Lebenden vor den Toten sein. Die Menschen hatten damals ein zwiespältiges Verhältnis zu ihren verstorbenen Mitmenschen. Einerseits war es – wie heute – geprägt von Zuneigung und Fürsorge, andererseits aber von Furcht und Schrecken. Die Lebenden hatten Angst vor der sie mitziehenden

Macht des Todes und des Toten, der in aller Regel ja auch nicht «gerne» gestorben war, und der den Hinterbliebenen das Weiterleben neidete und seinen Besitzanspruch auch im Tode nicht aufgab. Je stärker und mächtiger der Verstorbene zu Lebzeiten gewesen war, desto größer nun die Gefahr für die Hinterbliebenen. Der Tote, der in irgendeiner – aber ziemlich konkreten – Form als fortexistierend gedacht wurde, hätte bei seiner Rückkehr unter die Lebenden Schrecken und Chaos ausgelöst: Sein Besitz war inzwischen aufgeteilt und an andere übergegangen, seine Witwe eventuell wieder verheiratet. Für ihn war kein Platz mehr in der Gesellschaft hienieden.

Die Furcht vor dem «Wiedergänger», vor dem «lebenden Leichnam», taucht in den Sagen vieler Völker auf, ist als Realität zu verstehen. Deshalb wurden allerlei Maßnahmen ergriffen, sich vor dem Toten zu schützen, seine Wiederkehr zu verhindern. Man sperrt seine Asche in einer Grabkammer ein, die noch mit Balken oder einem schweren Stein verschlossen wird. Man häuft viel Erde über dem Grab auf. Die Steinkreise um den Hügelfuß sind als unüberwindliche magische und rechtliche Grenze gedacht, die das Reich des Toten vom Bereich der Lebenden scheidet. Das gilt übrigens in beiden Richtungen. Besonders massiv, aber auch repräsentativ ist der einen Meter breite Steinkranz um den Hügel 60, der einen Durchmesser von sieben Metern hatte. Der Übergang vom einen in das andere Leben wird mit Zeremonien deutlich gemacht, über deren Ausgestaltung man nur spekulieren kann, wenn sie sich nicht durch materielle Zeugnisse und Indizien zu erkennen geben. Von der Totenklage und dem Leichenzug, von Tanz und Gesang um den aufgebahrten Leichnam, mit dem die trauernden Hinterbliebenen Abschied von dem Toten nahmen, ist nichts geblieben. Beim Totenmahl, mit dem die Sippen-gemeinschaft ihn ein letztes Mal in ihre Mitte nahm, um ihn dann endgültig freizugeben für eine andere Welt, ja ihn aus ihrer Mitte zu vertreiben, ist wohl jenes Geschirr verwendet worden, das die Archäologen als typische «Scheiterhaufenkeramik» bezeichnen. Nach dem Mahl wurde es zerschlagen, was das unwiderrufliche Ende, den «point of no return», symbolisieren sollte.

Dem Toten wird der Abschied dadurch leichter gemacht, daß man ihm alles Notwendige für die Reise ins Jenseits oder für das Leben in der Welt der Toten mitgibt. Speis und Trank, das nötige Geschirr, sein Necessaire mit Nagelschneider, Pinzette für die Bartpflege und Ohrlöffelchen, den Schmuck, ohne den die Frau keine Dame von Welt wäre, den Gürtel für festliche Anlässe aus verziertem Bronzeblech

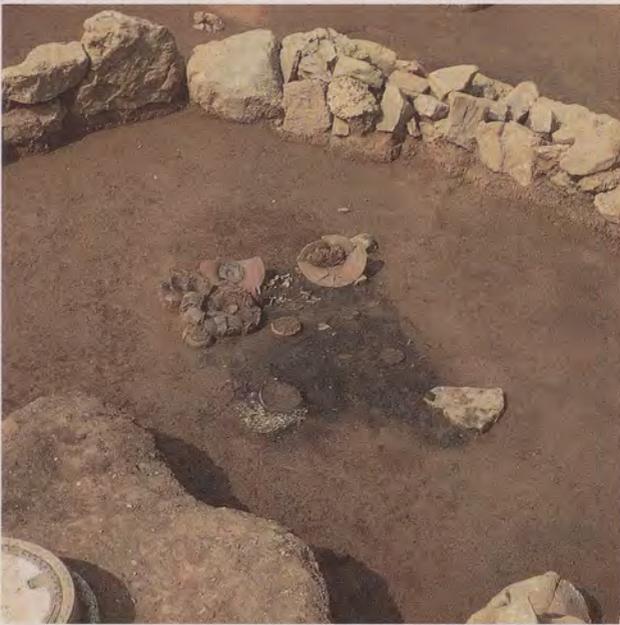


Bronzenes Toilettebesteck als Beigabe im Brandgrab 55. Von links: Nagelschneider, Pinzette und Ohrlöffelchen.

und manches mehr, das nicht mehr nachzuweisen ist – die persönliche Habe eben. Nichts darf fehlen, damit der Tote nicht wiederkommt und sich holt, was man ihm vorenthielt.

Grabbeigaben spiegeln die Stellung des Toten im Leben

Der Umfang der Beigaben in den Zentralgräbern unter dem Erdhügel fällt unterschiedlich aus. Die Beigaben spiegeln die soziale Stellung des Bestatteten. So bargen die Archäologen aus dem Grab einer 20- bis 40jährigen Frau aus der mittleren Hallstattzeit allein dreizehn Keramikgefäße, ein richtiges Service mit Schalen und Schüsseln, Tellern und Bechern. Besonders auffallend: ein 30 Zentimeter hohes Kegelhalsgefäß und zwei sogenannte Stufenteller mit einem Durchmesser von über 40 Zentimetern. Sie waren an die Wand der Grabkammer gelehnt – reine Schauteller und Schmuckstücke, für den täglichen Gebrauch viel zu zerbrechlich. Die Stufenteller sind rot bemalt und schwarzglänzend graphitisiert, mit Einritzungen und Stempeleindrücken verziert – wahre Prachtstücke mit einem kleinen Spiegel und mehrfach abgesetzten überbreiten Rändern. Die Stufenteller sind typische Erzeug-



Oben links: Aus der mittleren Hallstattzeit stammt das zentrale Brandgrab unter dem Hügel 60. Oben, beim Geschirr, liegen zwischen den beiden großen, breitrandigen Tellern im «Alb-Hegau»-Stil die Knochen eines Ferkels, das einer erwachsenen Frau als «Wegzehrung» ins Grab mitgegeben wurde. Unten links ist neben dem Leichenbrand der zusammengerollte Gürtel aus Bronzeblech zu erkennen.

Oben rechts: Das Brandgrabengrab 44 war mit Steinplatten eingerahmt und mit einer Platte zugedeckt, die hier entfernt worden ist.

nisse der «Alb-Hegau-Keramik», Spitzenprodukte der Hallstatt-C-Zeit – damals mindestens so wertvoll wie heute echtes Meißner Porzellan. Reichtum und Rang der Dame unterstreichen auch zwei gegossene Armringe, zwei Gewandnadeln und zwei Ohrringe, die man ihr beigegeben hatte.

Im Zentralgrab, das den Leichenbrand eines 30- bis 40jährigen Mannes enthielt, fanden sich ebenfalls zwei Stufenteller und ein Kegelhalsgefäß. Die Keramikausstattung in anderen Gräbern war geringer: sechs Gefäße oder drei, manchmal nur eines. Nicht alle waren verziert. Grabbeigaben aus Metall – Bronze oder Eisen – sind in Rottenburg insgesamt seltener: Schmucknadeln, Arm- und Ohrringe, Toilettebesteck, Rasiermesser. Geräte und Schmuck aus Bronze und Eisen waren in der mittleren Hallstattzeit offenbar noch so rar und wertvoll, daß die Hinterbliebenen sie lieber weiterverwendeten, umarbeiteten oder einschmolzen, um daraus Neues zu schaffen, als sie dem Toten auf Nimmerwiedersehen ins Grab zu legen. So ist in Rottenburg auch aus keinem einzigen Männergrab ein Schwert geborgen worden. Formen und Zierelemente des Schmucks verraten den Wissenschaftlern Beziehungen zur Baar und zum Ober- und Hochrhein, im Falle eines 107 Zentimeter langen und 4,4 Zentimeter breiten Bronzeblechgürtels, der aufgerollt im Grab der reichen Dame lag, sogar in den osthallstädtischen Kulturbereich, nach Hallstatt selbst.

Mit Beigaben im allgemeinen geringer ausgestattet

waren die Brandgräber und Brandgrabengräber, die neben den Grabhügeln oder unter ihnen lagen, jedoch nicht in der Hügelmitte, wie die zentralen Brandgräber des 8. und 7. Jahrhunderts. Anstelle einer Grabkammer aus Holz fanden sich in mehreren Fällen hochkant gestellte Steine oder Steinplatten, die das Grab oder die Grabgrube einfaßten. Eine Deckplatte schloß das Grab nach oben ab. In die runden, meist aber rechteckigen Schachtgräber, die 40 bis 90 Zentimeter groß und bis zu 30 Zentimeter in den Erdboden eingetieft waren, wurde der Leichenbrand, vermengt mit Resten vom Scheiterhaufen, eingefüllt. Der Leichnam war meist nicht an Ort und Stelle verbrannt worden, sondern auf einem separaten Verbrennungsplatz. Die wenigen Beigaben, meist Keramik, mitunter nur einige Scherben, stellte man auf den Leichenbrand, ehe das Grab geschlossen wurde. In diesen rund hundert Brandgrabengräbern liegen unter und zwischen den Erdhügeln wohl die weniger Begüterten aus der Gemeinschaft der Siedler bestattet. Oder sollte sich in der Wahl dieser Grabform eine Geschlechts- oder Sippenzugehörigkeit zu erkennen geben? Die Archäologen sind auf die Ergebnisse der anthropologischen Untersuchung gespannt. Im Nordwesten des Gräberfelds ist ein Schwerpunkt dieser Brandgrabengräber.

Tonscherben in den Gräbern ermöglichen den Archäologen die Datierung. Ein Großteil dieser einfacheren Gräber gehört dem 8. und 7. Jahrhundert,

also der mittleren Hallstattzeit an, einige auch dem 6. Jahrhundert, der Späthallstattzeit (Stufe D). So kam in Grab 46, einem Brandgrab unter einem Erdhügel, «Alb-Hegau»-Keramik zum Vorschein, die für die Hallstatt-C-Zeit typisch ist. Zugleich aber auch eine Schlangenfibel, die es erst in der Späthallstattzeit gibt. Der Befund lehrt die Archäologen, daß diese Keramik mindestens zwei Generationen länger zur Grabausstattung gehörte, als man bisher annahm. Die Tragweite dieser neuen Erkenntnis ist erst zu ahnen, wirft sie doch ein neues Licht auf das Nacheinander und Miteinander von Kulturelementen im 7. und 6. vorchristlichen Jahrhundert.

Ahnenkult mit einem Grab-Stein

Etwas Besonderes sind die drei Stelen, die im Rottenburger Gräberfeld zum Vorschein kamen. Sie zählen zu den ältesten im süddeutschen Hallstatt-raum. Stelen sind Grabsteine, die einst den Hügel bekrönten. So nimmt man an, und so ist der Grabhügel in Tübingen-Kilchberg rekonstruiert worden, der knapp sechs Kilometer vom Friedhof in «Lindele-Ost» entfernt liegt. Gefunden wurden die Rottenburger Stelen freilich als Abdeckplatten über einem Grab-schacht in einem Hügelgrab beziehungsweise über einem Brandgrubengrab. Das läßt die Archäologen rätseln, ob die Stelen eigens dafür geschaffen wurden – frische Meißelspuren im Brustbereich werden so gedeutet – oder ob die früher einen Hügel bekrönenden Stelen hier wiederverwendet wurden. Die Übertragung eines Grab-Steins auf ein anderes Grab könnte ein symbolischer Akt sein. Die Wiederverwendung des Steins könnte aber ebensogut in der Absicht des Steineklaus begründet liegen. Dies läßt



sich in Rottenburg bei einem vierten bearbeiteten Stein nachweisen. In den Steinkreis eines Grabhügels verbauten die Kelten das Fragment einer bronzezeitlichen Stele, das sie irgendwo in der Nachbarschaft gefunden hatten. Der reliefverzierte Stein, einen Meter mal 70 Zentimeter groß und 30 Zentimeter dick, zeigt einen zwei- oder vierrädrigen Wagen. Die drei Stelen von Rottenburg sind aus 1,2 bis 1,4 Meter langen Sandsteinplatten gebildet und haben, stark stilisiert, Menschengestalt. Durch Einkerbung ist ein Kopf vom Rumpf abgesetzt. Zwei Stelen zeigen durch Einritzungen «Strichgesichter»: punktförmige Augen, eine Nase, einen Mund und Augenbrauen. Der eine Grab-Stein, den die Ausgräber we-

Detailaufnahme des 107 Zentimeter langen Bronzeblech-gürtels aus Grabhügel 60.

Die eingepunzten Verzierungen, ein Speichenrad, das die Sonne symbolisiert, und ein Wasservogel, finden ihre genauen Entsprechungen im österreichischen Hallstatt.

Oben rechts: Einem 30- bis 50jährigen Mann im Hallstatt-C-zeitlichen Zentralgrab unter Hügel 11 sind acht Keramikgefäße, darunter dieser reich verzierte Teller im «Alb-Hegau»-Stil, mitgegeben worden. Dazuhin zwei bronzene Toilettebestecke und als «Wegzehrung» Rinder- und Schweinebraten.



gen einer gewissen Ähnlichkeit scherzhaft «Weihnachtsmann» taufen, hat einen Kinnbart oder eine Kette um den Hals, der andere eine lange Halskette oder einen Brustschmuck. Kein Zweifel, die anthropomorphen Figuren sollen die Toten darstellen, einst mächtige Männer voller Lebenskraft. Das symbolisiert ihr deutlich dargestellter erigierter Penis.

Bei den Stelen handelt es sich um Zeugnisse frühkeltischen Ahnenkults. Die verstorbenen Vorfahren werden verehrt, als Heilsbringer für die Sippe betrachtet. Sie spenden den Lebenden Segen und Kraft. Die Idee der Stele hat sich in der griechischen Vorstellungswelt entwickelt. Sie kam, so wird angenommen, aus dem Gebiet am Nordende der Adria über die Alpen nach Süddeutschland, wobei sie «barbarisiert» wurde: Die ithyphallische Darstellung ist keltischer Prägung. Freilich, der «Weihnachtsmann von Rottenburg» scheint um eine Generation älter zu sein als die Stelen südlich der Alpen.

Es fällt auf, daß alle bisher gefundenen Stelen aus der Hallstatt-C-Zeit im weiten Bereich um den Rammert und das Obere Gäu gefunden wurden: in Tübingen-Kilchberg, in Gomaringen-Stockach (zwölf Kilometer von Rottenburg entfernt) und, am weitesten weg (27 Kilometer), in Calw-Stammheim. Die berühmteste Stele, der «Mann von Hirschlanden», stammt erst aus der Späthallstattzeit. Es scheint sich hier ein südostwärts orientiertes, regionales Kulturgebiet am Rande des mittleren Neckarlandes abzuzeichnen – will man nicht einfach die natürlichen Erhaltungsbedingungen als Erklärung gelten lassen, die hier vielleicht günstiger sind als anderswo.

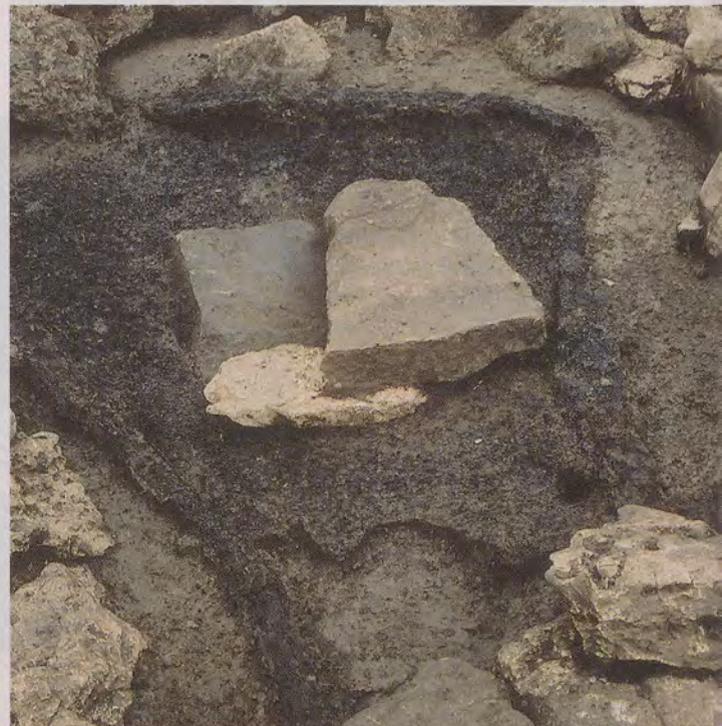
Nach 600 v. Chr. – die Zahl ist nur ein grober Anhaltspunkt –, mit dem Beginn der Späthallstattzeit, spielt sich auf dem Gräberfeld in Rottenburg «Lindele-Ost» ein deutlicher Wandel ab. Die Bestattungsform wechselt von der Brandbestattung zur Körperbestattung. Der Wechsel setzt an der Spitze der Gesellschaft ein. Man erklärt das Phänomen mit einem Glaubenswandel, ohne dafür freilich konkrete Anhaltspunkte zu haben. Die andere Art der Beisetzung muß nicht unbedingt mit geänderten Vorstellungen von der Fortexistenz der Toten einhergehen. Nur die Form des Abschieds vom Diesseits und des Übertritts in die andere Welt ändert sich.

Vom Hofherren-Adel zum Hochadel der Kelten

Der Schritt von Hallstatt C zu Hallstatt D bringt auch einschneidende gesellschaftliche Veränderungen mit sich. Waren bis dahin die sozialen Unterschiede deutlich, aber nicht extrem gewesen – der Hofherr hatte über die Seinen das Sagen und der reichste Großbauer im Flecken über die Dorfgemeinschaft –,



so profilierten sich nun einige auf Kosten der Allgemeinheit im Übermaß. Vom «Hofherren-Adel» zum «Hochadel» läßt sich die rasante Entwicklung in der Oberschicht umschreiben. Macht und Reichtum der Führenden wachsen, ihre Herrschaftsbezirke werden größer. Sie erobern neue Gebiete. Konkurrenten werden ausgeschaltet. Nun tauchen «Fürsten» auf, wie man sie nennt, um ihre abgehobene Stellung zu charakterisieren, die auf der Heuneburg und auf dem Hohenasperg residieren, die vor Reichtum und Luxus nur so strotzen. In ihren Fürstengräbern lassen sie sich beerdigen mit einem Pomp, wie man dies



bis dahin noch nicht gesehen hatte und auch später nicht wieder sehen wird.

Ganz klar, daß Macht und Wohlstand im Leben den Wunsch nach Verewigung der Diesseitssituation verstärken, daß diese Fürsten – und in etwas abgeschwächtem Maße auch ihre Gefährten und regionalen Stellvertreter im Reich – auch im Jenseits den gewohnten Komfort nicht missen wollen. Hinzu kommt, daß diese andere Welt als heiteres Paradies gesehen wird. Nicht Arbeit, Mühen und Kampf herrschen dort, sondern, wer es sich leisten kann, den erwartet ein Playboy-Leben voller Gaudi und Vergnügen, Spiel und Spaß, Lust und Wohlergehen. So hat der Hochdorfer Keltenfürst im Grabe nicht eine einzige Waffe bei sich, nur den Kavaliersdolch, der Standeszeichen ist. Aber Ausrüstung für Hobby und Freizeit. Es sind friedfertige, paradiesische Gefilde, nicht das strenge Schattenreich, die den Toten erwarten. Ganz klar auch, daß die Bedeutung des einzelnen, der Person des Eroberers und Herrschers vorab wächst. Und damit das Verlangen nach Unsterblichkeit der Person, des Individuums in all seiner Schönheit und Kraft. Der Hochdorfer Keltenfürst, ein stattlicher Mann, ist einbalsamiert worden. Zur Teilnahme am vollen Leben im Jenseits ist körperliche Unversehrtheit – auch gedanklich – von

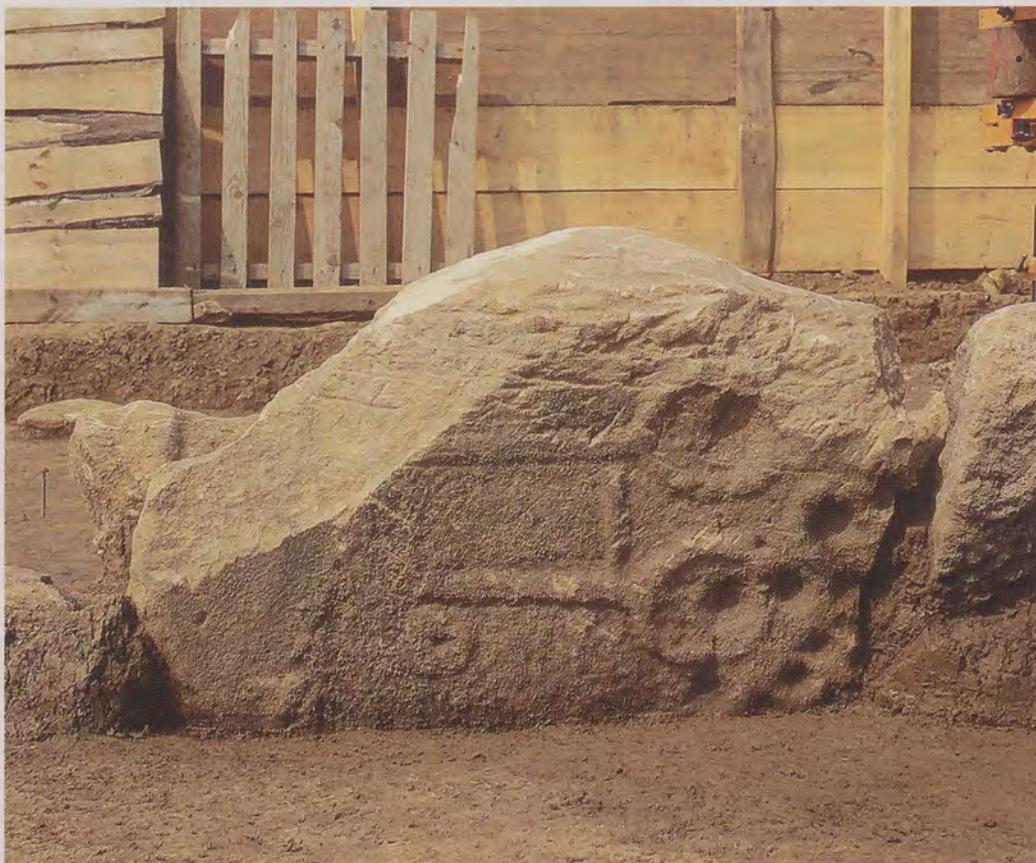
Nutzen. Man stellte sich das Weiterleben konkret und irdisch vor. Das könnte erklären, warum die Sitte der Körperbestattung plötzlich auf große Resonanz stieß.

Die Späthallstatt-Leute von Rottenburg waren gewiß auch Kelten. In der breiten Bevölkerung hat sich nicht viel verändert. Die Menschen benutzten den alten Friedhof weiter. In schon vorhandene Grabhügel beerdigten sie ihre Toten, wobei die Hügel manchmal höher aufgeschüttet, vergrößert und umgestaltet wurden. Diese rund 50 Nachbestattungen, Körpergräber des 6. und 5. (wenige auch des 3.) Jahrhunderts, waren gleichmäßig orientiert: Der Tote blickte nach Nordwesten, egal, ob er am Hügelrand oder in der Hügelmitte seine letzte Ruhestätte fand. Ältere zentrale Bestattungen sind dabei manchmal gestört oder zerstört worden. Man nahm keine Rücksicht. Überschneidungen von Gräbern finden sich besonders im höhergelegenen Nordteil des Friedhofs, der Südteil blieb davon unberührt. Die neue Schicht, die ihre Toten in schmalen, mit Steinpackungen überdeckten Holzsärgen beerdigte, wollte wohl auch im Friedhof eine höhere Stufe einnehmen. Drei der Grabhügel waren von Kreisgräben umzogen, die einen Durchmesser von bis zu 18 Metern hatten.

In den Steinkreis von Hügel 47 eingebaut fand sich dieses wiederverwendete Fragment einer wohl bronzezeitlichen Stele. Das Relief zeigt einen zwei- oder vierrädrigen Wagen und einige schälchenartige Vertiefungen, in denen vermutlich Opfer dargebracht wurden.

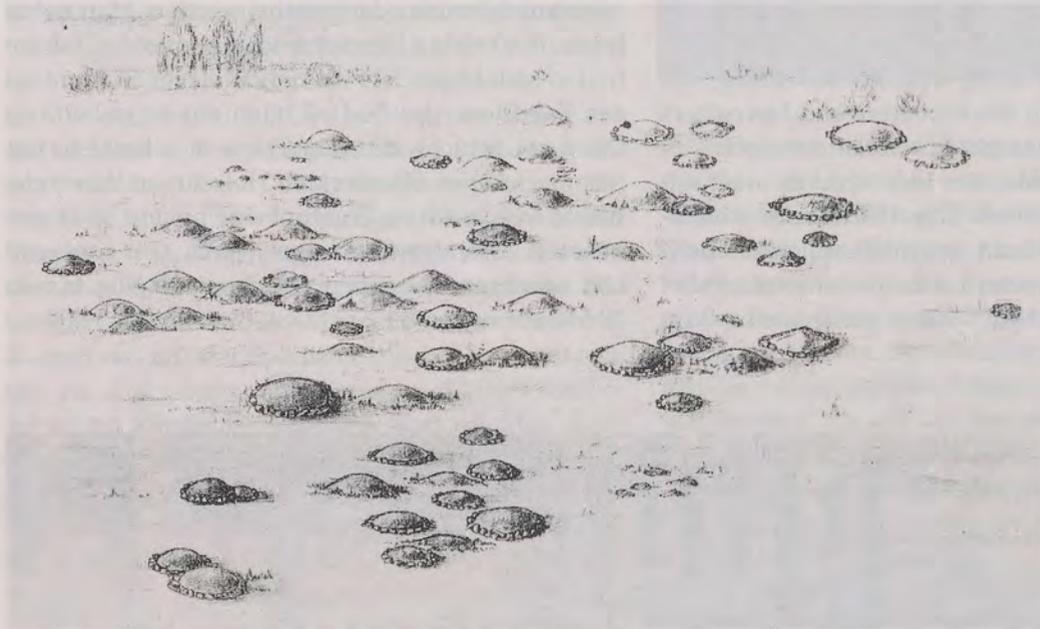
Links oben: Als Abdeckung über einem Brandgrubengrab fanden die Archäologen die zweite Stele, die mit der Bildseite nach unten lag.

Links unten: In Originallage über dem zentralen Grab-schacht von Hügel 7: Die menschengestaltige Stele aus Sandstein. Siehe Seite 156!



Eines der verhältnismäßig reich ausgestatteten Körpergräber sei herausgegriffen. Der Hügel 32 war von einem Kreisgraben mit 14 Meter Durchmesser eingefasst. In der Hügelmitte fanden die Archäologen das Grab einer jungen Frau, bei dessen Anlegung in der beginnenden Späthallstattzeit (Stufe D1) ein älteres Brandgrab gestört worden war. Die 20 bis 25 Jahre alte Frau lag in einer zwei auf einen Meter großen Grabgrube, die mit einer mächtigen Steinpackung abgedeckt war. Der Toten hatte man ihren Schmuck und ihre Tracht mitgegeben. Um den Hals trug sie einen Bronzeblechreif. Ein Dutzend Ringchen zierte ihren Kopfputz. Das Gewand war durch zwei Bogenfibeln zusammengehalten. Die Unterarme steckten in breiten Bronze-

blechstulpen, sogenannten Tonnenarmbändern, und um die Hüfte schlang sich ein Gürtel, der mit einem verzierten Bronzeblech verkleidet war. Es ist die damals typische Tracht der Frauen am Albrand, im Oberen Gäu und Schönbuch. Fasziniert waren die Ausgräber aber vor allem, als sie im Bauchbereich auf kleine Knöchelchen stießen: Die junge Frau war schwanger gewesen, als sie starb. Ihr ungeborenes Kind, schätzen die Anthropologen, war etwa sechs Monate alt. Aus Männergräbern dieser Zeitstufe bargen die Archäologen eine eiserne Lanzenspitze, Gürtel aus geschmiedetem Eisenblech und Fibeln. Die Beigabe von Nahrungsmitteln und von Keramikgeschirr war in der Späthallstattzeit nicht mehr üblich.



So, wie in dieser Zeichnung, könnte das keltische Gräberfeld bei Rottenburg mit seinen großen und kleinen und zum Teil mit einem Steinkranz umgebenen Hügeln in der mittleren Hallstattzeit ausgesehen haben.



Die Umgestaltung des keltischen Grabhügelfelds «Lindelösch» in der Späthallstattzeit setzt diese Zeichnung ins Bild. Auffallend die rechteckig umrahmten, pyramidenförmigen Grabhügel.

Mitten im nördlichen Teil des keltischen Gräberfelds kamen bei den Ausgrabungen die Spuren eines trapezförmigen Holzhauses zum Vorschein. Das Gebäude war acht Meter lang und drei beziehungsweise sechseinhalb Meter breit. Bei seiner Errichtung hatten die Kelten ein Bauopfer deponiert, damit es den Göttern gefällig sei: In einer Grube wurde der Hornzapfen eines Stiers gefunden. Das Holzhaus auf dem Friedhof ist im Bereich der südwestdeutschen Hallstattkultur ein absolut einzigartiger Befund. Man darf wohl annehmen, daß es mit den Bestattungszeremonien in Verbindung stand, eine Art Friedhofskapelle war, die der Kultausübung diente. Das Kulthaus, dessen Konstruktion noch unklar ist – es könnte im Nordwesten und Südosten keine festen Wände gehabt haben oder gar offen gewesen sein –, bestärkt die Archäologen in der Ansicht, daß das Gräberfeld nicht nur ein Friedhof, sondern darüber hinaus ein Kultplatz für die Kelten von Rottenburg in der mittleren und späten Hallstattzeit gewesen war.

Eine weitere Besonderheit des keltischen Gräberfelds von Rottenburg sind die Kindergräber. In anderen keltischen Friedhöfen sehr selten, kamen in «Lindele-Ost» gleich 19 davon zum Vorschein. Es sind Kinder oder Säuglinge – einer war nur wenige Tage alt –, die, von wenigen jüngeren aus der Latènezeit abgesehen, in der Späthallstattzeit in oder neben vorhandenen Grabhügeln bestattet worden waren. Die Eltern hatten dem verstorbenen Nachwuchs kleine Ringperlen und Bronzeringe, den ärmeren Kindern durchbohrte Tierknochen, die sie um den Hals trugen, ins Grab mitgegeben. Das war kein Totenschmuck. Das sind Amulette, Unheil abwehrende Zaubermittel. Denn Kinder, und auch junge Frauen, galten als zarte Wesen, die den dunklen Mächten besonders schutzlos ausgesetzt waren. Für Schutz und Wohlergehen der Kinder mußte deshalb besondere Vorsorge getroffen werden. Auch dies ist ein Beleg der Fürsorge für die Toten, zumal für solche, die aufgrund ihres gesellschaftlich schwächeren Status für die Hinterbliebenen keine große Gefahr darstellten.

Auch in der Späthallstattzeit sind einige Tote nicht als Leichnam bestattet, sondern eingäschert worden. Brandgrabengräber gibt es in Rottenburg auch aus dem 6. Jahrhundert. Sie sind auch von anderen Fundplätzen her bekannt. Man nimmt an, daß es sich dabei um den ärmeren Teil der Bevölkerung gehandelt hat. Denkbar ist freilich auch, daß es im alten Glauben verwurzelte, dem neuen Zeitgeist abholde Siedler von Rottenburg waren, die Erzkonservativen,



Noch vor der Geburt ihres Kindes ist diese vornehme Frau im 6. Jahrhundert v. Chr. gestorben. Das späthallstattzeitliche Grab wurde in den schon bestehenden Grabhügel 32 im keltischen Gräberfeld von Rottenburg hineingelegt. Der Bronzering um den Hals, die ritzierten Tonnarmbänder und der mit Bronzeblech beschlagene Gürtel dokumentieren den Reichtum der Toten.

die sich der neumodischen Bestattungsart verweigerten. Die Brandbestattung wurde dann in der Latènezeit wieder modern. Mit dem Ende der Fürstentumlichkeit ist die Gesellschaft in der Latènezeit sozial wieder ausgeglichener geworden. Die Kelten wandten sich wieder der Leichenverbrennung zu. Aus dem 4. und 3. Jahrhundert stammen einige wenige Gräber in «Lindele-Ost». Die jüngste Bestattung datiert in die Latène-C-Zeit. Es ist ein Hockergrab am östlichen Rand des Hügels 32: Eine Frau, reich geschmückt mit Fibeln und Armringen aus Bronze und Eisen und mit gerippten bronzenen Fußringen, liegt hier beerdigt. Aus der frühen Latènezeit (Latène A) fand sich dagegen kein einziges Grab.

Die Siedlung zum Friedhof

Von großer Bedeutung ist, daß die Archäologen in Rottenburg nicht nur die Spuren des Todes, son-



Amulette aus latènezeitlichen Kindergräbern im Keltenfriedhof von Rottenburg, «Lindele-Ost»: Bronzering und durchlochter Stein, ein Eberhauer und eine kleine, dreifach durchbrochene Tonscheibe.

dern auch die des Lebens entdeckt haben. In Verbindung mit dem großen keltischen Gräberfeld von «Lindele-Ost» steht gewiß die Siedlung, die im Industriegebiet «Siebenlinden», etwa 700 Meter südöstlich, untersucht werden konnte. Erste Befunde waren beim Bau der Osttangente 1987 zum Vorschein gekommen. Die Siedlung liegt auf einer Auelehnterrasse heute 500 Meter vom Neckar entfernt, der sein Bett seit damals verlagert hat. Mit einer Ausdehnung von 117 mal 100 Metern, wobei im Nordosten die Siedlungsgrenze noch nicht erreicht wurde, ist in «Siebenlinden» die größte eisenzeitliche Freilandsiedlung in Südwürttemberg nachgewiesen. Leider ist das keltenzeitliche Bodenniveau nicht mehr erhalten. Erosion und Bodennutzung haben etwa einen Meter abgetragen. So sind zwar noch viele tiefgründige Pfostengruben von Wohnhäusern erkennbar, doch lassen sie sich nicht zu Hausgrundrissen zusammenfügen. Dagegen sind insgesamt neunzehn ins Erdreich eingetieft Grubenhäuser noch nachweisbar. Es sind mit um die drei mal drei bis vier Metern Fläche verhältnismäßig kleine Grubenhäuser, die als Werkstätten gedient haben. Unter anderem wurden hier Textilien hergestellt, wie der Fund von Spinnwirteln und Webgewichten andeutet. Keller und Vorratsgruben waren noch bis anderthalb Meter tief erhalten. Nach den Funden, vor allem gut datierbaren Fibeln, ist die Siedlung in der Späthallstattzeit, vom 6. Jahrhundert v. Chr. an, bewohnt gewesen. Das bedeutet, daß die Menschen, die im 8., 7. und in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts in der Nekropole bestattet worden waren, nicht hier, sondern an anderen, noch unbekanntenen Orten in der näheren Umgebung

gelebt hatten. Nach der Zahl der Bestattungen zu schließen, dürfte es sich um vielleicht sechs Höfe gehandelt haben, in denen, je Generation, insgesamt etwa 30 bis 40 Menschen lebten. Damals siedelten die Menschen in verstreut gelegenen Einzelhöfen oder Weilern. Ihre Toten aber bestatteten sie alle in einem gemeinsamen Gräberfeld – Ausdruck ihrer sozialen Zusammengehörigkeit.

Der gesellschaftliche Wandel in der Späthallstattzeit, der sich im Wechsel der Bestattungsform andeutet, hat auch das Siedlungswesen beeinflusst. Nun, in Stufe Hallstatt D2 wird statt der vielen Kleinsiedlungen eine Großsiedlung, ein richtiges Dorf im Gebiet «Siebenlinden» gebildet, in das die Bewohner des Rottenburger Umlandes umziehen mußten. Die Siedlungskonzentration entspricht dem Trend der neuen Zeit, der zur Machtkonzentration führte. Bestimmten einst die Hofherren genossenschaftlich über die Geschicke der Rottenburger Kelten, so hatten nun einer oder jedenfalls nur wenige das Sagen. Man kann nur vermuten, daß die soziokulturelle Wende politische Ursachen hatte: Daß aus dem mittleren Neckarland neue Herren kamen und sich des Gebiets bemächtigten. Auch das waren freilich Kelten, wiewohl vermutlich von einem anderen Stamm, der zwar die gleiche Sprache oder einen ähnlichen Dialekt sprach, jedoch im kulturellen Bereich sich von den Einheimischen unterschied. Die alten Beziehungen der keltischen Rottenburger zum Südwesten wurden nun durch solche in den Norden abgelöst. Die neuen Herren behielten zwar den alten Begräbnisplatz bei, doch ist es nicht verwunderlich, wenn sie ihre Gräber in die alten Hügel hineinlegten und dabei ältere

Bestattungen nicht schonten: Zu den dort Begrabenen fehlte ihnen die persönliche Beziehung, eine besondere Rücksichtnahme schien ihnen deshalb nicht vonnöten. Unkenntnis kann nicht der Grund dafür gewesen sein, denn die alten Grabstellen waren noch erkennbar.

In der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts gehörte das Land nördlich des Albtraufs zum Herrschaftsgebiet des Fürsten von Hochdorf. Und so wird man weiter annehmen dürfen, daß er das Gebiet um Rotenburg von einem seiner Vasallen oder Gefährten verwalten ließ. Sieht man sich nach einem passenden Sitz für diesen «Unterfürsten» um, so fällt einem der Ausläufer des Spitzbergs ins Auge, der die Wurmlinger Kapelle trägt. Dort oben sind hallstattzeitliche Scherben gefunden worden. Auch «Fürstengräber der zweiten Garnitur» finden sich in der Gegend. Keine zwei Kilometer nach Osten liegt der «Birtenleh», ein Grabhügel, der heute noch einen Durchmesser von 18 Metern hat. Noch größer, 45 Meter im Durchmesser und vier Meter hoch, ist der «Bühl» bei Baisingen. Doch liegt dieser Hügel vielleicht doch etwas zu weit entfernt und birgt eher das Grab eines benachbarten Vasallen.

Die Keltensiedlung in der Talaue am Ostrand Rotenburgs scheint am Ende der Späthallstattzeit, im 5. Jahrhundert, von den Bewohnern größtenteils verlassen worden zu sein. Gräber aus der unmittelbar folgenden Früh-Latènezeit (Latène A) fehlen in der keltischen Nekropole völlig. Ebenso die entsprechenden Siedlungsspuren. Die Toten, die in den wenigen Gräbern aus dem 3. Jahrhundert bestattet wurden, müssen in einem einzelnen Hof an noch nicht bestimmtem Ort gesiedelt haben, denn damals hat das Dorf in «Siebenlinden» mit Sicherheit nicht mehr existiert. Nach dem Sturz der Fürsten der Späthallstattzeit ist hierzulande eine Ausdünnung der Bevölkerung archäologisch festzustellen.



Aus zentralen Brandgräbern der mittleren Hallstattzeit stammen diese ritz- und stempelverzierten, rotbemalten und graphitierten Teller sowie das Gefäß, die für den «Alb-Hegau»-Stil typisch sind.

Man bringt dies mit den Keltenzügen in Verbindung. Damals brachen viele Kelten nach Italien, auf den Balkan und bis in die Türkei auf, getrieben von Abenteuerlust, doch vor allem auf der Suche nach den sagenhaften Reichtümern, die einst ihre Fürsten von dort bezogen hatten. Wer zurückblieb, hat in kleinen Verhältnissen gelebt, sicher, herkömmlich und überschaubar. Neue kleine Siedlungen wurden angelegt, samt neuen Friedhöfen, die meist nur durch Zufall entdeckt werden, weil die Toten in Flachgräbern ohne auffällige Hügel beigesetzt wurden.



Die Umgebung des keltischen Rottenburg mit der Nekropole «Lindele-Ost», der Siedlung «Siebenlinden», den Fürstengrabhügeln und den Fundorten von Stelen.

Georg Friedrich Kempter Die Calwer Straße in Stuttgart – Ein frühes Beispiel urbanistischer Denkmalpflege

Zwanzig Jahre sind vergangen, seitdem die Sanierung der Calwer Straße in Stuttgart in Angriff genommen wurde. Da erscheint ein zusammenfassender Rückblick auf das Bauvorhaben sinnvoll, das der verantwortliche Architekt, Prof. Hans Kammerer, den *Modellfall einer Zusammenarbeit unter denkmalpflegerischen Aspekten und ökonomischem Pragmatismus* nannte. Daß urbanistische Aspekte in der Denkmalpflege seither an Bedeutung gewonnen haben, zeigt z. B. die Tatsache, daß die nächste Jahrestagung der Denkmalpfleger Deutschlands in Hamburg den Titel trägt: *Die City als Denkmalort*.

Die Idee, einen vom Abbruch bedrohten Straßenzug in Stuttgart zu erhalten, war das direkte Resultat eines von der UNESCO organisierten Kurses für Denkmalpfleger in Rom. An diesem Kurs nahm ich 1971 als junger Konservator teil und wurde in die Beziehungen zwischen Stadtplanung und Denkmalpflege eingeführt, Beziehungen, mit denen das Stuttgarter Denkmalamt damals nicht sehr vertraut war. Zudem hatte sich das Land Baden-Württemberg im Jahr 1972 ein Denkmalschutzgesetz gegeben, in dem der Begriff «Gesamtanlage» aufgenommen wurde. Dieser Begriff war in der deutschen Denkmalpolitik neu und beruht auf einer Konvention der UNESCO zum *Schutz der historischen Umgebung* aus dem Jahr 1962.

Die Erfahrungen des Rom-Kurses mit der neuen Gesetzgebung zu verbinden, war eine reizvolle Herausforderung. Deswegen wandte das Landesdenkmalamt im Fall der Calwer Straße nicht die übliche Praxis an, die darin besteht, auf die Bitten um fachlichen Rat und um finanzielle Hilfe zu reagieren. In diesem Fall war das Amt selbst aktiv, indem es auf die historische und künstlerische Bedeutung eines vernachlässigten Teiles der Landeshauptstadt hinwies, deren Zentrum im Zweiten Weltkrieg durch 52 Luftangriffe zu über 90% zerstört worden war; nur einige Straßenzüge hatten die Kriegs- und Nachkriegszerstörungen überlebt, so der obere Teil der Calwer Straße mit 135 Meter Länge, der als «Gesamtanlage» ausgewiesen wurde. Dort standen an der nordwestlichen Straßenseite fünfzehn Häuser mit ebenso vielen Läden, drei Lokalen und einer Bar. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befindet sich das Palais Gültlingen. Die bauliche Eigenart, die Maßstäblichkeit und das Nebeneinander der durch die Gebäude repräsentierten Bauepochen im Zentrum Stuttgarts bestimmen den Wert dieses Ensembles.

Natürlich ließ sich zunächst nicht absehen, welche Entwicklung hier ins Rollen gebracht wurde. Eine Entwicklung, die ein renommiertes Architekturbüro – das Büro Kammerer & Belz –, eine große Versicherungsanstalt – die ARA, heute Württembergische Landesversicherung –, das öffentliche Transportsystem der Stadt Stuttgart und eine Vielzahl von Mietern betraf. Erst später, im Jahr 1975, nannte die Stadt Stuttgart die Sanierung der Calwer Straße *ihren Beitrag zum europäischen Denkmalschutzjahr*. Rückblickend kann gesagt werden, daß der Erfolg des Projektes einfach darauf beruhte, daß zur rechten Zeit die richtigen Menschen zusammenfanden und deren Interessen zu dem verschmolzen, was heute als «Die Calwer Straße» in nationalem und internationalem Rahmen bekannt geworden ist. Annähernd zwei Jahrzehnte nach der Fertigstellung des Projektes scheint es angebracht, seinen Werdegang nachzuzeichnen, sich also nochmals mit der historischen und künstlerischen Bedeutung der Straße, mit den Bedingungen der Unterschutzstellung, mit dem Wettbewerb und seiner Realisierung sowie mit den wirtschaftlichen Aspekten zu befassen, die damals von Bedeutung waren und zum Teil auch heute noch sind. Schließlich soll noch rückblickend eine Bewertung des gesamten Bauvorhabens versucht werden.

Die historische und künstlerische Bedeutung der Calwer Straße und ihre Unterschutzstellung

Die Calwer Straße liegt in der sogenannten «Reichen Vorstadt» von Stuttgart, einer Stadterweiterung der Landeshauptstadt, die im 17. Jahrhundert durchgeführt wurde. Wie der Name des Stadtteils vermuten läßt, waren ihre Bewohner wohlhabende Bürger, meist Kaufleute, auch einige Bauern. Um 1900 waren die Häuser so stark abgewohnt, daß einige abgebrochen und neu aufgebaut werden mußten, was damals im Stil der Gründerzeit erfolgte. Der Erste Weltkrieg und die Folgejahre brachten diese Arbeiten zum Erliegen, und bis in die frühen siebziger Jahre unseres Jahrhunderts wurde praktisch nichts mehr verändert. Dann aber hatten die Häuser einen Zustand erreicht, der aus baupolizeilicher und hygienischer Sicht nicht mehr akzeptiert werden konnte. Vor allem ein Grund war für den Verfall maßgebend: Die Gebäude gelangten durch wiederholte Erbteilung in den Besitz zu vieler und zu unter-

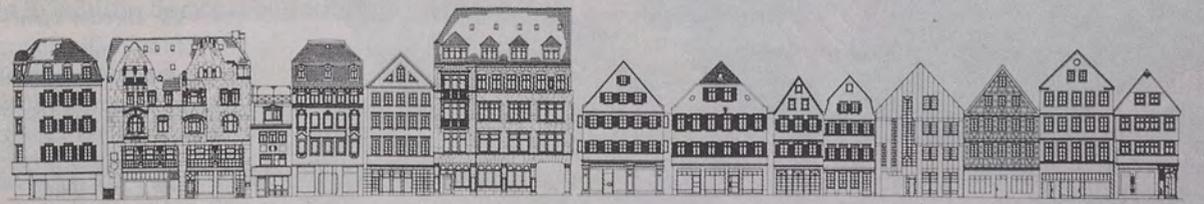
Calwer Straße, Blick
in Richtung Kleiner
Schloßplatz.
Zustand vor der
Sanierung.



Unten: Obere Zeile
dokumentiert die
Calwer Straße vor
der Sanierung; photo-
grammetrische
Aufnahme der Uni-
versität Stuttgart.
Untere Zeile:
Planungsentwurf,
der ausgeführt
wurde.

Quartier Calwer Straße – Calwer Passage –
Rotebühlplatz, Stuttgart
Architekten Professor Kammerer + Belz
und Partner Hallermann, Kucher, Ziegler,
Stuttgart
Mitarbeiter: Fezer (Projektleiter),
Kopper, Renz, Haag,
Erlkam (Bauleiter)
Grafische Gestaltung:
Atelier Professor Lohrer
Gartengestaltung: Professor Luz + Partner

1 Calwer Straße vorher
2 Calwer Straße nachher
3 Grundriß EG
1–3, 1:800



1

2

schiedlicher Eigentümer. Viele Eigentümer zogen daher aus und beschlossen, für den Unterhalt der Gebäude nichts mehr auszugeben, zumal nichts von Planungsabsichten der Stadt Stuttgart bekannt geworden war. Investitionen wären auch zu einem unkalkulierbaren und unzumutbaren Risiko geworden, weil sich mehr und mehr die Möglichkeit eines Abbruchs der gesamten Häuserzeile abzeichnete. Manche der Eigentümer wandten auch eine wirklich zerstörerische Politik an; ihr einfaches Rezept bestand darin, immer mehr Mieter mit niedrigem Einkommen in den Gebäuden zusammenzupressen, ohne dabei zu berücksichtigen, welche Konsequenzen sich hieraus für die Bewohner, die Häuser und für die gesamte Straße ergaben.

Zu Beginn der siebziger Jahre erkannte das Landesdenkmalamt – wie bereits erwähnt – die historischen und architektonischen Qualitäten der Calwer Straße und ihre Bedeutung für die Stadt, weil dort auf relativ kleinem Raum drei Jahrhunderte Stadtgeschichte konzentriert waren. Vielerlei Nutzungen – vom Bauernhaus bis zum Adelspalais – und eine Vielzahl von Baustilen – vom Fachwerkhaus bis zum Jugendstilgebäude des frühen 20. Jahrhunderts – waren hier zu

studieren, wenn auch in unterschiedlichem Qualitätsniveau und meist in recht schlechtem Erhaltungszustand. Dennoch spiegelte die Straße Lebensformen wider, die sich in Jahrhunderten entwickelt und über Generationen bestanden hatten, denn die Bauwerke geben Aufschluß über die sozialen und ökonomischen Strukturen, in denen unsere Vorfahren lebten. Auch die Geschichte der Häuser überschritt manchmal das nur lokale Interesse. So wurde z. B. das Haus Nr. 48 im 17. Jahrhundert von der Familie Lippert errichtet, deren Nachkommen zur «Templergesellschaft» gehörten, einer vor allem im schwäbisch-alemannischen Raum verbreiteten Glaubensgemeinschaft. Die Templer, deren Gesellschaft um 1840 gegründet wurde, propagierten die Auswanderung ins Heilige Land. Ihre Mitglieder bauten dort im vorigen Jahrhundert Wein und Jaffa-Orangen an. Ihre Produkte sollten in diesem Haus verkauft werden. Im Haus Nr. 50 wurde Panagiot Wergo geboren – ein einflußreicher Pionier der Textilindustrie. In seinem Haus empfing er bedeutende Dichter des vorigen Jahrhunderts wie Kerner, Schwab, Hölderlin und Uhland. Der Letztgenannte traf dort zum erstenmal die Nichte des Besitzers – seine spätere Frau.



Modell von Hans Kammerer und Walter Belz. Im Vordergrund rechts die Theodor-Heuss-Straße. Die langgestreckten Verwaltungsgebäude schützen Calwer Passage und Calwer Straße vor Lärm und Abgasen.



Die Bagger graben sich in Häuser und ins Erdreich; hier werden die Baugruben für die Gebäude an der Theodor-Heuss-Straße und für die U-Bahn ausgehoben.

So war es nicht sehr schwierig, das Interesse der Medien – zuerst der Zeitungen, später des Hörfunks und des Fernsehens – auf die Calwer Straße zu lenken; ihre Unterstützung des Projektes erwies sich durchaus als hilfreich. Im Februar 1973 wurde in den «Stuttgarter Nachrichten» zum erstenmal über die Straße berichtet und der Wunsch nach Bewahrung der letzten Zufluchtstätte für diejenigen, die sich der Heimatgeschichte ihrer Stadt verbunden fühlen, der letzten Idylle im Stadtzentrum zum Ausdruck gebracht. Im März 1973 nahmen die Fraktionsvorsitzenden des Stuttgarter Gemeinderates zum Thema Calwer Straße Stellung. Alle Fraktionen traten dafür ein, den oberen Teil der Calwer Straße zu erhalten. Im Mai 1973 sprach sich der Denkmalrat beim Stuttgarter Regierungspräsidium einstimmig für die Unterschutzstellung des historischen Teiles der Calwer Straße aus. Schließlich stimmte auch der Städtebauausschuß nach erheblichem Zögern für die Erhaltung der dort befindlichen Gebäude.

Wettbewerb von 1974 und Ausführung des Passagen-Gedankens

Die Verwaltung war sich mit den Politikern also einig über die Absicht, die Calwer Straße zu retten,

doch es fehlte an einem potenten Bauherrn. Zuerst trat ein englisches Unternehmen, die Firma Chesterfield & Ronson, auf den Plan, das die Absicht äußerte, die erhaltenswerten Häuser in ein Ladenzentrum zwischen Calwer- und Theodor-Heuss-Straße einzubeziehen. Diese Firma kam jedoch nicht zum Zuge, weil sich auch eine große deutsche Lebensversicherungsgesellschaft, die «Allgemeine Rentenanstalt» (ARA), für dieses Areal interessierte. Ihr Aufsichtsrat beschloß im Dezember 1974 mit einem *uneingeschränkten Ja* die Durchführung des «Unternehmens Calwer Straße», des bis heute größten Bauvorhabens dieser Gesellschaft, denn dort war man überzeugt davon, daß in der Calwer Straße *etwas sehr Sinnvolles und etwas Schönes entstehen kann*. Auf Marktanalysen und verwandte Untersuchungen, die in vergleichbaren Fällen üblich sind, wurde verzichtet. Den Ausschlag für die Entscheidung gab die Tatsache, daß sich das neue Bauprojekt am Kreuzungspunkt der Stuttgarter Straßenbahn mit der S-Bahn, dem neuen Nahverkehrssystem, befand, durch das die Landeshauptstadt mit der umliegenden Region verbunden ist.

Zur Vorbereitung der Maßnahme hatte die ARA im Januar 1974 unter sechs namhaften Architekten einen Ideenwettbewerb ausgeschrieben, der das



ganze Gebiet zwischen Calwer Straße, Rotebühlplatz, Theodor-Heuss-Straße und Lange Straße umfaßte. Das Landesdenkmalamt machte für den Wettbewerb folgende Auflagen:

- Bevor mit den Arbeiten begonnen wird, ist jedes Haus unter statischen und restauratorischen Gesichtspunkten zu untersuchen. Auch ist die Geschichte der Häuser durch archivalische Recherchen zu erforschen. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen sind mit dem Landesdenkmalamt zu diskutieren und bilden die Grundlage für die Detailfestlegung durch die Denkmalschutzbehörden.
- Die denkmalpflegerisch relevante Gebäudesubstanz ist so weit wie technisch möglich zu erhalten. Wenn neue Bauteile und neue Gebäude eingesetzt und errichtet werden müssen, so hat dies so zu erfolgen, daß sie sich in den historischen Rahmen einfügen.
- Die Mischung von Läden, Restaurants und Wohnungen, d. h. die «kleinteilige Nutzung», ist beizubehalten. Die Gebäudegröße muß ihrer Nutzung entsprechen. Daher sind große Läden hinter mehreren Gebäudefassaden abzulehnen.

- Zur technischen Unterstützung des Projektes stellt das Landesdenkmalamt eine photogrammetrische Aufnahme des gesamten Straßenzuges zur Verfügung, welche die Proportionen der Gebäude und ihrer Gliederungselemente mit einer Toleranz von etwa 3 cm erkennen läßt.

Die Auslobung des Wettbewerbs geschah zu Beginn des Jahres 1974, und im Juni dieses Jahres wurde dem Entwurf der Architekten Hans Kammerer und Walter Belz der erste Preis zuerkannt. Ihre Grundidee bestand darin, die Passanten nicht durch enge Schächte auf die Gehwege zu entlassen. Sie sollten vielmehr das Straßenniveau in einem umbauten Innenhof mit Bäumen betreten, der sich in einer Passage fortsetzt, womit eine typische Bauidee des 19. Jahrhunderts aufgegriffen wurde.

Passagen waren nur durch die Verwendung von Eisen und Glas als Baumaterial möglich. Paris war ihr Geburtsort. Hier entstand zuerst die Galerie Lafayette und danach allein zwischen 1820 und 1840 fünfzehn weitere Passagen. Sie waren – wie Walter Benjamin (1892–1940), der Kritiker seiner Zeit, Philosoph und Schriftsteller, schreibt – *Raubilder und Schlüsselräume der Epoche des 19. Jahrhunderts*.

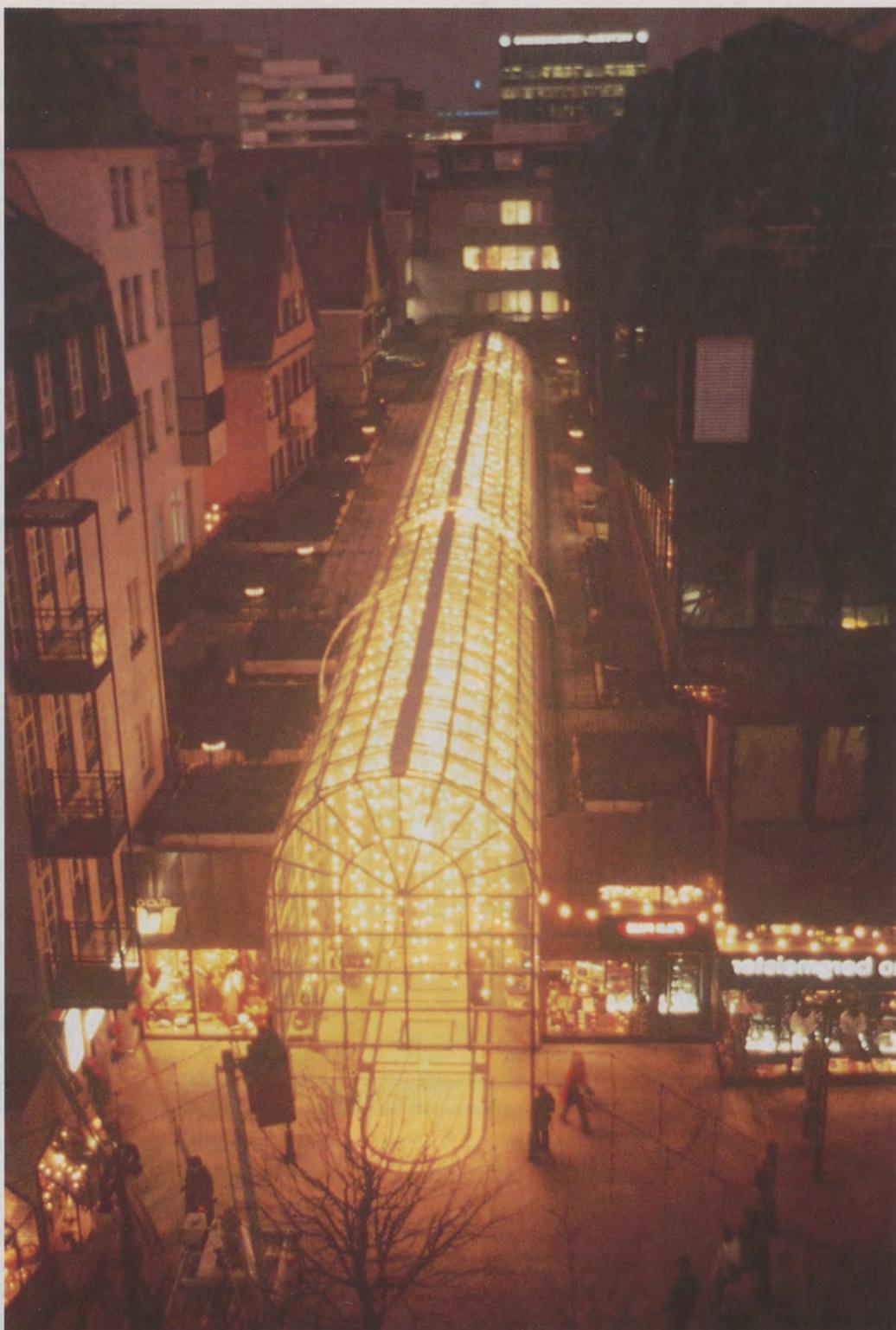
Die Passage gab dem bürgerlichen Publikum und seinen wunderlichen Erscheinungen wie dem Flaneur, dem Bohémien und dem Boulevardier und ihren weiblichen Entsprechungen Raum, sich zu zeigen, sich darzustellen, und die Gelegenheit, die Produkte einer aufblühenden Luxusindustrie zu bewundern, zu kaufen, zur Schau zu stellen und zu verbrauchen – so Johann Friedrich Geist, der Autor des Standardwerks über die Passage.

Wichtig für den Erfolg einer Passage ist vor allem die Lage: natürlich im Zentrum der Stadt. Eine Passage sollte möglichst mehrere Ausgänge haben, wichtige Plätze verbinden und Wege abkürzen, also ein Kontaktglied zwischen stark benutzten Straßen sein. Die Problematik der Calwer Passage liegt in der Tat darin, daß sie diese Verbindungsfunktion nur unvollkommen erfüllt. Daher war zumindest am Anfang bei den Geschäftsleuten ein relativ häufiger Mieterwechsel zu beobachten. Unabhängig hiervon ist festzuhalten, daß die Calwer Passage in Stuttgart das erste Nachkriegsbeispiel dieses Bautyps in Deutschland war. Inzwischen sind es Hunderte geworden. Der Passage-Gedanke erlebt seit den siebziger Jahren eine europaweite Renaissance. Fast jede Kleinstadt rühmt sich mittlerweile mit dem Besitz einer Passage.

Über das Ziel, die alte, erhaltenswerte Bausubstanz möglichst schonend den neuen Bedürfnissen anzupassen, herrschte von Anfang an Einigkeit zwischen allen Betroffenen. Daß ein guter Teil der Altbauten erhalten werden konnte, war daher mehr das Resultat der verständnisvollen Haltung der

*Calwer Passage, hell
erleuchtet bei Nacht.*

*Linke Seite: Durchblick
aus der Passage zu den
Wohngebäuden.*



neuen Eigentümer als der Erfolg von gesetzlichem Druck, der schnell nachläßt, wenn's Geld knapp zu werden beginnt; eine Erfahrung, die sich gerade in unseren Tagen wieder aufs neue bestätigt.

Die alten Bauten bildeten sozusagen das Rückgrat für die Sanierung des Gebietes. Sein Zentrum – das Herz – ist der Innenhof, und die Passanten sind dem Blutstrom zu vergleichen, der das Ganze mit Leben erfüllt.

*Läden, Wohnungen und Garagen –
die wirtschaftliche Bedeutung der Calwer Straße*

Nachdem die Calwer Straße seither vor allem unter dem Blickpunkt des Konservators betrachtet worden ist, folgen nun noch einige Informationen über den wirtschaftlichen Hintergrund des Projektes, denn Denkmalpflege kann ohne Berücksichtigung

ökonomischer Fakten nicht sinnvoll betrieben werden. Im Gegensatz zu Objekten, die in ein Museum aufgenommen werden und für die dann nur noch «fachlich-konservatorische Gesichtspunkte» eine Rolle spielen, werden Denkmale gewöhnlich wirtschaftlich genutzt, so daß dieser Aspekt nicht gänzlich ignoriert werden darf – auch nicht vom Denkmalpfleger, der seine pflichtgemäßen Ermessensentscheidungen bekanntlich «einvernehmlich» mit den Denkmalschutzbehörden zu treffen hat, die neben baurechtlichen Fragen auch solche der Wirtschaftlichkeit prüfen müssen.

An erster Stelle mag es in diesem Zusammenhang von Interesse sein, zu wissen, daß das Projekt ohne Kredite finanziert wurde und daß diese Art der Finanzierung bei Versicherungen üblich ist, da sie ja die Verpflichtung haben, das Geld ihrer Versicherungsnehmer rentabel zu investieren.

Es wurde schon erwähnt, daß nicht vielerlei Rentabilitätsberechnungen durchgeführt wurden, bevor sich die Allgemeine Rentenanstalt (ARA) für das Projekt entschied. Das Vertrauen des Investors gründete vor allem auf der Tatsache, daß der «Bauplatz» am Kreuzungspunkt zweier öffentlicher Nahverkehrssysteme und dem damit verbundenen Publikumsverkehr lag. Es wurde nicht für den Eigenbedarf der ARA gebaut, sämtliche Räume sind vermietet; sowohl die Läden auf Straßenniveau als auch die Wohnungen und Büros in den oberen Stockwerken wie schließlich die Garagen und Lagerräume unter der Erde. Das gesamte Areal, das nach und nach von der ARA aufgekauft werden mußte, hat eine Fläche von 4000 Quadratmetern. Es wird folgendermaßen genutzt:

Lagerräume	2400 m ²
Garagen und Abstellräume (78 Stellplätze)	1400 m ²
Läden	4300 m ²
Wohnungen	2282 m ²
Büroräume	5400 m ²

Die Nutzfläche beträgt also insgesamt 15782 m², woraus sich ergibt, daß der Baugrund durchschnittlich mit drei Stockwerken überbaut wurde. Zusätzlich befinden sich in einem Kellergeschoß Garagen, Lagerräume und Fußgänger-Verbindungen. Das Bauvolumen beläuft sich insgesamt auf 98 000 m³.

Für die Läden war es zunächst schwierig, zu überleben. Die Schätzung, daß täglich 70 000 Fußgänger die S-Bahnstation «Stadtmitte» benutzen würden, erwies sich als unrichtig. Tatsächlich waren es kaum jemals mehr als 30 000 Passanten pro Tag, die die Straße und die Passage benutzten. Es brauchte etwa

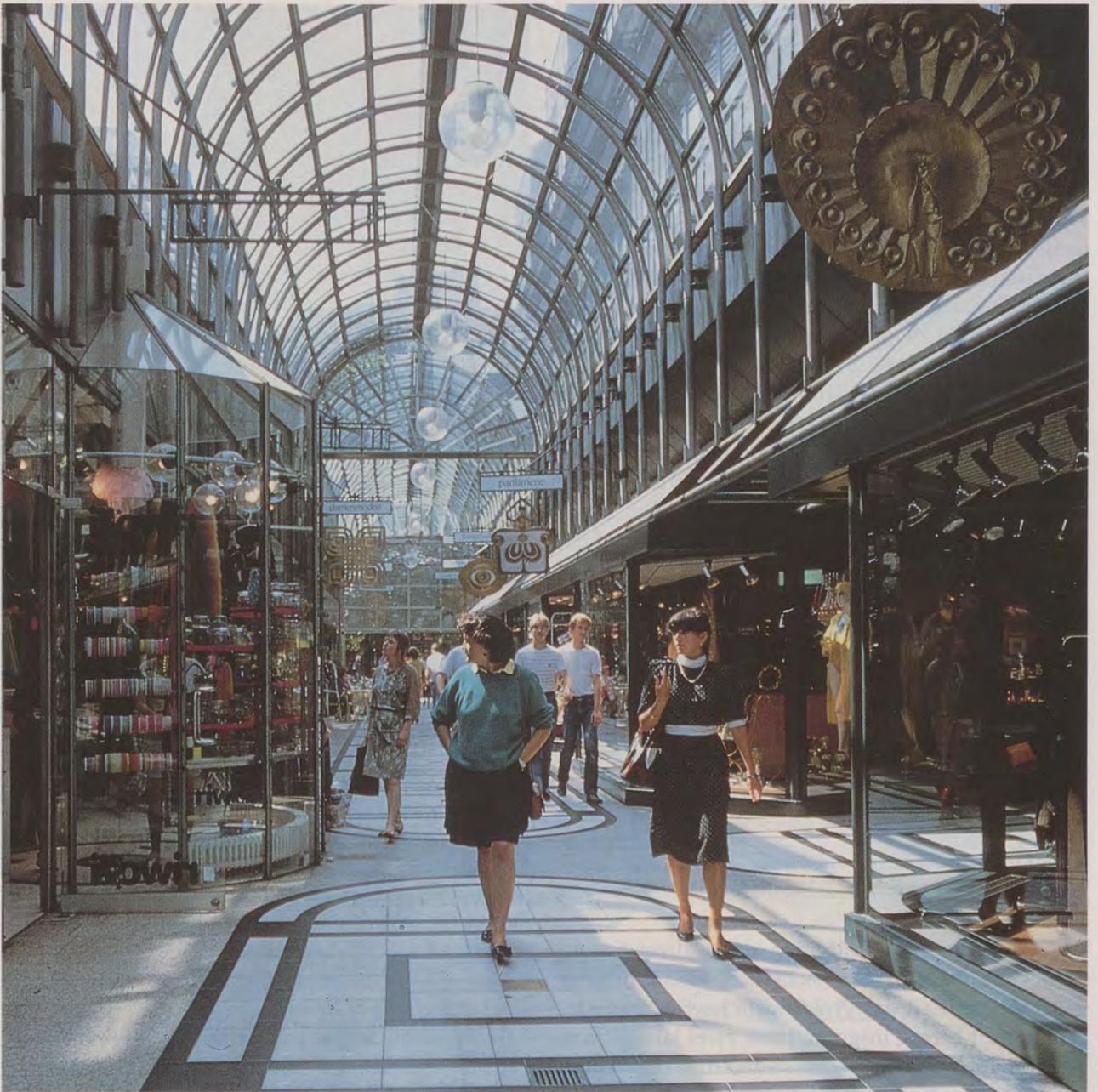
fünf Jahre – eine recht lange Zeit –, bis die Straße allgemein als Einkaufszentrum akzeptiert wurde. Auch wandte sich das Angebot der teilweise recht exklusiven Läden nicht immer an die eher gehetzte Laufkundschaft. Dies führte folgerichtig dazu, daß die gewerblichen Mieter häufig wechselten.

Die Wohnungen wurden im Stil von Appartements – *Kleinwohnungen in meist luxuriösem Mietshaus* – ausgeführt und gefielen vor allem der «Yuppie»-Bevölkerung – Young Urban Professionals – von Stuttgart, denn diese Appartements sind elegant und die Garagenplätze sowie die Nah- und Fernverbindungen, die zu beruflichem Fortkommen und Freizeit-Amüsement führen, sind leicht zu erreichen. Weniger attraktiv sind die Wohnungen für Familien, denn alles, was Kinder benötigen, wird nicht geboten: Es gibt dort keinen Spielplatz, keine Naturnähe und wenig Sicherheit für Kinder.

Die Sanierungsarbeiten im Bereich der Wohnungen hatten zum Ziel, keinen Wohnraum zu verlieren, wohl aber die Wohnqualität zu steigern. Sie brachten es daher mit sich, daß fast alle seitherigen Bewohnerinnen und Bewohner der Calwer Straße in neue Wohnungen «umgesetzt» wurden, doch niemand mußte gegen seinen Willen seine vier Wände verlassen. Der Umzug wurde großzügig «vergoldet». Es ist eine Frage, die in jedem Fall aufs neue beantwortet werden muß: Ob es in einem Sanierungsgebiet wünschenswert ist, die alten Sozialstrukturen zu erhalten. Wenn sie wirklich «gewachsen» sind, ist es sinnvoll, dies zu tun. Spielen ausschließlich finanzielle Gründe eine Rolle für die Wohnortwahl, mag dieses Kriterium auch weiterhin alleine entscheiden. Was im vorliegenden Fall jedenfalls erhalten wurde, war die Mischung der verschiedenen Funktionen und eine Nutzung, die dem kleinen Maßstab des Quartiers entsprach. Aber das allgemeine Niveau für Wohnungen und für Läden wurde erheblich angehoben –, und als Folge stiegen auch die Preise.

*Mieten in dreizehn Jahren verdoppelt –
Ertragssituation bei den Läden unterschiedlich*

Die finanzielle Entwicklung des Projektes kann durch folgende Zahlen illustriert werden: Die Gesamtinvestition betrug bis 1978 etwa 80 Millionen DM. Der heutige Marktwert läßt sich auf mindestens 110 Millionen DM schätzen. Die Mieteinnahmen stiegen zwischen 1978 und 1991 jährlich um durchschnittlich 4 %, was etwa der Geldentwertung entspricht, wobei sich die verschiedenen Bereiche unterschiedlich entwickelten: aus der Sicht des Vermieters am schlechtesten die Wohnungen, am be-



Die Calwer Passage, eine Einkaufsstraße mit Flair.

sten aber die Garagen. Dort haben sich die Mieteinnahmen in dreizehn Jahren verdoppelt. Bei den Läden verlief die Entwicklung etwas komplizierter, weil zunächst für alle Branchen die gleichen Mieten verlangt wurden. Später änderte der Eigentümer seine Mietpolitik und verlangte branchenspezifische Mieten, denn es gibt Branchen, die als Publikumsmagneten erwünscht sind wie z. B. Buchläden, die aber nicht die gleiche Rendite pro Quadratmeter erbringen können wie ein Mode- oder Juweliersgeschäft. Es gibt branchenbezogene Mietindizes, die den spezifischen Durchschnittsertrag für jede Branche erkennen lassen. Zwischen den verschiede-

nen Branchen besteht in bezug auf die Ertragsmöglichkeiten pro Quadratmeter eine Differenz von über 300 %; dies muß sich gerechterweise auch auf die zu bezahlenden Mieten auswirken. Alle Mieter neigen aus naheliegenden Gründen dazu, sich über die Höhe der Verpflichtungen zu beklagen, doch die fünfzehnjährige Erfahrung in der Calwer Straße zeigt, daß die meisten von ihnen ihre Verträge verlängerten.

Im Lauf der Jahre hat sich die Struktur der Mieter verändert. 1978, als mit der Vermietung der Läden begonnen wurde, waren es vorwiegend kleine Unternehmer, die nur den jeweiligen Laden als Exi-

stanzgrundlage hatten. Somit waren ihre finanziellen Möglichkeiten eher begrenzt. In ihren Verträgen war der Schutz vor Konkurrenz innerhalb des betreffenden Areals vereinbart. Heute dominieren große, oft international operierende Unternehmen als Mieter, die in vielen Städten ihre Filialen haben. Auch hier zeigt sich also die heute allgemein in der Wirtschaft zu beobachtende Tendenz zur Unternehmenskonzentration, die im Grunde leider mittelstandsfeindlich ist. Der Wettbewerbsschutz wurde aufgegeben, und jedermann scheint die alte Kaufmannsweisheit zu akzeptieren, daß Konkurrenz das Geschäft belebt. So gibt es nun mehrere Modegeschäfte und Restaurants in der Calwer Straße, was ihr durchaus zum Vorteil gereicht.

Es ist in unserem Zusammenhang wichtig zu betonen, daß hier ein Investor nicht nur darauf achtete, das ihm anvertraute Geld rentabel anzulegen, sondern auch einen vielbeachteten Beitrag zur Entwicklung der Hauptstadt Baden-Württembergs leistete. Beide Ziele sind durch die Restaurierung der historischen Straße erreicht worden – und dies ohne staatliche Unterstützung. Daher ist dieses Projekt auch ein Beispiel dafür, daß Denkmalpflege unter rein ökonomischen Gesichtspunkten sinnvoll sein kann. Die denkmalpflegerischen Auflagen wirkten sich nicht wertmindernd aus, sie waren auch in materieller Hinsicht tatsächlich wertschaffend.

Gefährdeter Straßenzug in der Stuttgarter Innenstadt erhalten

Wenn wir auf die Realisation der Calwer Straße zurückblicken, so ist es sicherlich erstaunlich, in welcher kurzen Zeit das Projekt durchgeführt wurde. Die Bauzeit betrug insgesamt nur zwei Jahre – von 1976 bis 1978. In dieser Zeit hatten die Architekten angesichts der Komplexität der Aufgabe hohen und höchsten Anforderungen zu entsprechen. Es ist sicherlich angebracht, noch einmal daran zu erinnern, daß neben dem Fußgängerstrom auch der Fluß des öffentlichen und privaten Verkehrs anders geleitet, daß Läden, Büros und Appartements neu geschaffen und daß – last but not least – alte Gebäude so einer neuen Nutzung zugeführt werden mußten, daß sie den Anforderungen des Landesdenkmalamts entsprachen, das dieses Projekt anstieß und ständig begleitete.

Wie viele Verhandlungen geführt und Verträge unterschrieben, wie viel hochqualifizierte Arbeit verrichtet, wie viel Verständnis aufgebracht und wie viele Kompromisse geschlossen werden mußten, kann heute – zwanzig Jahre nach Baubeginn – nur noch vermutet werden. Doch wenn wir heute rück-



Das «Kupferhaus» in der unteren Calwer Straße; es betont den Zugang zur Calwer Passage durch ein auffälliges Material.

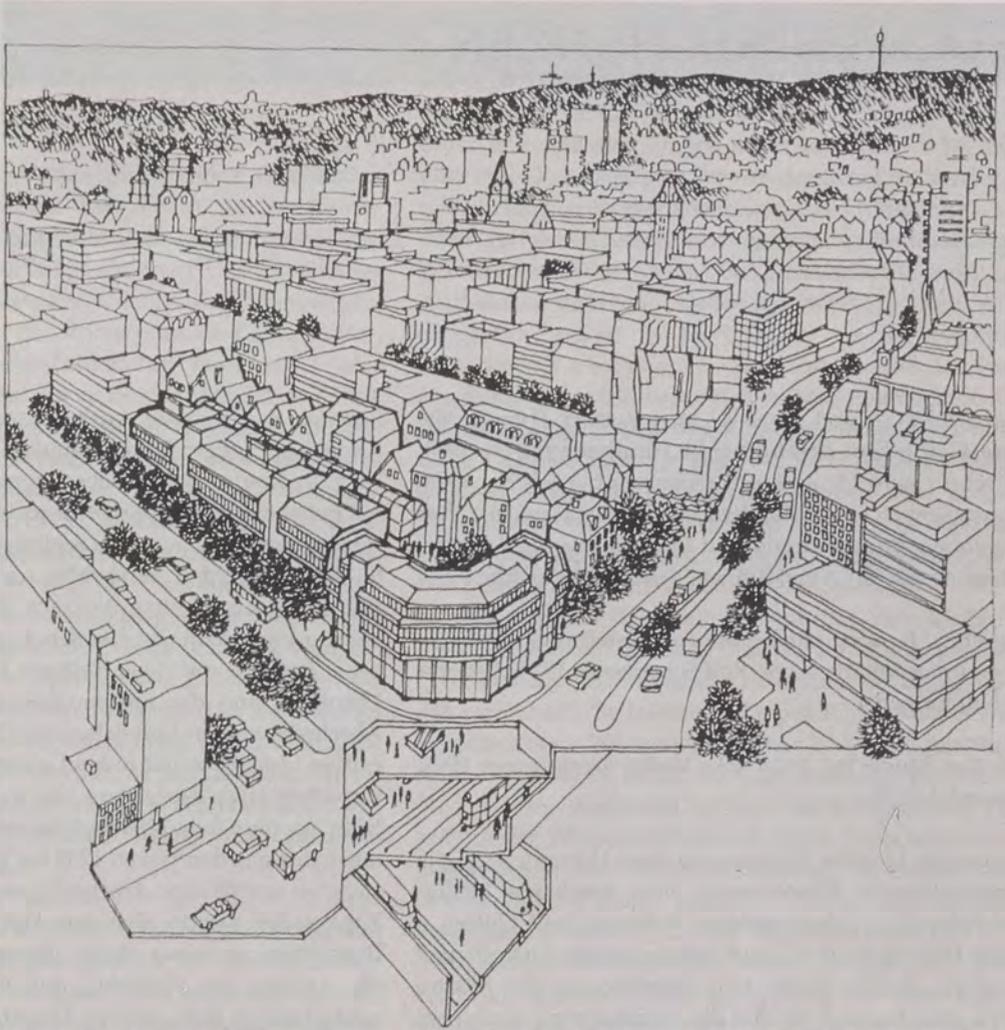
blickend fragen, was wurde erreicht, so war es folgendes:

- die Erhaltung der wesentlichen Teile eines höchst gefährdeten Straßenzuges im Stuttgarter Stadtzentrum,
- die Gewinnung eines wirklich urbanen Gebietes, das durch die historischen Gebäude wesentlich bestimmt ist,
- die Schaffung eines weiteren Wahrzeichens der Landeshauptstadt,
- die Entwicklung eines Modells für viele andere Städte.

So ist die Calwer Straße wieder zu einer guten Adresse geworden.

Es war nicht Flucht aus der Verantwortung für die Gegenwart, die alle an dem Projekt Calwer Straße Beteiligten motivierte, sondern der Wunsch, einen Teil der unverwechselbaren Atmosphäre zu erhalten, die uns aus einer vergangenen Epoche überlie-

Vom Tagblatt-Turm – oben rechts – kommt die Rotebühlstraße, die auf die Theodor-Heuss-Straße trifft. Der Schnitt zeigt nicht nur deutlich die Calwer Passage und die Calwer Straße in paralleler Anordnung, er hebt auch die vorzügliche Anbindung an die U- und die S-Bahn hervor.



シュトゥットガルト市街中心部のパースペクティブ。 Perspective sketch of the city center.

fert wurde. Man sollte in diesem Wunsch eine sinnvolle Forderung unserer Zeit sehen, denn wir stärken durch dieses Erhalten historischer Primärzeugnisse das Geschichtsbewußtsein – auch dann noch, wenn alte bauliche Strukturen neuen Nutzungen angepaßt und somit partiell verändert werden müssen. Geschichtsbewußtsein aber schafft Distanz zu den Tagesereignissen, indem es dieselben relativiert und in einen größeren Zusammenhang stellt: Wer das gegenwärtige Geschehen mit einer gewissen Distanz betrachten kann, ist freier als einer, der ganz dem Moment und seinen als übermächtig erlebten «Sachzwängen» verhaftet ist. Insofern schafft Geschichtsbewußtsein Freiheit – die wichtigste Voraussetzung für geplantes Handeln. So wurde aus freien Stücken und ganz gegen eine lange praktizierte Konvention beschlossen, den erhaltenswerten Teil der Calwer Straße auch für kommende Generationen zu bewahren. Die Idee der Denkmalpflege hat hier einen wichtigen Beitrag geleistet.

Anschriften der Autoren

Heinz Bardua, Blumenstraße 22, 71409 Schwaikheim

Otto H. Becker, Dr., Hedinger Straße 17,
72488 Sigmaringen

Luise Besserer, Blaihofstraße 81, 72074 Tübingen

Hans-Peter Döler, Breuningstraße 9,
72072 Tübingen

Dieter Kapff, Leipziger Platz 4, 70197 Stuttgart

Georg Friedrich Kempfer, Dr., Schloßgarten,
Engelberg, 73650 Winterbach

Hans Mattern, Dr., Bezirksstelle für Naturschutz,
Ruppmanstraße 21, 70568 Stuttgart

Raimund Waibel, Dr., Klöpferweg 18,
70563 Stuttgart-Vaihingen

NORBERT KRUSE und HANS ULRICH RUDOLF (Hrsg.): **900 Jahre Heilig-Blut-Verehrung in Weingarten 1094–1994**. Festschrift zum Heilig-Blut-Jubiläum am 12. März 1994, herausgegeben unter Mitarbeit von Rupert Feneberg, Rolf Schaubode, Bruno Schmid und Markus Talgner. 2 Bände. 986 Seiten mit 907 Abbildungen, davon 369 in Farbe.

Dieselben: **Katalog zur Jubiläumsausstellung**, herausgegeben unter Mitarbeit von Rolf Schaubode. 192 Seiten mit 5 Abbildungen.

Alle drei Bände: Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1994. Leinen DM 108,-

In einer am 12. März 1094 ausgestellten Urkunde wird die testamentarische Übereignung einer kostbaren Heilig-Blut-Reliquie – neben anderen Schätzen und Gütern – durch Herzog Welf IV. und seiner gerade verstorbenen Gemahlin Judith Gräfin von Flandern an das Kloster Weingarten bezeugt. Sie soll der Überlieferung nach vom römischen Hauptmann Longinus geborgen worden sein, nachdem er dem gekreuzigten Christus mit seiner Lanze die Seite geöffnet hatte. Seit nunmehr 900 Jahren ruht diese Reliquie im Kloster Weingarten, dessen Basilika durch sie zu einem der bedeutendsten Wallfahrtsorte Deutschlands wurde.

Dieser 900jährigen Heilig-Blut-Verehrung wurde 1994 eine Ausstellung gewidmet, in der zahlreiche Zeugnisse der Wallfahrt, ihrer Geschichte, ihres Brauchtums oder ihrer künstlerischen Rezeption gezeigt wurden. Über 80 Leihgeber, die meisten aus Oberschwaben, aber auch welche aus München, Stuttgart, Fulda, Freiburg oder gar aus New York, hatten Kunstwerke, Urkunden, Schriftstücke oder sonstige Belege der Heilig-Blut-Verehrung beige-steuert, so daß erstmals ein fast vollständiger Überblick zu ihrer Geschichte, Entwicklung, Kultur, Kunst, Theologie, zur Frömmigkeitsgeschichte und Brauchtumpflege zusammengebracht, systematisiert und didaktisch aufgearbeitet werden konnte. Die Ausstellung wurde von einem Katalog und einer umfangreichen zweibändigen Festschrift begleitet, die eng zusammen gehören. So verweist etwa der chronologisch gegliederte Katalog auf Abbildungen in der Festschrift.

Die beiden Festschriftbände vertiefen die Themen des Katalogs und geben auf manche Fragen, die in der Ausstellung nur angerissen, aber nicht beantwortet werden

konnten, umfassende Auskunft. Sie sind in fünf große Kapitel gegliedert. Im ersten, dem mit *Allgemeine Verehrungsgeschichte* überschriebenen, umfangreichsten Kapitel, behandeln 22 Aufsätze historische, bau-, kunst- und musikgeschichtliche sowie regionalgeschichtliche Aspekte, zudem werden verwandte und benachbarte Heilig-Blut-Kulte aus Mantua, Wurzach, Weißenau und der Reichenau vorgestellt. Im zweiten Kapitel beschäftigen sich zehn Autoren mit dem Heiligen Blut aus der Sicht der Theologie und der Frömmigkeitsgeschichte. In diesem Abschnitt werden mittelalterliche Themen ebenso aufgegriffen wie solche mit hoher Gegenwartsrelevanz: so untersuchen etwa Klaus Berg ein Traktat des Gerhard von Köln aus dem Jahr 1280 und Joachim Köhler die Blutfreitagsreden aus den Jahren 1933 bis 1946 im Spannungsfeld zwischen sprachlicher Anpassung und ideologischer Abwehr. Kapitel drei wendet sich dem Weingartener Heilig-Blut-Brauchtum zu. Nach einem allgemeinen Überblick über die Anlässe zur Wallfahrt, den unmittelbaren Kontakt zum Heiligen Blut und der Übertragung von dessen Segenswirkung auf andere Dinge wie Wein, Öl, Bilder oder Kerzen (Hans Ulrich Rudolf) werden etwa die Herkunft, die Ikonographie und stilistische Entwicklung von Heilig-Blut-Standarten, der Paramente und Kleidung, der Münzen und Medaillen oder der Votivgaben und -tafeln, der aus Zinn gegossenen Wallfahrtszeichen an Einzelbeispielen verdeutlicht. Dem Jahr für Jahr von mehreren tausend Reitern besuchten, spektakulären «Blutritt» am «Blutfreitag», dem Tag nach Himmelfahrt, dem wohl bekanntesten Höhepunkt der Wallfahrt, der sowohl die Aufklärung wie das Verbot der Nazis überlebt hat, ist das vierte und fünfte Kapitel der Festschrift gewidmet. In ihm wird ein Überblick zur Geschichte des Ritts von den «dunklen» Anfängen über die barocke Blütezeit bis zum heutigen Tag geboten, dann werden die Rolle der Stadt und der Organisationen zu Ehren des Heiligen Bluts, die Bruderschaften, die Gemeinschaften und Vereine untersucht und schließlich – recht ausführlich – die Blutreitergruppen, deren Herkunft, Gründungen, Abzeichen, besondere Traditionspflege, deren Aktivitäten und verdiente Mitglieder vorgestellt.

Der Ausstellungskatalog und die beiden Festbände sind gelungen, informativ und anschaulich, das hervorragende Ergebnis einer erfolgreichen und beispielhaften Zusammenarbeit von Stadt und Pädagogischer Hochschule.

Wilfried Setzler

KARL HEINZ BURMEISTER: **Zur Geschichte der Juden am Bodensee 1200–1349.** (medinat bodase, Band 1). Universitätsverlag Konstanz 1994. 184 Seiten. Kartoniert DM 24,80

Juden am Bodensee? In den prachtvollen Fotobänden ebenso wie in den meisten Textbänden, die die historische Größe und das kulturelle Erbe der Bodenseelandschaft preisen, kommen Juden nicht vor. Und doch haben auch sie zu den gestaltenden Kräften dieser Vergangenheit gehört. Bereits mit den Römern ins Land gekommen, wanderten sie in größerer Zahl erst am Ende des 12. Jahrhunderts, auf der Flucht vor der jüdenfeindlichen Politik des französischen Königs Philipp II. August, in das Gebiet zwischen Alpen und Hochrhein ein. In diesem Bezirk zwischen der Schweiz, Schwaben, Bayern und Österreich, einer europäischen Region in geradezu klassischer Ausprägung, fanden sie eine Heimat, ihre «medinat bodase»; jüdische wie christliche Quellen verwenden diese Bezeichnung aramäischen Ursprungs gleichermaßen. Hier, zwischen Schaffhausen, Zürich, Feldkirch und Wangen, entwickelte sich die *Judescheit an dem Bodensee* um ihr Zentrum Überlingen und den dortigen zentralen Friedhof zu einem integralen Bestandteil der regionalen Kultur. Sie hatten an ihr teil und bestimmten sie mit, regelten ihre internen Angelegenheiten jedoch nach eigenem Recht vor ihren eigenen Gerichtshöfen mit eigenen Gemeindevorstehern, den «Parnissim».

Nicht zum ersten Mal bemüht sich Karl Heinz Burmeister, der Leiter des Vorarlberger Landesarchivs, den Anteil der Juden an der Regionalgeschichte bewußt zu machen. Erinnert sei nur an seine Untersuchungen zu den Juden in Vorarlberg, in der Stadt Feldkirch oder zuletzt in der Grafschaft Montfort. Doch während seine Veröffentlichungen bisher immer nur einzelnen Orten oder Regionen galten, vermittelt er nun mit der Reihe «medinat bodase» einen Überblick über die jüdische Geschichte in der gesamten Bodenseeregion.

Der vorliegende Band 1 beschäftigt sich mit der ersten Phase jüdischen Lebens am See, also mit den eineinhalb Jahrhunderten des scheidlich-friedlichen Zusammenlebens zwischen ihrer Ansiedlung um 1200 bis zu ihrer Vertreibung in der Mitte des 14. Jahrhunderts. Der große «Judenbrand», die Pestpogrome von 1348/49, löschte sämtliche jüdische Gemeinden am Bodensee aus. Noch zwei weitere Male, 1429–48 und 1933–1945, wurde die Kontinuität jüdischer Existenz am See gewaltsam unterbrochen. Jedesmal ging mit der Vertreibung und Ermordung auch der Versuch einher, jegliche Erinnerung an die jüdischen Nachbarn – und damit auch an das begangene Unrecht – zu vernichten, seien es Synagogen, rituelle Bäder, Kunst- und Kulturzeugnisse, Bücher und Archive. So liegt die Geschichte der Juden am Bodensee wirklich im Dunkeln. Und der vorliegende Band zeigt, welche umfassende Quellenkenntnisse notwendig sind, um Licht in diese bewußt vergessen gemachte Vergangenheit zu bringen.

Für die erste Phase jüdischen Lebens am Bodensee gibt es nur noch Andeutungen von Spuren: Hier eine Handvoll

Siegel, dort ein verbauter Grabstein, einige Urkunden und die überkommenen Rechtsquellen. So regelte z. B. der Schwabenspiegel ausführlich die Formen des Umgangs zwischen Christen und Juden. Er schrieb letzteren unter anderem das Tragen einer bestimmten Kleidung oder eines Kennzeichens vor – in der Regel ist das der aus der kirchlichen Kunst bekannte spitze «Judenhut» – und unterwarf sie anderen diskriminierenden Bestimmungen. Beim Judeneid mußten sie beispielsweise auf einer Sauhaut stehen und eine überlange Formel sprechen. Allerdings beschreiben solche Quellen nur Rechtsnormen; auch damals wird zwischen der Theorie und der Praxis ein großer Abstand bestanden haben. Einen Einblick in den konkreten Alltag des Zusammenlebens vermitteln diese Quellen also nur sehr indirekt. Aussagekräftiger sind da schon die erhaltenen Angaben über Steuern, Zölle und Abgaben. Angefangen bei dem Reichssteuerverzeichnis von 1241, dem frühesten Beleg für die Abgabepflicht der Kammerknechte des Kaisers, über die Besteuerung durch die Städte bis hin zur Entschädigung, die die Juden den örtlichen Pfarrern für entgangene Stolgebühren zu zahlen hatten, enthüllen sie überdeutlich das wirtschaftliche Interesse, die pekuniäre Basis des Zusammenlebens. Wenn man bedenkt, daß Friedrich Barbarossa den Speyrer Juden 1182 das Recht auf freie Religionsausübung zugestand, so muß das Interesse der Christen an der Wirtschaftskraft der Juden tatsächlich erheblich gewesen sein. Relativ ausführlich ist deshalb auch der Handel der Juden, insbesondere der Geldhandel belegt. Alles spricht dafür, daß die wirtschaftlichen Kontakte in dieser Phase blühten. Dabei fällt auf, daß wiederholt von jüdischen Geldhändlerinnen die Rede ist, wie überhaupt die Stellung der Frau bei den Juden im Wirtschaftsbereich durch eine beachtliche Selbständigkeit gekennzeichnet ist. Zu dem Zeitpunkt, als eine Guta von Überlingen mit den Grafen von Montfort oder dem Konstanzer Bischof im großen Stil Geldgeschäfte tätigte, waren christliche Frauen in der Regel ohne Vormund noch gar nicht handlungsfähig.

Von einem abgesonderten Leben in einem Judenghetto kann in dieser Phase nicht die Rede sein. Die ehemalige Konstanzer Judengasse, die heutige Rosgartenstraße, ist ein typisches Beispiel für die damals wohl verbreitete Streulage der jüdischen Häuser. Allerdings lassen die Zerstörungen von 1348/49 wenig genauere Aussagen über die Topographie der Judengemeinden zu, zumal zu beobachten ist, daß die Juden bei einer Neuansiedlung nach 1350 ihre alten Häuser mieden – oft, weil sie zerstört waren, meist aber, weil nun Christen in ihnen wohnten. Vor allem im Geschäftsleben bestand also ein reger Austausch, wenn auch die Mehrheitskultur der Minderheit ihre Sprache abverlangte. So ist bisher kein christlicher Gelehrter aus jener Zeit in der Bodenseeregion bekannt, der des Hebräischen mächtig gewesen wäre. Deutsche Verträge im Besitz jüdischer Händler waren die Regel. Das von Burmeister abgebildete Beispiel eines jiddischen Vermerks in hebräischen Buchstaben auf einer deutschen Urkunde aus der Bodenseeregion zeigt eindrucksvoll, daß die Juden hier mehrerer Sprachen mächtig waren.

Doch gibt es auch andere Beispiele, etwa aus dem Bereich der Buchmalerei oder der Steinmetzkunst, die belegen, daß eine gegenseitige Beeinflussung von jüdischer und christlicher Kultur stattgefunden haben muß. Ein schönes Beispiel dafür aus dem Bodenseeraum ist das Wort «Schul», das als Bezeichnung für die Synagoge aus dem Lateinischen «schola» über das Jiddische «schul» in das Schwäbisch-Alemannische übernommen wurde.

Karl Heinz Burmeisters liebevoll ausgestatteter Band steckt voll solcher kleiner, kenntnisreicher Beobachtungen, die einem die Augen öffnen für das Erbe einer vergessenen gemeinsamen Geschichte. Deshalb sind dem bei aller wissenschaftlichen Exaktheit auffallend einfach und verständlich geschriebenen Band möglichst viele Leser und Leserinnen zu wünschen. *Benigna Schönhagen*

WENDELIN RENN, HORST ZIMMERMANN und ANDREAS ZOLLER (Hrsg.): **Südwestdeutsche Kunst zwischen Tradition und Moderne 1914 bis 1945.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1993. 256 Seiten mit 168 Abbildungen, davon 69 in Farbe. Leinen DM 48,-

Der vorliegende Katalog ist Bestandteil einer Ausstellung, die 1993 unter der Schirmherrschaft der Ministerpräsidenten des Freistaats Sachsen und des Landes Baden-Württemberg in den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, im Kunstmuseum Hohenkarpfen und in der Städtischen Galerie Villingen-Schwenningen gezeigt wurde. Sie sollte dazu beitragen, die kulturellen Verbindungen und Gemeinsamkeiten der beiden Partnerregionen zu vertiefen und damit die bestehenden wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Kontakte zu ergänzen. Ein Kapitel ist deswegen auch den «Beziehungen südwestdeutscher Kunst zu Sachsen» gewidmet. Andere Aufsätze beschäftigen sich mit der Situation der Kunst in Baden-Württemberg zwischen den Weltkriegen, der Stuttgarter «Üecht»-Gruppe, der Karlsruher «Rih»-Gruppe, dem Aufstieg Stuttgarts zur Kunststadt sowie einzelnen Künstlern. Unter den Persönlichkeiten, die an den Kunstzentren zwischen den beiden Weltkriegen lehrten und ausgebildet wurden, ragen Adolf Hölzel, Karl Hubbuch, Willi Baumeister, Oskar Schlemmer, HAP Grieshaber und Otto Dix hervor.

Die Einteilung der Künstler in Gruppen und unter Oberbegriffe verdeutlichen dem Leser die vielfältige Wirkung der Kunsthochschulen und Künstlervereinigungen. Kurzbiographien von über 70 Künstlerinnen und Künstlern geben Auskünfte über deren Laufbahn und Werke. Literaturhinweise zur Kunst der zwanziger und dreißiger Jahre sowie allgemein zur Kunst in Baden und Württemberg beschließen den Katalog. Text- und Abbildungsteil vermitteln einen umfassenden Überblick über das bildnerische Schaffen der Zeit zwischen 1914 und 1945.

Sibylle Setzler

HANS SCHAAL und FRITZ BÜRKLE: **Vom Wasser- und Kulturbau zur Wasserwirtschaftsverwaltung in Baden-Württemberg – 200 Jahre Wasserwirtschaft im Südwesten Deutschlands.** Verlag der Landesanstalt für Umweltschutz Karlsruhe 1993. 347 Seiten mit 213 Abbildungen und 3 Kartenbeilagen. Gebunden DM 45,-

Festschriften zu Jubiläen sind gemeinhin verbunden mit Gratulationsvorworten und guten, erwartungsfrohen Wünschen für die weitere Zukunft. Nicht so bei der Wasserwirtschaftsverwaltung des Landes Baden-Württemberg im Ende 1993 erschienenen stattlichen Geschichtsbuch zum 200jährigen Bestehen der Wasserwirtschaftsverwaltung: Im Geleitwort von Umweltminister Harald B. Schäfer überwiegen kritische Töne zur «Funktionalreform», die in diesen Monaten tatsächlich vollzogen wird, was aber bei der Abfassung des Vorworts noch nicht abzusehen war oder doch zumindest von Umweltschützern bis zuletzt nicht so recht geglaubt werden konnte. Ein *Prüfstein verantwortlicher Umweltpolitik* sei es, so der Minister, bei den beabsichtigten Organisationsveränderungen den in zwei Jahrhunderten erreichten hohen Standard zu erhalten. Man kann angesichts der nach wie vor heftigen Diskussionen über diese Reform nur hoffen, daß es deren Befürwortern wirklich um eine Stärkung der Umweltpolitik und nicht um die Lähmung einer manchmal zwangsläufig unbequemen, angeblich den «Fortschritt» hemmenden Verwaltung gegangen ist! Auch der Schwäbische Heimatbund hatte mehrmals seine Stimme gegen die Zerschlagung der leistungsfähigen Wasserwirtschaftsämter erhoben, aber dieses Votum war bekanntlich ebenso vergeblich wie alle anderen vorgetragenen Sachargumente.

Das knapp 350 Seiten starke Buch ist eine Fleißarbeit ersten Ranges: Was da, aus zum Teil tief ergrabenen Quellen an geschichtlichen Sachverhalten, Daten und Namen zusammengetragen und gut lesbar aufbereitet wurde, ist bewundernswert. Dennoch ist das Werk kein Sammelsurium, vielmehr zieht sich ein klarer roter Faden von vorn bis hinten durch. Ein umfassendes Nachschlagewerk und Geschichtsbuch ist da entstanden, das beileibe nicht nur für «Insider» interessant ist, sondern gerade auch außerhalb der Verwaltung stehenden Lesern einen hervorragenden Einblick in einen wichtigen staatlichen Aufgabenbereich geben kann.

Herzog Karl Eugen kündigte in einem General-Reskript vom 20. 2. 1792 an, er wolle *eine gute Einrichtung der Wasserpolizei und des Wasserbauwesens im Land* schaffen. Das Datum der bloßen Ankündigung ist für den Beginn der Zeitrechnung der Wasserwirtschaftsverwaltung ganz Süddeutschlands sicher nicht ganz überzeugend, das Jahrzehnt aber dürfte doch stimmen. Das Buch gibt einen anschaulichen Bericht über den Werdegang der staatlichen Verwaltungen, die sich seit jener Zeit mit dem Wasser zu beschäftigen haben. Wie schnell die Zeiten sind, wie rasch sich Ansichten ändern, wie bald etwas Gutgemeintes überholt ist und anders gesehen wird, – in diesem Buch werden eindrucksvolle Beweise dafür geliefert, daß morgen das nicht mehr gilt, was heute noch als

unverzichtbar erachtet wird. Schon die Titelbilder sind aufschlußreich: In mühsamer Handarbeit reparieren und befestigen Arbeiter das Donauufer; heute ist man wieder dabei, die Ufer zu «renaturieren», Altwasser zu «aktivieren» usw. Das zweite Bild: Arbeit im Büro an Computern. Wie wird man wohl in einigen Jahren darüber denken, daß man heute meint, man müsse alles und jedes in einem unsäglichen Aufwand mit unzähligen Daten planen, beweisen, kontrollieren, dokumentieren usw.?

Notwendige Schutzmaßnahmen gegen Hochwasser waren offenbar das wichtigste Betätigungsfeld in der ersten Zeit, und die dafür zuständigen Bediensteten waren der Straßenbauverwaltung zugeordnet. Bis nach dem Zweiten Weltkrieg gehörten die Wasserwirtschafts- und die Straßenbauämter untrennbar zusammen, auch wenn die Bezeichnungen in Baden und Württemberg unterschiedlich waren und hin und wieder wechselten. Vielleicht ist diese Zusammengehörigkeit der Grund dafür, daß über Jahrzehnte hinweg bei Straßen und Gewässerläufen offenbar die gleichen Standards galten: wie im Buch mit etlichen Bildern und Planskizzen gezeigt, war es lange Zeit das Bestreben, Gräben, Bäche und Flüsse möglichst gerade und übersichtlich zu machen. Das soll kein Vorwurf sein, nur der Versuch einer Erklärung, wieso die Wasserwirtschaftsverwaltung von den 200 Jahren, die ihre Geschichte nun währt, rund 180 Jahre grundsätzlich gegen die Natur gearbeitet hat, bis man in der jüngsten Vergangenheit erkannt oder – vielleicht besser – akzeptiert hat, daß alle Maßnahmen am Wasser nur Bestand haben können, wenn man die Natur des Wassers berücksichtigt! Einige wenige Vordenker wie der Coautor Fritz Bürkle haben allerdings, – das soll hier anerkennend erwähnt werden –, gegen alle Zeitströmungen dem naturnahen Wasserbau schon lange das Wort geredet!

Beim Durchblättern des reich bebilderten Buches fällt auf, daß die Wasserwirtschaftsverwaltung mehr Einfluß auf das Aussehen der Landschaft hat, als man dies vielleicht gemeinhin denkt: Es gibt kaum einen Bach, kaum einen Fluß, an den im Lauf der Zeit nicht Hand angelegt worden ist; Bachverbau, Rückhaltebeckenbau, Dränagen, Be- und Entwässerungen, Wasserversorgung, Flurbereinigung, Feldwegebau und manches mehr haben das Bild unserer Kulturlandschaft maßgeblich geprägt. Und wenn anhand zahlreicher Bildvergleiche (z. B. Seite 137, 210 ff.) nachzuweisen versucht wird, daß frühere Eingriffe im Lauf von Jahrzehnten vernarben und heute «ganz ordentlich» aussehen, so kann das doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Natur mit großem Aufwand gezähmt worden ist und dabei ihre Vielfalt und ihren ursprünglichen Reiz eingebüßt hat. Auch dies ist kein Vorwurf, denn die Maßnahmen wurden ja nicht als Selbstzweck geplant und ausgeführt, sondern vor dem Hintergrund, die Landschaft für die Grundeigentümer möglichst nutzbringend zu gestalten.

In den letzten Jahrzehnten nun ist die Wasserwirtschaftsverwaltung zu einer Fachverwaltung ausgebaut worden, die umfassend zu arbeiten versteht: Grund- und Quellwasser wird zu Trinkwasser, dieses wird zu Abwasser. Da ist es unabdingbar, überall Vorsorge zu treffen, die Kreis-

läufe zu kontrollieren, Ansprüche an Gewässer zu regeln und schließlich überall mahndend einzuschreiten, wenn mit Wasser umgegangen wird, als stünde es beliebig zur Verfügung. Kurzum: Die Wasserwirtschaftsverwaltung ist – besser: war! – eine ganzheitliche Umweltverwaltung, die einen Wandel durchgemacht hat, den man vielleicht so umschreiben kann: Vom «Schutz des Menschen vor dem Wasser» zum «Schutz des Wassers vor dem Menschen». Vielleicht war es gerade dieser Wandel, der dazu geführt hat, daß diese Verwaltung im Augenblick nicht in die Politik paßt und in einem hochhoffiziellen Gutachten über die Möglichkeiten zur Beschleunigung von Bebauungsplänen als «störende Verwaltung» bezeichnet worden ist! Deshalb ein heute, mehr als vier Jahrzehnte nach seiner Entstehung nach wie vor zutreffender Satz (S. 134) zum Schluß: *Vielleicht kommt einmal die Zeit, in der man unserer Generation leichter verzeihen würde, wenn sie 20% weniger Wohnungen gebaut und dafür sich der wichtigsten wasserwirtschaftlichen Aufgaben angenommen hätte.*

Rolf Weinhard

K. DOBAT u. a.: **Die Linkenboldshöhle bei Onstmettingen.** (So war es in Onstmettingen, Heft 12). Albstadt 1994. 107 Seiten mit 46 Abbildungen, davon 14 farbig, 3 Tabellen, Albstadt 1994. Broschiert DM 15,- (Zu beziehen beim Arbeitskreis Kasten e. V., 72461 Albstadt-Onstmettingen)

Die schon 1875/76 durch eine Aktiengesellschaft erschlossene Linkenboldshöhle wurde verhältnismäßig wenig beachtet. Wie die Furcht vor dem mit dem «Wilden Heer» in Verbindung gebrachten «Linkenbold» im 19. Jahrhundert schwand und sich ins Gegenteil verkehrte, wird an der begeisterten Aufnahme des romantischen Heimatspiels «Der Linkenbolder» deutlich, das 1929, 1937 und 1950 in 23 Aufführungen großen Zulauf erhielt. Ausführlich werden Höhlenentstehung, Tropfsteinbildung und Alter der Höhle behandelt. Beschränkt sich die Pflanzenwelt auf die Eingangsregion, so kann die Tierwelt neben den Fledermäusen, die in der Höhle ihren Winterschlaf halten, mit einer Reihe von Kleintieren aufwarten, darunter als Erstfund auf der Alb ein Doppelschwanz, ein acht Millimeter langes Insekt, das als Tertiärrelikt gedeutet wird.

Hans Binder

CLAUDIA ALBERT (Hrsg.): **Deutsche Klassiker im Nationalsozialismus. Schiller. Kleist. Hölderlin.** J. B. Metzler Verlag Stuttgart 1994. 272 Seiten. Kartoniert DM 78,-

Die Vereinnahmung deutscher Klassiker im und für den Nationalsozialismus sowie die oft eilfertige Hilfestellung vieler Germanisten bei diesem Gleichschaltungsprozeß wurden lange Zeit totgeschwiegen oder verschämt ummäntelt. Später mußten sie als Argument herhalten, um die gesamte Germanistik in Bausch und Bogen zu verurteilen. In der Tat scheinen neue Ansätze der Klassikrezeption

tion seit den 20er Jahren, denen Max Kommerell in seinem «Meisterwerk» über den Dichter als «Führer in der deutschen Klassik» Gehör verschaffte, dem nationalsozialistischen Führermythos in bestimmten Kreisen geradezu den Weg geebnet zu haben. Die Indienstnahme der Klassiker zur Lebensdeutung ermöglichte fraglos Nähe zum Faschismus, sie ging aber nicht in ihm auf. Denn das – solchermaßen interpretierte – Werk und die Biographie des promovierten Germanisten und einstigen George-Vertrauten lassen sich nicht zur Deckung bringen. Kommerell, der jahrelang auf eine Professur wartete, blieb jeglicher politischen Funktionalisierung abhold. Auch andere Brüche und partielle Rückzüge, beispielsweise in der Hölderlin-Philologie, stimmen mit dem Bild der total gleichgeschalteten Germanistik nicht überein.

Nicht zuletzt solche Gegensätze waren es, die in den letzten Jahren zu einer differenzierteren Betrachtung der Germanistik zwischen 1933 und 1945 führten. Die schnellen Polarisierungen wurden aufgegeben, und man begann, *vielfältige Übergänge und Widersprüche zwischen der organisatorischen Struktur des Faches, den theoretischen Konzepten und ihrer praktischen Umsetzung in Schule und Kulturleben genauer in den Blick zu nehmen*. Damit ist also auch die Germanistik an dem Punkt angelangt, wo sie pauschale moralische Urteile zugunsten einer historischen Betrachtungsweise verlassen muß. Einen wichtigen Beitrag zu dieser dringend notwendigen Historisierung leistet Claudia Alberts Sammelband über *Deutsche Klassiker im Nationalsozialismus*.

Die drei Klassiker-Jubiläen, die in die NS-Zeit fielen, bieten der Herausgeberin ein ideales Untersuchungsfeld. Zusammen mit ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen – allesamt Studierende der Freien Universität Berlin – untersucht sie die Deutungsmuster von Literatur während des Schiller-Jubiläums 1934, im Kleist-Gedenkjahr 1936 und schließlich – während des Krieges – im Hölderlinjahr 1943. Dabei zeigen sich alle Aufsätze dem wissenschaftsgeschichtlichen Modell Jürgen Fohrmanns verpflichtet, das zwischen der Betrachtung von Institutionen, Theoriegeschichte und Verwendungskontext unterscheidet. Daß diese Kategorien helfen, Ebenen auseinanderzuhalten und Strukturen zu erkennen, daß somit das Verhältnis zwischen literaturwissenschaftlicher Deutungsarbeit und nationalsozialistischer Selbstdefinition im Einzelfall exakt beschrieben werden kann, führen die acht Beiträge beispielhaft vor.

Bereits in den Auseinandersetzungen um einen «volksnahen» Schiller, wie sie zwischen dem jungen Philologen Gerhard Fricke und dem von expressionistischem Pathos getragenen und bejubelten Schillermonographen Herbert Cysarz entbrannten, deutet sich die Abkehr von exakter philologischer Arbeit zugunsten einer Dichtungsdeutung aus den Urgründen scheinbar unhinterfragbarer «Grundmächte» an. Rationalität verblaßte vor der um sich greifenden Schicksalsgläubigkeit. Der wissenschaftliche Methodenstreit, von den Germanisten der 30er und 40er Jahre mit großer, oft ins Persönliche gehenden Härte geführt, entpuppt sich letztlich als Kampf um die Definition des «deutschen Wesens». Natürlich versuchten die Natio-

nalsozialisten, sich das Schillersche Aufbruchspathos zu nutze zu machen und eine Entwicklungslinie von der deutschen Klassik zum Nationalsozialismus zu ziehen. Hütete sich die offizielle Dramaturgie beim 175. Geburtstag des Dichters 1934 in Weimar noch vor einer oberflächlichen Vereinnahmung, so formulierte der Propagandaminister am Abend des Festtages im *Völkischen Beobachter* den Anspruch des NS-Staates auf Schiller, diesen zum Vorläufer Hitlers stilisierend. Bis in die Spalten der gleichgeschalteten Tageszeitungen hinein bemühten sich daraufhin Germanistikprofessoren, Schiller für den *Dienst am Vaterland* zu gewinnen und ihr eigenes Tun als Wegdeutung zu legitimieren.

Zwei Jahre nach den Schillerfeiern bot die 125. Wiederkehr von Kleists Todestag in zahlreichen Gedenkfeiern erneut Gelegenheit zur offiziellen, völkischen Deutung eines deutschen Klassikers. Die genaue Interpretation der einzelnen Gedenkveranstaltungen sowie ihre Einordnung in die konkrete Situation des NS-Staats erhellt jedoch deutlich den Unterschied zwischen der Vereinnahmung Kleists während der nationalsozialistischen «Kampfzeit», in der Kleist zum Tatmenschen erhoben wurde, und seiner Stilisierung zum Propheten des «Dritten Reichs» im Olympiajahr 1936, auf dem Höhepunkt der nationalsozialistischen Konsolidierung. Unter den wiederum veränderten Bedingungen des Krieges wurde Kleist dann zur *Ikone einer heroischen und tragischen Weltanschauung*. Auffallend ist die Vorliebe vieler Universitätsgermanisten dieser Zeit für Kleist. Mit dieser oberflächlichen Aktualisierung von Literatur ging die Verachtung rationaler Erklärungen und die Verherrlichung der Intuition als literaturwissenschaftlichem Instrumentarium einher. Statt der ästhetischen Gestaltung rückte die behauptete «Existenzmächtigkeit» von Literatur ins Zentrum literaturwissenschaftlichen Tuns, wie an den verschiedenen Interpretationen von Michael Kohlhaas aufgezeigt wird. Anstelle historischer Einordnungen schaffte das Konzept einer existentiellen Literaturwissenschaft, wie es der Stuttgarter Ordinarius Hermann Pongs phrasenreich vertrat, Leerstellen, die zu Projektionsflächen für die Sehnsucht nach absoluten Werten, für die Verherrlichung von Volk und Staat, wurden.

Geradezu idealtypisch läßt sich dies an der Hölderlinrezeption festmachen, in der sich auch schon vor 1933 ein philologischer und ein pathetisch deutender Diskurs, wie er im George-Kreis gepflegt wurde, überlagerten. Stellten sich der Exklusivitätsanspruch des George-Kreises und die komplexen Hölderlintexte selbst einer Popularisierung des Dichters in den Anfängen des Nationalsozialismus entgegen, so bot die im George-Kreis gepflegte *Sakralisierung der Dichtergestalt und die Mythisierung des Dichterwortes* den entscheidenden Anknüpfungspunkt für eine parteiamtlich verordnete, völkische Hölderlinrezeption im Krieg. Bei dieser Nationalisierung und Militarisierung Hölderlins wurde freilich übersehen, daß Hölderlin das Deutsche und das Vaterländische nie auf einen (damals doch gar nicht existierenden) deutschen Staat bezog. Aber solche philologische Genauigkeit war gar nicht gefragt bei einer Betrachtungsweise, die vom Interpretieren

nur noch die Paraphrase und beim Zuhörer ergriffenes Schweigen verlangte. Da genügten dann pathetisch nachempfundene, enthistorisierte Zitatbruchstücke. Für die beanspruchte *Sinnstiftung aus dem direkt zitierten Dichtertext* erhielt der Soldatentod des Hölderlinforschers Norbert von Hellingrath 1916 vor Verdun Beweiskraft. Er wurde zum Vorbild für die Identifikation von Literatur und Soldatentod, wie es viele Soldaten-Biographien von Langemark im Ersten Weltkrieg bis zum 20. Juli 1944 prägten.

Überraschenderweise entwickelte sich aber, relativ unberührt von diesen popularisierenden Interpretationsansätzen von Gedenkartikeln und Bekenntnisschriften, allmählich eine Hölderlin-Philologie, die in der Herausgabe der Historisch-Kritischen Gesamtausgabe von Friedrich Beißner, Adolf Beck und Paul Böckmann gipfelte. Obwohl zu Hölderlins 100. Todestag mit parteiamtlicher und NS-staatlicher Hilfe aus der Taufe gehoben, entwickelte sich diese *Stuttgarter Ausgabe* zum Ansatzpunkt für eine nüchterne, der Tagespolitik enthobene Literaturbetrachtung. Sie führte damit wesentlich zu einer Versachlichung der Hölderlinrezeption. Dennoch trug die von Friedrich Beißner 1943 zusammengestellte Feldauswahl zusammen mit ungezählten Gedenkartikeln, Dichterlesungen und Theateraufführungen zur Derealisation des «totalen Krieges» bei. Sie schufen Fluchträume vor der Realität des Krieges und überhöhten die allgegenwärtige Verlustererfahrung an der inneren wie äußeren Front. Damit wird die Distanzierung einflußreicher Geisteswissenschaftler in den letzten Jahren des Nationalsozialismus von politischen Ansprüchen des Regimes zwar zum Ausgangspunkt eines Ethos der Textimmanenz, das bis in die 60er Jahre in der Literaturwissenschaft Geltung hatte, eine immunisierende Breitenwirkung entfaltete sie jedoch nicht.

Benigna Schönhagen

BARBARA HOPMANN, MARK SPOERER, BIRGIT WEITZ und BEATE BRÜNINGHAUS: **Zwangsarbeit bei Daimler-Benz.** (Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Beiheft 78). Franz Steiner Verlag Stuttgart 1994. 558 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. Gebunden DM 89,-

Wie kann ein Konzern, der im Dritten Reich u. a. durch den Einsatz einer großen Zahl von mit Gewalt verschleppten Ausländern zum Weltkonzern geworden ist, die Greuel und Verbrechen an diesen Menschen wiedergutmachen? Wenngleich von Wiedergutmachung in keinem Falle gesprochen werden kann, so stellt sich die Konzernführung von Daimler-Benz dem genannten Problem seit einigen Jahren. Die vorliegende Veröffentlichung geht zurück auf das Firmenjubiläum 1986, letztlich auch auf eine Publikation der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, *Das Daimler-Benz-Buch*. Gewichtige Teile dieses Buches aus dem Jahre 1987 hatten sich erstmals mit *Zwangs- und Häftlingsarbeit unter dem Dreizack* beschäftigt. Die Bemühungen des Konzerns um Wiedergutmachung – 1988 erfolgte eine größere Zahlung

– und wissenschaftliche Aufarbeitung sind ganz eindeutig auf diese kritisch formulierende Publikation zurückzuführen.

Der Fortschritt zur neuesten Veröffentlichung ist unverkennbar. Die ersten Recherchen der «Hamburger» wurden auf eine wesentlich breitere Basis gestellt. Immerhin 600 ehemalige Daimler-Zwangsarbeiter wurden ausfindig gemacht, und mit knapp der Hälfte wurden Interviews geführt. Natürlich lassen sich auf dieser Materialbasis recht genaue Aussagen machen über die in der Tat komplexe Materie: Vom KZ-Häftling bis zum «freiwillig» angeworbenen «Westarbeiter» reicht das Spektrum der Zwangsarbeiter, für die die NS-Behörden ein fein abgestuftes System rassistischer und justiziabler Kriterien geschaffen hatten. Untersucht werden «Anwerbung», Werdegang, Arbeitsverhältnisse, Unterbringung, Spätfolgen der Zwangsarbeit usw. Ein Überblick über die zahllosen Produktionsstätten des Konzerns, die im Verlaufe des Krieges ja immer weiter differenziert und ausgelagert wurden, kommt als Aufgabe hinzu. In einer großen Breite gelingt es den Autoren, ein Bild von der besonderen Stellung des Konzerns in der Rüstungsindustrie des Deutschen Reiches zu zeichnen, betreffend den «Einsatz» von ausländischen Arbeitskräften. Eingeschlossen ist die Werbung «freiwilliger» Arbeiter, die Zwangsverpflichtung von Angehörigen zahlreicher besetzter Staaten, der Einsatz von Kriegsgefangenen bis hin zum Einsatz von KZ-Häftlingen durch die SS. Die Darstellung betrifft ferner die heute noch arbeitenden Werke im deutschen Südwesten, aber auch die kriegsspezifischen Werke in Berlin-Genshagen und im Osten.

Natürlich wurden die zugänglichen Archive – seit 1989 auch diejenigen der neuen Bundesländer – einschließlich des Daimler-Benz-Archivs ausgewertet. Letztlich mußte jedoch immer wieder auf die Aussagen aus den Interviews zurückgegriffen werden. Vor dem Hintergrund der umfangreichen Aktenvernichtung war es kaum möglich, das Thema ausschließlich auf Basis von Archivrecherchen abzuhandeln. Wo «Personalpolitik» zudem mit einem Federstrich erfolgt, wo ganze Gruppen «zugewiesen» oder «übermittelt» wurden, bleibt an Personalakten kaum etwas übrig. Eine Ausnahme sind die Krankenversicherungsunterlagen der Ortskrankenkassen, die allerdings nur nach Angabe der Namen erschließbar sind.

Ganz sicher ist das Sujet daher eines der Themen, bei deren Bearbeitung die historische Forschung sich auf die oral-history-Methode als zusätzlicher Erhebungsmethode stützen muß. Daß nur sie die Darstellung der persönlichen Erlebnisse und die Verarbeitung der menschlichen Schicksale leisten kann, liegt an der geringen Anzahl der schriftlichen Berichte und Erinnerungen. Lücken der Recherche bleiben auf der genannten Materialgrundlage zwangsläufig; sie werden in der Studie deutlich gekennzeichnet. Deutlich hervorzuheben ist, daß eine Verzahnung schriftlicher und mündlicher Quellen oftmals nicht gelingt, obgleich dies bei einer solchen jahrelangen – und wohl millionenschweren – Arbeit als Ziel angestrebt wurde. Hier zeigt sich, daß der Gegenstand selbst eine genauere Darstellung wohl kaum jemals zulassen wird,

denkt man an die Tatsache, daß es künftig wohl nicht mehr gelingen wird, Auskünfte von Zeugen auf breiter Basis zu gewinnen.

Zum Schluß muß auf die sorgfältige Auswertung und darauf abgehoben werden, daß es den Autoren immer wieder auch darauf ankommt, die moralischen und menschlichen Aspekte des Themas herauszuarbeiten. Die physischen und psychischen Folgen werden skizziert: *Vielen Interviewpartnern ist anzumerken, daß die Zeit in Deutschland einen Lebensabschnitt darstellt, der bis heute nicht bewältigt ist* (S. 489). Auch ist hervorzuheben, daß die vorliegende Arbeit von Anlage, Vorgehensweise wie auch von der Ausformulierung des Ergebnisses kaum vom Auftraggeber beeinflusst scheint. Die vom Unternehmen genutzten Spielräume innerhalb der Vorgaben des NS-Staates werden z. B. in der Zusammenfassung als gering charakterisiert. Vielmehr ist dort von einer *Grundhaltung des Unternehmens die Rede, die am besten mit Indifferenz zu bezeichnen ist* (S. 490).

Auch für die Lokalgeschichte der zahlreichen Städte und Gemeinden, die ausgelagerte Betriebe in den letzten Kriegsjahren beherbergten oder Unterkünfte für Zwangsarbeiter stellten, steht mit dieser Untersuchung ein gewichtiges Werk zur Verfügung. Ralf Beckmann

ODILO ENGELS und PETER SCHREINER: **Die Begegnung des Westens mit dem Osten.** Jan Thorbecke Verlag Sigmarin-ger 1993. 466 Seiten mit 44 Abbildungen, davon 7 in Farbe. Leinen DM 98,-

In diesem Band werden 24 überarbeitete Vorträge publiziert, die 1991 auf dem vierten Symposium des Mediävistenverbandes in Köln unter dem Thema der Begegnung von West-Ost im Mittelalter gehalten wurden. Den Anlaß bot – neben den aktuellen weltpolitischen Veränderungen in den Beziehungen des Westens zum Osten – das 1000. Todesjahr der byzantinischen Prinzessin Theophanu, Gemahlin des Kaisers Otto II. So eröffnet den Beitragsreigen ein Aufsatz von Odilo Engels über *Theophanu – die westliche Kaiserin aus dem Osten*, die – *im Grunde noch ein Kind* – 972 mit Otto verheiratet wurde, fünf Kinder gebar, schon nach einem Jahrzehnt Witwe wurde und schließlich *mit mütterlicher Wachsamkeit ihrem Sohn das Erbe ihres Mannes bewahrte*.

Die folgenden Aufsätze befassen sich mit zwei Fragenkomplexen: Was haben die Menschen des Mittelalters, was haben die verschiedenen Völker und Volksgruppen unterschiedlicher Religion und unterschiedlicher Gesellschaftsordnungen voneinander gehalten, wie haben sie sich gegenseitig eingeschätzt? Wie wurden die «exakten wissenschaftlichen Erkenntnisse» zwischen West und Ost ausgetauscht, in welchen Bereichen und wie kam es zu einem Kulturaustausch?

Zur Beantwortung der ersten Frage kam vor allem die Mentalitätsforschung zu Wort. Um das «Bild des Anderen» aufzudecken, wurden Gesandten- und Reiseberichte von und nach Byzanz, Spanien, China, Indien, in die

Mongolei oder in den Orient ebenso herangezogen wie arabische, armenische oder polnische Geschichtsschreibung des Mittelalters. Damit wurden dann etwa auch das «Bild der fremden Frau», «Wahrnehmungen von Geschlechterrollen» oder der Umgang mit dem «Fremden» gemeinhin untersucht. Weitere Beiträge nähern sich der Frage über das Thema «Toleranz», etwa gegenüber den «Andersgläubigen» im normannisch-staufischen Süditalien, bei dem «edlen» sunnitischen Sultan Saladin und dem neuen schiitischen Propheten Schah Ismail oder bei der Aufnahme türkischer Kaufleute in Venedig.

Beim zweiten Fragenkomplex, der Vermittlung oder dem Austausch der «exakten Wissenschaften» und der Kultur, beschäftigen sich vier Beiträge zunächst mit der Rezeption arabischer Gelehrter, insbesondere aus den Bereichen der Pharmazie, Mathematik, Astronomie und Medizin. Die übrigen fünf Aufsätze verdeutlichen an Einzelbeispielen, wie verwoben und verschlungen der gegenseitige Wissenstransfer und Kulturaustausch sein konnte: etwa am Schachspiel, dem gregorianischen Gesang, dem Einfluß der griechischen Sprache oder an der Legende von Barlaam und Josaphat, einem Erzählstoff, der literarisch und künstlerisch von Indien bis Westeuropa Verbreitung gefunden hat.

Alles in allem läßt der Band, lassen die verschiedenen Themen und Beispiele, die unterschiedlichen methodischen Ansätze ein detailreiches, doch auch breit gefächertes Bild des vielfältigen Austausches zwischen West und Ost entstehen, *dessen Auswirkungen vielfach noch heute sichtbar sind.* Wilfried Setzler

RUDOLF SCHIFFER: **Unterwegs im Elsaß.** Eulen Verlag Freiburg i. Br. 1994. 160 Seiten mit 74 teils farbigen Fotos. Pappband DM 29,80

Unterwegs im Elsaß besteht, so erläutert der Autor im Vorwort, aus *einer Auswahl der schönsten Reiseberichte in Text und Bild*, die im Laufe der Jahre in der Zeitschrift *Regio-Magazin* erschienen sind, um auf dem Hintergrund selbst erlebten Reisevergnügens *klassische Reiseliteratur im modernen Stil wieder aufleben zu lassen*. Einer solchen Selbsteinschätzung vermag der Rezensent nur schwerlich zu folgen, allenfalls mit Einschränkungen noch bei einigen der 32 in alphabetischer Reihenfolge angeordneten Texte, die sich mit der Natur und Landschaft des Elsaß befassen oder mit Objekten, die in den gängigen Reiseführern fehlen wie z. B. der Markt in Mülhausen.

Wo es sich aber um Geschichte und Kunst handelt, stört doch manch fehlerhafte Aussage und fragwürdige Formulierung. So heißt es etwa zur Vor- und Frühgeschichte von Bergheim: *Nach den Höhlenbewohnern begann die keltische Kultur*, und das Bodenmosaik eines römischen Gutshofs wird *prächtige Mosaikfliese* genannt. Mit kunstgeschichtlichen Bezeichnungen geht der Autor recht großzügig um. Willkürlich stehen die Begriffe Dom, Münster und Kathedrale, denn man erfährt, daß die ehemalige Abteikirche von Maursmünster ein *Kaiserdom* sei

und die Pfarrkirche von Oberehnhelm/Obernai einer der eindrucksvollsten Kathedralen des Landes. Die eigene Begeisterung sprachlich mitzuteilen, ist eine Kunst, die neben Sachverstand und genauer Beobachtung einen guten Reiseschriftsteller ausmacht. Hier eine Kostprobe aus der Beschreibung der einsam zwischen Feldern und Gärten gelegenen Kirche Dompeter bei Avolsheim: *So erzählen uns der alte Dompeter und seine tausendjährige Gefährtin, die Linde, von den ältesten Zeiten den Rhein hinauf und hinunter. Es gibt weit und breit keinen feierlicheren, ergreifenderen Ort. Ich stand alleine da, nur begleitet von meiner treuen Hündin, und erzählte ihr von den Wölfen, ihren Vorfahren, die noch vor wenigen Jahrhunderten um Kirche und Linde gestrichen sind* (S. 21).

Der Leser, den eine solche Sprache nicht kümmert, wird sich aber wohl wundern, wenn er auf der Landkarte am Schluß des Buches von den 32 beschriebenen Orten 14 vergeblich sucht, dafür aber andere durch große Gebäudeskizzen hervorgehoben sieht: Weißenburg, Hohkönigsburg, Colmar und Murbach. Von ihnen ist jedoch an keiner Stelle die Rede; vielleicht in einem späteren zweiten oder dritten Band, deren Erscheinen der Autor in Aussicht stellt. Die zahlreichen von ihm selbst aufgenommenen Fotos entsprechen nur zu einem kleinen Teil dem heute üblichen Standard.

Siegfried Albert

HELMUT VÖLKL (Hrsg.): **Musik in Baden-Württemberg, Jahrbuch 1994.** (Band 1). J. B. Metzler Verlag Stuttgart 1994. 312 Seiten mit 46 Abbildungen. Broschiert DM 58,-

Es ist sicher richtig, die *Musiklandschaft des deutschen Südwestens braucht sich vor anderen Regionen, die sich auf ihre Musiktradition berufen, nicht zu verstecken*. Als wahllos herausgegriffene Stichworte, die dies belegen, seien genannt: die einstigen Fürstenhöfe in Mannheim, «das Paradies der Tonkünstler», unter Karl Theodor (1743–1778), in Stuttgart oder in Karlsruhe, die klösterliche Musiklandschaft Oberschwaben, Friedrich Silcher, Tübingens erster Universitätsmusikdirektor, oder die Donaueschinger Musiktage moderner Musik. Doch das Wissen um die Musikgeschichte des Landes insgesamt ist lückenhaft. Zwar ist eine ganze Anzahl lokaler und regionaler Studien veröffentlicht, diese kommen jedoch über das Punktueller nicht hinaus. So gibt es bisher kein den ganzen Südwesten berücksichtigendes musikalisches Forschungsvorhaben oder -projekt, keine systematische Erhellung der Musikgeschichte in Baden-Württemberg, kein Gesamtforum und kein zentrales Organ zur Publikation musikgeschichtlicher Forschungsergebnisse.

Dies soll nun endlich anders werden. Auf Anregung von Manfred Hermann Schmid, Tübingen Ordinarius für Musikwissenschaften, formierte sich 1993 ein bürgerlich-rechtlicher Verein, die «Gesellschaft für Musikgeschichte in Baden-Württemberg», deren Zweck es ist, *in enger Zusammenarbeit mit dem Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Tübingen die Geschichte der Musik in Baden-Württemberg zu erforschen, die landeskundlichen Quellen wis-*

senschaftlich zu erfassen, sowie die musikalischen Denkmäler des Landes zu sammeln, zu erhalten und zu erschließen. Um dies zu verwirklichen, wurden zudem drei Publikationsreihen eingerichtet. In der Reihe *Denkmäler der Musik in Baden-Württemberg* sollen Kompositionen dokumentiert werden, *die für die Region und ihre Geschichte bedeutsam sind*. In loser Folge sollen zudem *Monographien zu landeskundlichen Themen* der Erfassung und Erschließung musikalischer Archive und Sammlungen dienen. Und schließlich soll ein jährlich erscheinendes Jahrbuch *Musik in Baden-Württemberg* Aufsätze und Studien zur Musikgeschichte des Landes vereinen, arrivierten Musikwissenschaftlern und dem musikwissenschaftlichen Nachwuchs ein Forum bieten sowie als «Jahresgabe» die Mitglieder der Gesellschaft über das Vereinsleben und -wirken informieren.

In der Reihe *Denkmäler* ist der erste stattliche Band mit dem edierten Werk von Johann Samuel Welter (1650–1720), Kantor und Organist an St. Michael in Schwäbisch Hall, noch 1993 erschienen. Im Oktober 1994 folgte nun der erste Band der Jahrbuchreihe. In ihm sind elf Aufsätze vereinigt, deren weitgespannter thematischer Bogen die Vielfalt des musikalischen Lebens in Baden-Württemberg spiegelt. Mit Musikalien-Inventaren beschäftigen sich Andreas Traub (ein Inventar des 17. Jahrhunderts aus Langenburg), Reiner Nägele (die Stuttgarter Musikalien der ehemaligen Deutschordensbibliothek Altshausen) und Hans Ryschawy (das verlorene Inventarbuch der Pfarrkirche Ochsenhausen). Manfred Schuler zeichnet den Besuch und Auftritt von Franz Liszt am Fürstlich Fürstenbergischen Hof zu Donaueschingen im November 1843 nach, wobei er unter anderem ein bisher unbekanntes Gedicht Ludwig Uhlands auf Liszt ans Tageslicht bringt. Unter der Überschrift *Politisch' Lied – kein garstig' Lied* skizziert Georg Günther die schwäbische Sängerbewegung im frühen 19. Jahrhundert bis zur Gründung des Schwäbischen Sängerbundes. Ulrich Siegele macht sich *Gedanken zur musikalischen Topographie des deutschen Südwestens*. Retrospektive Tendenzen in der Musikgeschichte und Traditionsüberlagerungen im 18. Jahrhundert verfolgen Manfred Hermann Schmid (Kontrabaß–Oboe und Großbaß–Pommer) und Frank P. Bär (ein Baßpommer des 18. Jahrhunderts auf Schloß Sigmaringen). Klaus Peter Leitner untersucht die *Ausbreitung der Singbewegung in Württemberg unter Berücksichtigung der Singtreffen von Hans Grischkat*. Wulf Wager behandelt die einst weit verbreiteten, heute nur noch in Markgröningen, Zavelstein, Süßen, Urach und Bräunlingen gepflegten Hahnentänze, Geschicklichkeitstänze, die dem Siegerpaar einen Hahn als Preis einbringen.

Ergänzt und abgeschlossen wird der Band durch eine Landesmusikbibliographie 1993, durch kurze Berichte der Musikabteilungen der Württembergischen und der Badischen Landesbibliothek, durch eine Auflistung neuer und restaurierter Orgeln in Baden-Württemberg 1993 sowie einige Rezensionen. Man darf dem Herausgeber, der neu gegründeten «Gesellschaft für Musikgeschichte in Baden-Württemberg», zu dieser ersten Jahresgabe gratulieren.

Wilfried Setzler

Hohenheimer Themen. Zeitschrift für kulturwissenschaftliche Themen. Herausgegeben von Ulrich Fellmeth und Harald Winkel. Jahrgang 1 und 2. Scripta Mercaturae Verlag St. Katharinen 1992 und 1993. Jahrgang 1: 116 Seiten mit 39 Abbildungen; Jahrgang 2: 114 Seiten mit 21 Abbildungen. Broschiert je DM 18,-

Die Universität Hohenheim gilt als Hochschule mit ausschließlich agrar- und naturwissenschaftlichen Fächern und Instituten. Weniger bekannt ist, daß dort auch ein Institut für Kulturwissenschaften besteht, dem das Universitätsarchiv und -museum zugeordnet sind und in dem die Fächer Wirtschafts-, Sozial- und Agrargeschichte, Didaktik der Geschichte, Sozialphilosophie und Ökologische Kulturphilosophie vertreten sind. Speziell für deren Bemühungen, deren Forschungen und Studien riefen nun Dr. Ulrich Fellmeth, Leiter des Universitätsarchivs und -museums, und Professor Harald Winkel eine neue Publikationsreihe *Hohenheimer Themen* ins Leben.

Das erste Heft der Reihe hat seinen Schwerpunkt in der Hohenheimer Geschichte. So beschäftigt sich Ulrich Fellmeth mit vier Hohenheimer Ölgemälden aus dem 17. Jahrhundert, den sogenannten Hohenheimer Supraporten, während Barbara Gericke und Thomas Plöttner die weit über den Ort hinaus bekannte Hohenheimer Holzbibliothek vorstellen. Zusätzlich findet sich in dem Band ein Beitrag von Horst Krause, Professor für Didaktik der Geschichte und Politik in Hohenheim, in dem *Studentenrating und Metakommunikation* miteinander verknüpft, ihre kommunikations- und sozialisationsrelevanten Aspekte und Möglichkeiten erläutert und anglo-amerikanische Forschungsergebnisse referiert werden. Da die Erforschung der antiken Agrargeschichte künftig ein spezielles Aufgabengebiet des Kulturwissenschaftlichen Instituts werden soll, wurde schließlich noch ein Aufsatz von Gerhard Kahl zu den *Überresten von antiken Keltern im Gebiet von Neoklaudiopolis* aufgenommen.

Auch im zweiten Heft haben die Herausgeber ganz unterschiedliche Themen versammelt. Vor zweihundert Jahren – 1793 – starb im Schloß Hohenheim, das er hatte erbauen lassen, der württembergische Herzog Karl Eugen: Anlaß für Axel Kuhn, die Probleme, die der Herzog gegen Ende seiner Regierungszeit mit seinen «unbotmäßigen Untertanen» – vor allem an der Universität Tübingen und an der Stuttgarter Hohen Carlsschule – hatte, zu analysieren und dessen «despotische» Herrschaftsweise aufzuzeigen. Des Jubiläums der Hochschule Hohenheim gedachte Kurt Renner, indem er die *Ursachen für die Gründung des landwirtschaftlichen Instituts Hohenheim vor 175 Jahren* untersuchte und dessen *Beitrag zur Entwicklung des landwirtschaftlichen Bildungswesens in Deutschland* würdigte. Mit dem Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg in Hohenheim, seinen umfangreichen und wertvollen Beständen, befassen sich Jutta Hanitsch und Anne Hermann. Lutz Werner, Vizepräsident der 1990 gegründeten Wissenschaftlichen Thünengesellschaft aus Rostock, zeigt Aspekte der Rezeption des Werks von Johann Heinrich von Thünen auf, einem mecklenburgischen Agrarwissenschaftler und Nationalökonom des 19. Jahrhunderts,

von dessen Hinterlassenschaft das Universitätsarchiv Hohenheim – neben der Universität Rostock – einen großen Teil besitzt. Schließlich beendet den Aufsatzreigen ein Beitrag von Oliver Stoll über den *Bronzegegnis aus Kastell Niederbieber*.

Sibylle Wrobbel

Ulm und Oberschwaben. Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Band 49. Stadtarchiv Ulm 1994. 207 Seiten und 18 Seiten Abbildungen sowie eine Faltkarte. Broschiert DM 36,-

Neben vor allem auf Ulm bezogenen Themen – Münstergrabung 1992/93, Fassung des Hochaltars im Münster, Nikolausmarkt – vereint dieser Jahresband auch Aufsätze, die über die lokalen Grenzen hinausreichen: Im Stauferjubiläumsjahr (Friedrich II. wurde vor 800 Jahren geboren) geht Fritz Scheithauer dem Einfluß der Stauferherrschaft in Ulm auf das Gebiet im unteren Rothtal nach. Auch wenn die Schlußfolgerungen seiner Studien und Beobachtungen nicht immer zwingend sind, so ist es doch immerhin möglich, daß – so das Kernstück seines Aufsatzes – es sich beim «Rauhen Bühl» in der Nähe von Steinheim/Neu-Ulm um den gesuchten, bisher noch nicht identifizierten staufischen Landgerichtsort «Ruhimbühl» handelt.

Der gewichtigste Beitrag des Bandes stammt aus der Feder von Barbara Rommé und behandelt *das Schaffen von Jörg Syrlin dem Jüngeren*, das sich immerhin 45 Jahre lang von 1475 bis 1521 dokumentieren läßt. Die Autorin, durch ihre 1988 abgeschlossene Magisterarbeit und zahlreiche Publikationen als Syrlin-Kennerin ausgewiesen, faßt die neueren, auch durch die Stuttgarter Ausstellung *Meisterwerke massenhaft* gewonnenen Erkenntnisse über diesen überregional bedeutsamen Ulmer Künstler, seine Werkstatt und seine Produktion zusammen. So stellt sie seine serielle Produktionsmethode anhand der Syrlin-Werke in Ulm, Blaubeuren, Ennetach, Zwiefaltendorf, Geislingen und Oberstadion vor, wobei sie Syrlin vor allem entwerferische und organisatorische Fähigkeiten bescheinigt. Sie verdeutlicht, daß ihm die Herstellung solch verschiedener Kunstwerke wie Chorgestühle, Retabeln, Schalldeckel und Brunnen aus *unterschiedlichen Materialien und differierenden Techniken* nur als Großunternehmer möglich war, der selbst Unteraufträge an Bildschnitzer, Steinmetzen oder Stecher vergab. Schließlich kann sie daran zeigen, daß nicht nur Maler und Bildschnitzer – wie man bisher annahm –, sondern auch Schreiner als Verleger tätig gewesen sind.

Auch der Aufsatz von Annemarie Kinzelbach *Zur Sozial- und Alltagsgeschichte eines Handwerks in der frühen Neuzeit: Wundärzte und ihre Patienten in Ulm* dürfte seiner allgemeinen Erkenntnisse wegen nicht nur für Ulmer von Interesse sein.

Wilfried Setzler

HANS-JOACHIM KNUPFER: **Die Bottwartalbahn. Schmal-spurbahn Marbach–Beilstein–Heilbronn.** Verlag Wolfgang Bleiweis Schweinfurt 1994. 96 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 24,80

Noch ein Eisenbahnbuch? Nach dem Seidel'schen Standardwerk über die staatlichen Schmalspurbahnen in Württemberg war das Wesentliche zu den schwäbischen Sparvarianten schienenengebundenen Verkehrs eigentlich gesagt, Entstehungsgeschichte, Betrieb, Fahrzeuge und Niedergang ausreichend beschrieben. So gesehen bietet das vorliegende Büchlein beim ersten Durchblättern außer den durchweg gut ausgewählten und wiedergegebenen Fotos wenig Neues und Aufregendes. Was soll es denn auch Aufregendes über eine Schmalspurbahn geben? Aber der Reihe nach.

Der Autor leitet die Arbeit mit einer Zusammenstellung von Übersichtsdaten ein, der er eine ausführliche Reisebeschreibung mit dem Sonntagszug «P 1674» Marbach/N.–Heilbronn folgen läßt. Jene Fahrt verläuft anno 1959 noch durch ein liebliches, heute allerdings bemerkenswert zugebautes unteres Murr- und Bottwartal hinüber ins Schozachtal und nach Heilbronn. Diesem Auftakt folgt eine Beschreibung der Orte und ihrer Bahnhöfe und Haltepunkte, angelehnt an einen Reiseführer aus der Jahrhundertwende und vom Autor für den Streckenabschnitt jenseits von Beilstein ergänzt. Zu den bebilderten Bahnhofsporträts gehören auch Gleisplanskizzen, die die damalige Ausdehnung und Vielgestaltigkeit der Gleisanlagen anschaulich machen und mit denen Intimkenner der Eisenbahn im Geiste allerhand qualmende Rangierbewegungen und Zugkreuzungen nachvollziehen können. Leider sind diese Skizzen ausgesprochen schmalspurig ausgefallen, eine größere Darstellung im heutigen Siedlungsgefüge wäre zweckmäßiger gewesen. Bei der anschließenden Beschreibung des Fahrzeugparks der Bottwartalbahn hält sich der Autor gottlob zurück und verzichtet auf ermüdende taggenaue Tabellen, wann welche Lok wo ihren Dienst verrichtet hat.

Die 27 Seiten zur Betriebsgeschichte bilden den interessantesten Kern der Broschüre, der mit den eingestreuten Anekdoten – z. B. König Wilhelm II. zu Gast auf der Bahn – und der Schilderung des quälenden Niedergangs einer Nebenbahn richtig spannend ist. Gerade diesen Niedergang hat der Autor detailliert beschrieben: Das beginnt mit dem schon vor dem Krieg parallel zur Bahn geführten Bus, setzt sich fort mit kleinen, aber sehr wirksamen Tücken des Fahrplans (kein Anschluß in Marbach Richtung Ludwigsburg), rätselhaften Fahrzeugdispositionen (zu wenige Loks und Wagen bei starker Nachfrage), auf die lange Bank geschobenen Modernisierungen (Streckenumpurung, Brückensanierung), erst erwogenen, als bald wieder verworfenen Landeszuschüssen – eben jener Niedertracht, mit der man bis auf den heutigen Tag den Nebenbahnen zu Leibe rückt. Die Schuldigen sind bestens bekannt: Bundesbahndirektion und Landesregierung. Den Kreis der Verantwortlichen hätte der Autor aber getrost etwas weiter ziehen dürfen: bis zu den Städten und Gemeinden längs der Strecke. Mit beispiellosem

Eifer haben Murr, Steinheim und die bottwaraufwärts liegenden Kommunen in den letzten Jahrzehnten neues Bauland ausgewiesen, ihre Einwohnerzahl seit Einstellung des Personenverkehrs um ca. 13 300 erhöht und die verkehrlichen Folgen anderen zugemutet. Die nagelneue Landesstraße L 1100, letzter Sargnagel für die Bottwartalbahn, zahlt das Land – und wir alle mit. Mit einem kritischen Rückblick auf die vertanen Chancen beschließt der Autor sein Buch.

Anderswo im Land lassen neue Ansätze einer Wiederbelebung von Nebenstrecken Hoffnungen keimen. Für die Bottwartalbahn gilt dies alles nicht mehr: Weitblickende Straßenplaner haben die Brücke der neuen L 1100 so tief über die alte Bahntrasse gelegt, daß zwischen Murr und Straße wohl nie mehr eine Eisenbahn durchpaßt. So hat der Autor dem eigentlich gemütlichen Thema Schmalspurbahn im Bottwartal zuletzt noch eine ungemütliche, aber hochaktuelle Wendung gegeben. *Harald Knauer*

CHRISTINE BÜHRLIN-GRABINGER, DAGMAR KRAUS und MARTIN ZUROWSKI: **Vaihingen, Rohr, Büsnau und Dürtlewang. Aus der Geschichte eines Stuttgarter Stadtbezirks.** Verlag Karl Scharr und WEGRAhistorik-Verlag Stuttgart 1993. 299 Seiten mit vielen, auch farbigen Abbildungen. Leinen DM 65,-

Im Südwesten der baden-württembergischen Landeshauptstadt und zugleich am äußersten Rand der Filder ebene liegen die Stuttgarter Vororte Rohr und Vaihingen einschließlich der jungen, erst nach dem Zweiten Weltkrieg entstandenen Stadtteile Büsnau und Dürtlewang. Was heute – durch Zusammenwachsen auch räumlich – als untrennbare Einheit erscheint, war einst, fast möchte man sagen durch Welten, voneinander getrennt: Zwischen Vaihingen und Rohr lagen zwar nur etwa 1500 Meter Feld und Wiesen, doch war Vaihingen seit 1297 ein reichsstädtisch-esslingisches Dorf – genauer gesagt gehörte das Dorf dem Esslinger Spital –, während Rohr unter der Herrschaft der Grafen, später der Herzöge von Württemberg stand.

Für beide Gemeinden existierten seit vielen Jahren keine modernen Ansprüchen genügenden und vor allem keine greifbaren ortsgeschichtlichen Darstellungen mehr. Unter der Ägide des erfahrenen WEGRAhistorik-Verlags machten sich drei Autoren an die äußerst lohnenswert erscheinende Aufgabe, sich der Geschichte dieser Stuttgarter Stadtteile zu widmen. Heraus dabei kam, soviel sei vorausgeschickt, ein durch die Bebilderung fast repräsentativ zu nennendes, übersichtlich gestaltetes und in weiten Passagen flüssig, ja spannend zu lesendes Werk.

Eingangs gibt die Historikerin Dagmar Kraus auf wenigen Seiten einen Überblick über die Vor- und Frühgeschichte auf Rohrer und Vaihinger Gemarkung. Außer ein paar steinzeitlichen Werkzeugen und vor allem den Funden in der «Liß», einigen bronzezeitlichen Funden sowie einer keltischen Vierecksschanze in der Flur Edelbang und etwas römischer Keramik kam in Vaihingen

und Rohr kaum Erwähnenswertes zum Vorschein. Und aus alamannischer Zeit – die -ingen-Endung des Ortsnamens weist auf eine Gründung Vaihingens zur Zeit der Alamannen –, fehlen Funde sogar vollständig. Nun, wo nichts war, kann auch nur wenig berichtet werden, und die Begrenzung des Beitrags von Dagmar Kraus zeugt von wissenschaftlicher Bescheidenheit im Dienst der Sache.

Die Archivarin Christine Bührlen-Grabinger kann dann im Folgenden schon eher aus dem Vollen schöpfen. Vaihingens Geschichte ist aufgrund der Aktenüberlieferung des Spitals recht gut dokumentiert, auch über Rohr fand sich in Archivalien württembergischer Provenienz reichhaltiges Material, und sogar aus vorwürttembergischer Zeit, nämlich über die Herren von Rohr, von deren Burg heute wenig mehr als einige vor 30 Jahren ausgegrabene – und nun auch schon längst vermoderte – Balken bekannt sind, ließ sich erstaunlich viel in Erfahrung bringen. Christine Bührlen-Grabinger nahm zwei ältere Arbeiten von Eugen Schmid (1936) und Theodor Körner (1900) zur Grundlage, die Geschichte der beiden Gemeinden bis in die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts anhand der von der Autorin bearbeiteten Quellen neu darzustellen. Quellenzitate nehmen folglich einen verhältnismäßig breiten Raum in der Darstellung der Zeit bis etwa 1806 ein. In der Entscheidung von Verlag und Autoren, die Geschichte der beiden Orte jeweils in geschiedenen Blöcken darzustellen, spiegelt sich die Tatsache, daß Rohr und Vaihingen aufgrund der ganz unterschiedlich gearteten obrigkeitlichen Verhältnisse in vielen Details der geschichtlichen Entwicklung doch stark voneinander abwichen. Was wir von den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen erfahren, ähnelt sich freilich doch in vielen Belangen: die hohen Abgaben, die Erträge und die angebaute Frucht auf den Feldern, die Not der Bevölkerung in Hunger- und Kriegsjahren.

Wo die Betrachtungen Christine Bührlen-Grabingers enden, setzt der Beitrag von Martin Zurowski ein: aus seiner Feder stammt die Darstellung des 19. und 20. Jahrhunderts. Sein Beitrag zeugt von einem bemerkenswerten Geschick, die Entwicklung und Ereignisse in Rohr und Vaihingen in den Rahmen der allgemeinen sozialen und politischen Entwicklung in unserem Raum einzubetten. Freilich verfängt sich der Autor auf dieser Ebene an ein paar Stellen in selbst ausgelegten Fußangeln, die das in landes- und ortsgeschichtlichen Dingen erfahrene Lektorat des Verlags hätte eigentlich erkennen müssen. So ist etwa die Definition, Bürger sei, wer Haus- oder Grundbesitz im Ort hatte (S.144), so nicht richtig. Das konnten auch die sogenannten Beisitzer haben, und andererseits konnten «Bürger» bettelarm sein. Bürger war nämlich, wer das Bürgerrecht ererbt oder käuflich erworben hatte. Unschärf ist beispielsweise die Angabe, 1868 sei das allgemeine Wahlrecht (für Männer), wie es bis 1918 Bestand gehabt habe, in Württemberg bei Reichstags-, Landtags- und Gemeinderatswahlen eingeführt worden (S.170). Ein Deutscher Reichstag existierte damals noch gar nicht, wohl aber das Zollparlament, und das Gemeindevahlrecht hatten bereits seit 1849 alle irgendeine Steuerlei-

stung an die Gemeinde leistenden Einwohner; allerdings nur bis 1885, als das Kommunalwahlrecht nicht nur wieder an das Bürgerrecht, sondern auch an Vermögen und Immobilienbesitz gebunden wurde (Maßnahme gegen die SPD). So erklären sich vielleicht die auf kommunaler Ebene im Vergleich zu den Landtagswahlen mäßigen Erfolge der SPD eher als durch die angeführten kommunalen Persönlichkeitswahlen (S.171). Fragwürdig erscheint zudem, in Handbuchartikeln geschilderte allgemeine Tendenzen als gegebene Verhältnisse in Vaihingen und Rohr anzunehmen. Daß etwa in Gemeinderat und Bürgerversammlung stets die reichen Bauern dominierten, das wäre für Vaihingen und Rohr noch zu beweisen. Es gibt nämlich genügend Gegenbeispiele zu dieser Tendenz, und gerade das «Rote Rohr» könnte in dieser Hinsicht eine Ausnahme darstellen.

Je näher die Darstellung zu der Weimarer Republik und dem sogenannten Dritten Reich kommt, um so ausführlicher und in immer stärkerem Maße durch Ereignisgeschichte angereichert präsentiert sich Martin Zurowskis Beitrag. Es ist nicht zu übersehen: Hier befindet sich der Autor in seinem Element. Die erfreulich ausführlichen und anschaulichen Passagen zur Zeit 1918 bis 1945 sind vielleicht die interessantesten und fesselndsten des ganzen Bandes.

Schließlich bleibt zu bemerken, daß die vorliegende Ortsgeschichte trotz einiger kleiner Unschärfen sowie hie und da Fehlern in den Bildunterschriften sicherlich eine in der Reihe der sich auf Stuttgarter Stadtteile beziehenden Ortsgeschichten einen herausragenden Rang einnimmt. Zu diesem Erfolg trug nicht nur ein engagiertes Autorenteam bei, sondern auch der persönliche Einsatz des pensionierten langjährigen Bezirksvorstehers Walter Mezger, eines besonderen Kenners der Ortsgeschichte, weiterhin seines Nachfolgers Herbert Burkhardt sowie – insbesondere in finanzieller Hinsicht – des Bürgervereins Vaihingen-Rohr-Büsnau, der vor rund einem Jahrzehnt das Unternehmen «Ortsgeschichte» initiiert hatte, und nicht zuletzt vieler Vaihinger und Rohrer Bürger und Unternehmen, ohne deren Unterstützung das Werk in dieser Form nicht hätte erscheinen können.

Raimund Waibel

Vellberg in Geschichte und Gegenwart. Band II: Materialien: Regesten und Urkunden zur Geschichte der Herrschaft und der Herren von Vellberg. Hrsg. von der Stadt Vellberg. (Forschungen aus Württembergisch Franken, Band 37). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1994. 532 Seiten. Halbleinen DM 124,-

Bereits vor geraumer Zeit erschien in der wissenschaftlichen Reihe des Historischen Vereins für Württembergisch Franken die anspruchsvolle Orts- und Herrschaftsgeschichte Vellberg. Dieses umfangreiche Werk, verfaßt von ausgewiesenen Kennern der württembergisch-fränkischen Landesgeschichte, erfuhr in dieser Zeitschrift bereits eine ausführliche Würdigung. Nunmehr legen der Verein und die Stadt Schwäbisch Hall – die Herrschaft

Vellberg war um 1600 an die Reichsstadt «gefallen», sprich die Stadt hatte die Herrschaft gekauft – den zweiten, «Materialien» betitelten Band von *Vellberg in Geschichte und Gegenwart* vor.

«Materialien», darunter sind hier Regesten (Kurzfassung von Urkunden) und Urkunden im Original zur Geschichte von Vellberg bis zum erwähnten Übergang an Schwäbisch Hall zu verstehen. Im Jahr 1977 von Christa Mack ursprünglich nur als Material für die Autoren des Vellberger Heimatbuches gedacht, kommen nun diese exakt 1111 Dokumente nach einer Überarbeitung und Prüfung durch Hermann Künstner im Druck zur Veröffentlichung. Die Herausgeber waren stets der Meinung, daß die Regesten unbedingt gedruckt werden sollten, enthalten sie doch eine *bisher nicht gekannte Fülle von Informationen zur Geschichte von Stadt und Familie Vellberg*, wie es im Vorwort der Herausgeber heißt.

Dem ist uneingeschränkt zuzustimmen. Nicht nur die sechs «Kaufbriefe», die Urkunden zu den Käufen durch die Stadt Schwäbisch Hall bearbeitet von Raimund J. Weber, die sogar als Vollurkunde gedruckt werden, sondern auch viele der anderen, beim ersten Anblick oft mühsam zu entziffernden und banal erscheinenden Schriftstücke haben es «in sich». Wenn auch die überwiegende Mehrzahl der Urkunden sich um so alltägliche Dinge wie Immobilienverkäufe, Belehnungen und Abgaben drehen, so wird man wohl selten Dokumente finden, die direkter und ohne Umwege den Geist einer Zeit – hier des frühen 16. Jahrhunderts – zu vermitteln wissen als jene 1534 in Speyer durch Kaiser Karl V. ausgestellte Vorladung für Hieronymus von Vellberg, der mit einem Kriegsknecht auf offener Straße bei Kirchberg den Pfarrer zu Lensiedel *angerendt, in den Kopff gehauen, hertigelig verwundt, niedergeschlagen, gefangen, ann ein halffter gepunden, mit geschlaiff, und zu letst, als er der parrer (Sechzig jarig) nit weiters zu fuß volgen mogen, auff ein gaul gesetzt, an ein Holtz [Wald, R. W.] in ein klingen gefuert, daselbst Ime über sein vielfaltig geschehen flehen und bitten ein kluppen [Klammer zum Kastrieren der Geiß- und Schafböcke] angehenckt, und mit seinem aigen beymeßer die Manhait oder Hamilichait heraußer gerissen, und geschnitten, Ime dieselbe mit Ime heimzutragen zugestellt, und Ine also schwach biß auf den Todt ligen lassen?*

Das ebenfalls von Hermann Künstner erstellte umfangreiche Namens- und Ortsregister, das die Regesten erst im eigentlichen Sinne nutzbar macht, ergänzt den Band. Wie im Vorwort angekündigt, ist der Landes- und Ortsgeschichte mit dem vorliegenden Werk ein unschätzbares Arbeitsmittel beschert worden. Kritisch anzumerken bleibt allenfalls, daß in den Regesten als Anmerkungen heute unverständliche Begriffe hätten erläutert werden können. Nicht klar wird auch, weshalb die Arbeit, die offensichtlich auf dem PC ins Reine geschrieben wurde, als Manuskript (Schreibmaschinentype) veröffentlicht wurde und nicht im Satz erschien, wie es heute bei Ablieferung einer Diskette kein Problem mehr darstellt, das Werk aber übersichtlicher und lesefreundlicher gestaltet und rund 25–30 Prozent Platzersparnis gebracht hätte.

Raimund Waibel

HANS-MARTIN MAURER (Hrsg.): **Eberhard und Mechthild. Untersuchungen zu Politik und Kultur im ausgehenden Mittelalter.** (Lebendige Vergangenheit, Band 17). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1994. 172 Seiten mit 28 Abbildungen. Leinen DM 38,-

Dieser Band der Schriftenreihe des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins faßt fünf hochinteressante Spezialuntersuchungen zu Graf Eberhard von Württemberg (im Bart) und zu seiner Mutter, der Erzherzogin Mechthild von Österreich, zusammen: Volker Press stellt Eberhard im Bart als Graf und Fürst des Reiches vor, Dieter Mertens untersucht dessen Verhältnis zum Humanismus, Ulrich Klein beschäftigt sich mit Graf Eberhard als Münzsammler, Wilhelm Baum geht den politischen und literarischen Beziehungen zwischen den Höfen des Herzogs Sigmund von Tirol, der Grafen von Württemberg und der Erzherzogin Mechthild in Rottenburg nach, Joachim Fischer schließlich ediert und kommentiert das Testament der Erzherzogin.

VOLKER STECK: **Das Siegelwesen der südwestdeutschen Reichsstädte im Mittelalter.** (Esslinger Studien, Band 12) .Stadtarchiv Esslingen 1994. 178 Seiten und 252 Abbildungen. Kartoniert DM 40,-

Zum größten Teil besteht dieser Band aus einem kommentierten Siegelkatalog, in dem alle ehemaligen Reichsstädte im heutigen Baden-Württemberg, insbesondere die von Esslingen, Reutlingen, Ulm, Ravensburg, Biberach, Buchhorn, Pfullendorf, Überlingen, Konstanz und Breisach berücksichtigt sind; besonders verdienstvoll sind die 252 – leider nicht alphabetisch geordneten Abbildungen – der Siegel aller Städte im Anhang.

ERHARD HEHL (Fotos) und MARTIN HOHNECKER (Text): **Schwaben extrabreit.** Rundumvisionen von Hohnecker und Hehl. DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1994. 104 Seiten mit 12 ausklappbaren Farbtafeln und 40 Schwarz-Weiß-Abbildungen. Kunstleinen DM 68,-

Mit der Roundshot-Kamera, deren Objektiv sich einmal im Kreis, um die eigene Achse, drehen kann, fing Erhard Hehl zwölf «Rundumblicke» ein, zwölf optische Raritäten – darunter den Schillerplatz in Stuttgart, das Kloster Maulbronn, den Marktplatz von Tübingen, das Ulmer Münster und das Schloß Lichtenstein –, die in diesem Buch in doppelseitig ausklappbaren Farbtafeln abgebildet sind; ergänzt durch je eine von Martin Hohnecker erzählte Geschichte, die dem Leser «einen besonderen Zugang» zum abgebildeten Ort eröffnet: ein ungewöhnliches Buch mit überraschenden Effekten und Pointen – ein Augenschmaus und ein Lesespaß.

MEINRAD SCHAAB (Hrsg.): **Territorialstaat und Calvinismus.** (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B 127. Band). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1993. X, 272 Seiten. Kartoniert DM 35,-

Die in diesem Band zusammengefaßten Beiträge – unter anderen behandelt der Herausgeber die Kurpfalz als frühestes reformiertes Territorium im Reich und ihre Einwirkung auf Pfalz-Zweibrücken – sind von der Leitfrage geprägt, inwieweit die «Zweite Reformation», der Übergang einzelner Territorialstaaten zur calvinistischen Lehre, gezielt betrieben wurde, um *eine Verdichtung der Staatlichkeit* zu erreichen, oder ob sie *nur die Folge* einer solchen Verdichtung war.

Schutz und Sanierung von Grundwasservorkommen. Hrsg. vom Naturschutzbund Deutschland, Landesverband Baden-Württemberg. Kornwestheim 1994. 62 Seiten mit einigen Skizzen und Grafiken. Broschiert DM 6,- (zu beziehen beim NABU, Max-Planck-Str. 10, 70806 Kornwestheim)

Drei Aufsätze – über das landwirtschaftliche Sanierungskonzept der Stadt Augsburg, die Hausbrunnensanierung in Kisllegg und die Nitratbelastung von Grundwasser – machen deutlich, wie sehr das Wasser, unser wichtigstes Lebensmittel, durch Nitrat- und Pestizidbelastung zunehmend gefährdet ist, wie Grundwasservorkommen geschützt und wie sie saniert werden können.

HANS MAURER (Hrsg.): **Umweltwandel am Bodensee.** UVK, Fachverlag für Wissenschaft und Studium St. Gallen 1994. 301 Seiten mit zahlreichen Skizzen in Diagrammen. Broschiert DM 38,-

In sechs verschiedenen Bereichen wird in diesem Buch den sich immer mehr beschleunigenden Umweltveränderungen, dem beängstigenden «Umweltwandel», am Beispiel des Bodenseeraums nachgegangen, wird gezeigt, *wie sich eine Umweltsituation im Laufe der Zeit entwickeln und verändern kann:* beim Bevölkerungswandel (Der Mensch als Verursacher von Umweltveränderungen), beim Wandel der Landschaft (Entstehung und Entwicklung des Bodensees – ein geologischer Lebenslauf), beim Wandel der Vegetation, beim Wandel im Boden (Wie unser Umgang mit Stoffen den Boden belastet), beim Wandel im See (Umweltveränderungen im Spiegel von Wasser, Lebewesen und Sedimenten) und beim Wandel der Luftqualität (Was geschieht mit unserer Atemluft?).

Der Landkreis Rottweil. (Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland, Band 29). Herausgegeben vom Landkreis Rottweil. Bearbeitet von Andrea Hahn-Weishaupt, mit Beiträgen von Christian Gildhoff, Andreas Schaub und C. Sebastian Sommer. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1994. 179 Seiten mit 61 Abbildungen und 16 Farbtafeln. Kartoniert DM 32,-

Nach einer Einführung zur archäologischen Forschung, zur Geologie und Landschaftsgeschichte sowie Ur- und Frühgeschichte werden in diesem reich bebilderten Band – thematisch gegliedert, wissenschaftlich fundiert, doch

allgemeinverständlich – die «Rätsel der Ur- und Frühgeschichte», die «Spuren der Römer», die «Zeugnisse der Keltenzeit» und die «Denkmäler des frühen Mittelalters» – soweit sie oberirdisch sichtbar sind – beschrieben und erläutert sowie die archäologischen Museen des Kreises vorgestellt.

RENATE NETZEL: **Auf den Spuren des Kroatenähne.** Verlag Sindlinger-Burchartz Nürtingen 1994. 80 Seiten mit 8 Abbildungen. Kartoniert DM 16,-

Mit ihrer Erzählung *Der Kroatenähne* hat sich Ottilie Wildermuth einen Ehrenplatz in Nürtingen erworben; Renate Netzel hat die Genealogie des Kroaten Johann Roschütz erforscht und manche interessante Einzelheit aufspüren können; Rosemarie Wildermuth, die Frau des Urenkels von Ottilie Wildermuth, stellt ihrerseits die Beziehungen Ottilie Wildermuths zu Nürtingen dar.

ERNST ARNOLD: **Oberdisingen. Der Malefizschenk und seine Jauner.** Neudruck der Ausgabe von 1911, erweitert um die Oberdisinger Diebsliste von 1799, bearbeitet von Werner Kreitmeier. Gemeinde Oberdisingen 1993. 408 Seiten mit 98 teils farbigen Abbildungen. Pappband DM 39,-

Zwei Publikationen werden hier nachgedruckt: die 1911 erschienene Darstellung von Ernst Arnold über das Leben und Wirken des „Malefizschenken“, Reichsgraf Franz Ludwig Schenk von Castell (1736–1821), der sich als Kriminalrichter, als «Verfolger von Räubern und Jaunern» einen Namen gemacht hat sowie dessen umfangreiche «Oberdisinger Diebs-Liste» von 1799, die eine ungewöhnliche genealogische und sozialgeschichtliche Quelle mit einer Fülle von Daten zu 1381 «Jaunern» beinhaltet, etwa so *Feegefeuer Margreth, 40 Jahre alt, mittlerer Postur, saubern glatten Angesichts, langer Nase, grauer Augen, gehet auf dem Lande und ist eine geübte Marktdiebin.*

PAUL SAUER: **Württembergs letzter König. Das Leben Wilhelms II.** Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart 1994. 360 Seiten mit 49 Abbildungen. Gebunden DM 48,-

Paul Sauer, zu dessen zahlreichen Veröffentlichungen ja auch ein Buch über den ersten württembergischen König gehört, zeichnet nun ein «facettenreiches Bild» vom letzten, volksnahen und sehr populären König, vom Menschen und Monarchen, dessen *ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit und Menschenwürde* selbst überzeugte Republikaner anerkannten; der Autor leistet dabei auch einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Wilhelminischen Deutschlands.

BARBARA HAPPE: **Der Friedhof «Unter den Linden» in Reutlingen.** Seine Geschichte und ausgewählte Grabmäler aus dem Zeitraum 1800–1992. Verlag Oertel und Spörer Reutlingen 1994. 212 Seiten mit 317 Abbildungen, davon 27 in Farbe. Gebunden DM 49,-

Hier wird nicht nur ein Beitrag zur Reutlinger Stadt-, Familien-, Kultur- und Sozialgeschichte vorgelegt, sondern anhand von 200 ausgewählten Beispielen ein anschaulicher Überblick über die Entwicklung der Grabmalgestal-

tung und Friedhofskultur, die Symbolik der Grabmäler und ihrer Inschriften insgesamt geboten.

JUSTIN LANG: **Herzensanliegen. Die Mystik mittelalterlicher Christus-Johannes-Gruppen.** Schwabenverlag Ostfildern 1994. 104 Seiten mit 75 Abbildungen, davon 40 in Farbe. Pappband DM 48,-

Der ausnehmend schön gestaltete Band zeigt erstmals alle 28 bekannten Christus-Johannes-Skulpturen, die einst alle im schwäbischen Raum beheimatet waren, heute aber in der ganzen Welt zerstreut und überwiegend in den Museen zu sehen sind, erklärt ihre Entstehung, ihre Bedeutung und ihre mystische Botschaft.

WEITERE TITEL

KLAUS EBERHARD BLEICH (u. a.): **Wolfschlugen. Die Gemeinde und ihre Geschichte.** WEGRAhistorik-Verlag Stuttgart 1994. 252 Seiten mit etwa 200 Abbildungen. Leinen DM 50,-

MANFRED EICHHORN: **Drei schwäbische Theaterstücke.** Das schwäbische Paradies. Johann Meyerhofer oder: Die Einführung der Hausnummern. Der Tod im Birnbaum oder: Drei Wünsche hast du frei. Silberburg-Verlag Tübingen 1994. 188 Seiten. Broschiert DM 24,80

MICHAEL KIENZLE und DIRK MENDE: **Ludwig Pfau. Ein schwäbischer Radikaler 1821–1894.** (Marbacher Magazin 67). Schiller-Nationalmuseum. Deutsches Literaturarchiv Marbach 1994. 120 Seiten mit 68 Abbildungen. Broschiert DM 12,-

THOMAS PFÜNDEL und EVA WALTER: **Herrlich leuchtet die Natur. Foto-Impressionen aus Baden-Württemberg.** DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1994. 160 Seiten mit 165 farbigen Abbildungen. Gebunden DM 79,-

THOMAS SCHULZ und INGEBOURG HÖCH (Redaktion): **Der Kreis Ludwigsburg.** 2., völlig neu bearbeitete Auflage. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1994. 456 Seiten mit 108 Abbildungen und 36 Farbtafeln. Gebunden DM 69,-

BERND LANGNER: **Gemeinnütziger Wohnungsbau um 1900.** Karl Hengerers Bauten für den Stuttgarter Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen. (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 65). Verlag Klett-Cotta Stuttgart 1994. 290 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 38,-

KARL GUSSMANN: **Das Lenninger Tal und die Gutenberger Höhle. Eine Erinnerung für die Besucher des Thals.**

Photomechanischer Nachdruck der Ausgabe von 1890. Schöllkopf Verlag Kirchheim u. T. 1993. 20 Seiten und 12 Abbildungen, sowie ein Annoncen-Anhang mit 32 Seiten. Broschiert DM 12,-

MANFRED AKERMANN (Text) und ALBRECHT GMÄHLE (Fotos): **Der Hohenstaufen im Land zwischen Fils und Rems.** DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1994. 96 Seiten mit 79 vierfarbigen Abbildungen. Pappband DM 49,-

ROLF BIDLINGMAIER: **Fabrik und Ornament. Die Industrialisierung in Metzingen und im Ermstal.** Stadt Metzingen, Stadtarchiv, 1994. Masch.schriftl. Vervielfältigung. 310 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 20,- (zu beziehen über das Stadtarchiv 72555 Metzingen)

EDUARD MÖRIKE: **Mozart auf der Reise nach Prag.** Ansichten einer Reise mit Fotos von Jürgen Röhrscheid und historischen Bildern. Nachwort von Barbara Strohschein. Betulius Verlag Stuttgart 1994. 112 Seiten mit 46 farbigen Abbildungen. Gebunden DM 39,80

KONSTANTIN HUBER: **Zwischen den Fronten. Das Pforzheimer Umland im Pfälzischen Erbfolgekrieg (1688–1697).** (Der Enzkreis, Heft 2). Landratsamt Enzkreis 1993. 44 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Broschiert DM 8,-

LUDWIG MICHAEL DORNER: **Schad, daß es scho gnuag hon.** Noch mehr oberschwäbische Sprüch' und Redensarten. Silberburg Verlag Tübingen 1994. 220 Seiten. Pappband DM 24,80

Bildnachweis

Titelbild: Lothar Zier, Königseggwald, S. 115: Regierungspräsidium Stuttgart, aufgenommen im September 1991; S. 117: Hans Joachim Dopfer, Sigmaringen-Laiz; S. 119: Kreisarchiv Biberach; S. 120–123: Sammlung Heinz Guggel, Sigmaringen; S. 125, 128 und 131: Sammlung Heinz Bardua, Schwaikheim; S. 129 und 133: Stadtarchiv Stuttgart; S. 134 f. und 139: Harmonika-Museum Trossingen; S. 136–138, 140–144: Volger Kucher, Stuttgart; S. 146 und 152: Privatfoto; S. 147–151: Bildarchiv Tuttlingen; S. 154 f.: Hans-Peter Döler, Tübingen; S. 156–159, 161–169 oben: Landesdenkmalamt, Archäologische Denkmalpflege; S. 160 und 166: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes, 1991/4, S. 166 ff.; S. 169 unten: Dieter Kapff, Stuttgart; S. 171–179: Sammlung Dr. Georg Friedrich Kempter, Winterbach; S. 197, 201–204: Lothar Zier, Königseggwald; S. 198 f.: Dr. Raimund Waibel, Stuttgart; S. 206: Schwäbischer Heimatbund, Stuttgart.

Individuelle 14-tägige Mitglieder-Reise
ab Frankfurt, buchbar ab
2 Personen

BRAZIL

KLASSISCHES BRASILIEN TERMINE WÖCHENTLICH



Flug mit Varig nach Salvador da Bahia, der ehemaligen Hauptstadt Brasiliens. An die Kolonialzeit der Stadt erinnert die farbenprächtige Altstadt mit barocken Bauten. Keine andere Stadt verkörpert so stark die Vielfalt brasilianischer Kultur und Geschichte. Nächste Station: Brasilia, die moderne, am Reißbrett geplante Hauptstadt. Bei einer Stadtrundfahrt besichtigen Sie die wichtigsten Bauten. Für zwei Tage halten Sie sich anschließend im Amazonasgebiet mit seiner einzigartigen Flora und Fauna auf. Manaus, Hauptstadt Amazoniens mit der weltberühmten Oper aus der Zeit des Kautschuk-Booms, ist Ausgangspunkt für eine Bootsfahrt auf dem Rio Negro und Rio Solimoes

bis zum "meeting of the waters", wo sich die Flüsse zum Amazonas vereinen. Von Belo Horizonte aus besuchen Sie "Ouro Preto", die "Goldstadt", die wegen ihren Schätzen kolonialer und barocker Architektur zum Weltkulturerbe erklärt wurde. Die vorletzte Station Ihrer Reise ist Foz do Iguacu mit den einzigartigen Wasserfällen, den 'Cataratas'. Bewundern Sie diese bedeutendste Natursehenswürdigkeit Südamerikas. Ein Ausflug zum Itaipu-Staudamm mit dem größten Wasserkraftwerk der Welt steht ebenfalls auf dem Programm. Rio de Janeiro, die pulsierende Weltstadt, die zweifellos zu den schönsten Städten der Welt zählt, rundet das Programm dieser eindrucksvollen Rundreise ab.

Reisepreis pro Person im Doppelzimmer für
Mitglieder ab **DM 4.350.-**
für Nichtmitglieder ab DM 4.550.-,
EZ-Zuschlag DM 630.-, Unterbringung Allein-
reisender nur im Einzelzimmer möglich.

Preise für Weihnachten/Neujahr auf Anfr.
Preisänderungen vorbehalten. Stand 4/95

Ausführliche Reisebeschreibung anfordern
Telefon 0711/23729 -22, Frau Bucu

Mitglieder-
Schnupper-Reise zum
Kennenlernen

SÜDAFRIKA

JOHANNESBURG - PRE- TORIA - KRÜGER NATIO- NALPARK - KAPSTADT

VOM 29.09. BIS 08.10.1995

Südafrika mit all seinen grandiosen Naturschauspielen und mit seiner Farbenpracht bietet dem Besucher „eine Welt in einem Land“. Erleben Sie auf dieser Reise die Höhepunkte des südlichen Afrika:

Das moderne Johannesburg, die reizvolle Hauptstadt Pretoria mit vielen Sehenswürdigkeiten, die atemberau-



benden Landschaften des Osttransvaal, die großartige Tierwelt im Krüger-Park und das faszinierende Kap der Guten Hoffnung.

Sonnenschein und Gastfreundschaft inbegriffen: Schnuppern Sie mit!

REISEPREIS pro Person im Doppelzimmer

Mitgl.Sonderpreis **DM 3.290.-**
für Nichtmitglieder DM 3.490.-,
EZ-Zuschlag DM 410.-, Unterbringung Allein-
reisender nur im Einzelzimmer möglich.
Preisänd. vorbehalten. Stand: 4/95

Ausführliche Reisebeschreibung anfordern
Telefon 0711/23729 -24, Frau De Marné

Termine 1995: 21.10. / 04.11.
18.11. / 02.12. / 16.12.
30.12.

ARGENTINA

ARGENTINIEN 14-TÄGIGE MITGLIEDERREISE



Von Buenos Aires aus, der argentinischen Metropole am Rio de la Plata, starten Sie nach einer ausführlichen Stadtrundfahrt, mit Besichtigung der wichtigsten Sehenswürdigkeiten, wie dem 'Cabildo', dem alten Rathaus, dem weltberühmten Teatro Colon, La Boca, in dem der Tango lebt, zu Ihrer Patagonien-Feuerland-Rundreise. Sie besuchen die Pinguin-Kolonie in 'Punta Tombo', wo tausende Magellan-Pinguine beobachtet werden können, sowie die auf der Natur-Halbinsel Valdez lebenden Robben und See-Elefanten. Nach dem beeindruckenden Besuch dieser einzigartigen Tierwelt fliegen Sie weiter in die südlichste Stadt der Welt, nach Ushuaia. Der Nationalpark 'Tierra

del Fuego', sowie ein Ausflug in die Seelandschaft Feuerlands mit den Seen 'Fagnano' und 'Escondido' stehen auf dem Programm. Einer der Höhepunkte dieser Reise ist zweifellos der Nationalpark 'Los Glaciares'. Gewaltige Gletscher ergießen sich in den Lago Argentino.

Vor dem Rückflug nach Frankfurt halten Sie sich noch einmal in Buenos Aires auf und lernen beim Tagesausflug auf eine Estancia die Arbeit und das Leben der Gouchos kennen. Eine Folklore-Show und ein 'Asado', ein typisch argentinisches Grillessen, runden diesen Tag ab. Die zwei letzten Tage in Buenos Aires stehen zur freien Verfügung. Diese Reise ist mit einem Anschlußprogramm für Chile kombinierbar!

REISEPREIS pro Person im Doppelzimmer für
Mitglieder ab **DM 5.490.-**
für Nichtmitglieder ab DM 5.890.-,
EZ-Zuschlag DM 955.-, Unterbringung Allein-
reisender nur im Einzelzimmer möglich.
Preisänd. vorbehalten. Stand: 4/95

Ausführliche Reisebeschreibung anfordern
Telefon 0711/23729 -22, Frau Bucu

Erleben Sie für ein Wochenende
die Weltstadt der Superlative:
The Big Apple

NEW YORK

NEW YORK - BIG APPLE TERMINE WÖCHENTLICH



1.Tag (Donnerstag) Deutschland- New York / JFK. Linienfl. mit Singapore Airlines (Swissair ab versch. deutsch. Flughäfen gegen Aufpreis). Transfer zum Hotel in eigener Regie.
2.Tag (Freitag) New York. Stadtrundfahrt mit Besichtigung der wichtigsten Sehenswürdigkeiten. Nachmittag zur freien Verfügung.
3.Tag (Samstag) New York. Der ganze Tag steht zu Ihrer freien Verfügung.
4. Tag (Sonntag) New York- Frankfurt (Ankunft am Montag). Vormittags Harlem Gospel-Tour mit Besuch einer Gospelmesse. Abends Transfer zum Flughafen in eigener Regie (Taxi) und Rückflug mit Singapore Airlines nach Frankfurt.

Eingeschlossene Leistungen:

Linienflug mit Singapore Airl. Frankfurt-New York-Frankfurt | 3 Übernachtungen im Hotel Ihrer Wahl (Wellington oder Warwick) inkl. Steuern | Halbtägige, deutschsprachige Stadtrundfahrt | Deutschsprachige Harlem Gospel-Tour | Reiseführer und Stadtplan

TERMINE UND PREISE
pro Person im Doppelzimmer

19.04.95 - 14.06.95
Hotel Wellington **DM 1.325.-**
Hotel Warwick **DM 1.500.-**
15.06.95 - 14.08.95
Hotel Wellington **DM 1.495.-**
Hotel Warwick **DM 1.615.-**
15.08.95 - 14.10.95
Hotel Wellington **DM 1.265.-**
Hotel Warwick **DM 1.445.-**

Zusatznacht im Doppelzimmer
Hotel Wellington DM 85.-
Hotel Warwick DM 125.-

Einzelzimmerzuschlag
Hotel Wellington DM 260.-
Hotel Warwick DM 380.-
Preisänderungen vorbehalten Stand: 4/95

Ausführliche Reisebeschreibung anfordern
Telefon 0711/23729 -24, Frau De Marné



FLÜGE WELTWEIT

INFO: 0711-23729-21

LUFTHANSA CODE 220 ab den meisten deutschen Flughäfen

EUROPA, USA / KANADA, AFRIKA, ASIEN, AUSTRALIEN, CHINA, SÜDAMERIKA

FLUGPREISE UND TERMINE ▶ **AUF ANFRAGE**

USA/KANADA

INFO: 0711-23729-21

SWISSAIR CODE 501 ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE: A ▶ 01.05.-14.06.95 und 15.08.-14.10.95 B ▶ 15.06.-14.08.95

NEW YORK, BOSTON A ▶ DM 950.- B ▶ DM 1.070.-

MONTREAL, TORONTO A ▶ DM 1.080.- B ▶ DM 1.290.-

CHICAGO, CINCINNATI, ATLANTA, PHILADELPHIA, WASHINGTON DC. A ▶ DM 1.080.- B ▶ DM 1.130.-

LOS ANGELES A ▶ DM 1.350.- B ▶ DM 1.490.-

DELTA AIRLINES CODE 601 ab Frankfurt, Berlin, Hamburg, München, Stuttgart

TERMINE: A ▶ 01.05.-14.06.95 und 15.08.-14.10.95 B ▶ 15.06.-14.08.95

BOSTON, NEW YORK -KENNEDY A ▶ DM 1.020.- B ▶ DM 1.150.-

BANGOR, BALTIMORE, PHILADELPHIA, PITTSBURGH, ROCHESTER, CYRACUSE, WASHINGTON DC., BUFFALO HARRISBURG PA., PORTSMOUTH A ▶ DM 1.070.- B ▶ DM 1.190.-

ATLANTA, CLEVELAND, DETROIT, INDIANAPOLIS, CHICAGO, CINCINNATI, MONTREAL, TORONTO A ▶ DM 1.120.- B ▶ DM 1.250.-

FLORIDA, MEMPHIS, NASHVILLE, NORFOLK, RALEIGH, RICHMONT VA., KNOXVILLE, HUNTSVILLE AL, CHARLESTON SC., CHARLOTTE, COLUMBIA SC., DOTHAN, GREENBORO, JACKSON MS. A ▶ DM 1.170.- B ▶ DM 1.350.-

AUSTIN, HOUSTON, KANSAS CITY, MINNEAPOLIS, NEW ORLEANS, ST. LOUIS, AMARILLO, DALLAS EL PASO, KILEEN, LITTLE ROCK, MILWAUKEE, OKLAHOMA CITY, SAN ANTONIO A ▶ DM 1.220.- B ▶ DM 1.350.-

DENVER, PHÖNIX, SALT LAKE CITY, OMAHA, TUSCON, NASSAU, ALBUQUERQUE A ▶ DM 1.270.- B ▶ DM 1.400.-

LOS ANGELES, SAN FRANCISCO, MEXICO CITY A ▶ DM 1.320.- B ▶ DM 1.450.-

Bitte erfragen Sie die Preise für nicht aufgeführte Destinationen.

BEDINGUNGEN: ● Preise zuzüglich ca. DM 50.- Steuern ● Mindestaufenthalt 6 Tage / max. 180 Tage ● Kinderermäßigung bis 2 Jahre 90%, 2-11 Jahre 50% ● Umbuchungs- und Stornogeühr DM 150.- pro Person ● Änderungen vorbehalten

SINGAPORE AIRLINES CODE 618 ab Frankfurt

TERMINE: A ▶ 01.05.-14.06.95 UND 15.08.-14.10.95 B ▶ 15.06.-14.08.95

NEW YORK A ▶ DM 840.- B ▶ DM 990.-

BEDINGUNGEN: ● Preise zuzüglich ca. DM 50.- Steuern ● Mindestaufenthalt 3 Tage / max. 35 Tage ● Kinderermäßigung auf Anfrage ● Umbuchungs- und Stornogeühr DM 150.- pro Person ● Änderungen vorbehalten

AFRIKA

INFO: 0711-23729-21

SWISSAIR CODE 501 ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE: A ▶ 01.05.-30.06.95 B ▶ 01.07.-31.10.95

NAIROBI A ▶ DM 1.350.- B ▶ DM 1.750.-

JOHANNESBURG, KAPSTADT A ▶ DM 1.530.- B ▶ DM 1.690.-

HARARE A ▶ DM 1.530.- B ▶ DM 1.890.-

SOUTH AFRICAN AIRWAYS CODE 083 ab Frankfurt, Hamburg, München

TERMINE: A ▶ 01.05.-20.06.95 B ▶ 21.06.-31.10.95

JOHANNESBURG A ▶ DM 1.500.- B ▶ DM 1.750.-

KAPSTADT (nur ab/bis Frankfurt) A ▶ DM 1.700.- B ▶ DM 1.950.-

Bitte erfragen Sie die Preise für nicht aufgeführte Destinationen.

BEDINGUNGEN: ● Preise zuzüglich ca. DM 36.- Steuern ● Mindestaufenthalt 6 Tage / max. 180 Tage ● Kinderermäßigung: unter 2 Jahre 90%, Kinder- (2-11 Jahre) und Jugendermäßigung auf Anfrage ● Umbuchungs- und Stornogeühr DM 150.- pro Person ● Änderungen vorbehalten

ASIEN/AUSTRALIEN/CHINA

INFO: 0711-23729-21

SINGAPORE AIRLINES CODE 618 ab Frankfurt

TERMINE: A ▶ 01.05.-30.06.95 B ▶ 01.07.-31.10.95

BANGKOK A ▶ DM 1.490.- B ▶ DM 1.690.-

SINGAPUR, KUALA LUMPUR, PENANG A ▶ DM 1.490.- B ▶ DM 1.690.-

MANILA A ▶ DM 1.540.- B ▶ DM 1.740.-

HONGKONG A ▶ DM 1.590.- B ▶ DM 1.790.-

TAIPEH A ▶ DM 1.640.- B ▶ DM 1.790.-

SYDNEY, MELBOURNE, BRISBANE, DARWIN, ADELAIDE A ▶ DM 1.960.- B ▶ DM 2.440.-

SEOUL, TOKIO A ▶ DM 2.190.- B ▶ DM 2.290.-

AUCKLAND, CHRISTCHURCH B nur bis 12.10.95 gültig A ▶ DM 2.250.- B ▶ DM 2.620.-

Preise incl. RAIL & FLY von den meisten deutschen Bahnhöfen.

● Kinderermäßigung auf Anfrage ● Kostenlose Stopover-Möglichkeit in Singapur auf dem Hin- und/oder Rückflug ● Preiszuschlag für Business-Klasse auf Anfrage ● Umbuchungs- und Stornogeühr DM 150.- pro Person ● Änderungen vorbehalten

RUNDREISE-TICKETS USA

INFO: 0711-23729-21

AKTUELLE TERMINE UND PREISE AUF ANFRAGE

SCHWABEN INTERNATIONAL KULTUR & REISEN

ist Agentur des Deutschen Reisebüros DER
 Über KULTUR & REISEN können Sie zu den bekannt günstigen Preisen weltweit folgende touristische Leistungen buchen:

**HOTEL- UND MIETWAGENRESERVIERUNGEN
 PAUSCHALREISEN UND STÄDTEREISEN**

Für alle Flüge gelten die SI-Bedingungen für Mitgliederflüge. Buchungen nur direkt bei SCHWABEN INTERNATIONAL Auskunft-Telefon 0711 / 23729 - 21 und -22

REISE- UND FLUGANGEBOTE NACH SÜDAMERIKA:

Frau Karin Buci, Tel. 0711 / 23729-22

Resolution: Denkmalschutz und Denkmalpflege in Gefahr

Bei der Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes am 8. April 1995 in Maulbronn-Schmie haben die Mitglieder des Vereins folgende Resolutionen verabschiedet:

Denkmalschutz und Denkmalpflege in Baden-Württemberg haben in den vergangenen Jahren einen hohen, international anerkannten Stand erreicht. Dies gilt sowohl für die Qualität der durchgeführten Maßnahmen als auch für die Vielzahl der vor Abbruch und Zerstörung geretteten Objekte. Archäologische Denkmalpflege und Baudenkmalpflege haben daran gleichermaßen Anteil. So konnten wichtige Beiträge zur Erhaltung der reichen Kultur des Landes geleistet und Einheimischen wie Fremden diese Kultur als Teil ihrer Lebensqualität und Teil ihrer Heimat erhalten und für die Zukunft gesichert werden.

Diese beispielhaften Erfolge waren nur dadurch möglich, daß

- das Landesdenkmalamt aus ausgewiesenen Fachleuten verschiedenster wissenschaftlicher Disziplinen besteht, sich also durch einen hohen Sachverstand auszeichnet;
- das Landesdenkmalamt durch seine Außenstellen über Bürgernähe und genaue Ortskenntnisse verfügt;
- das Landesdenkmalamt schließlich – höchst wichtig – unabhängig von privaten, lokalen und regionalen Interessen handeln konnte.

Nun mehren sich aber inzwischen die Anzeichen dafür, daß diese Grundlagen eines bewährten Denkmalschutzes im Land zerstört werden sollen. Wenn die Außenstellen geschlossen und deren Kompetenzen an Land- und Stadtkreise abgegeben werden, droht der Denkmalpflege höchste Gefahr, wird das fortschrittliche Denkmalschutzgesetz von 1972, das für andere Bundesländer beispielhaft war, ausgehöhlt. Eine unabhängige Entscheidung in Sachen Denkmalpflege wäre nicht mehr gewährleistet. Es ist zu befürchten, daß bei Entscheidungen nicht mehr denkmalpflegerische Erfordernisse ausschlaggebend sein werden, sondern privaten und lokalen Interessen untergeordnet werden, wobei wir anerkennen, daß Kreise und Kommunen wichtige Aufgaben in der Denkmalpflege wahrnehmen.

Der Schwäbische Heimatbund fordert: Hände weg von der Struktur der bisherigen Denkmalschutzverwaltung und von der Kompetenzverlagerung an die Stadt- und Landkreise.

Resolution: Hände weg von der Naturschutzverwaltung!

Naturschutz ist immer gut, wenn er niemand weh tut und wenn man als Politiker die Möglichkeit hat, sich selbst damit ein Ruhmesblättchen anzuheften. Wenn aber böse Briefe von Sportlern kommen, denen «der Naturschutz» Kletterfelsen oder Bäche fürs Kanufahren sperren will, oder wenn sich Bürgermeister beklagen, daß «der Naturschutz» zu starke Auflagen bei Baugebieten mache oder wenn gar – dritte Alarmstufe – der Bau neuer Straßen erschwert wird, dann ist «der Naturschutz» schnell im Abseits. So sieht es in unserem Land zur Zeit aus.

Gegen «den Naturschutz» will das Staatsministerium nun offensichtlich gezielt vorgehen: Mit einer «schnittstellenfreien Verwaltung» – Minister Erwin Vetter im Fernsehen – soll erreicht werden, daß die Fachleute der vier Bezirksstellen für Naturschutz in Stuttgart, Tübingen, Karlsruhe und Freiburg und die ehrenamtlichen Naturschutzbeauftragten auf Kreisebene ihr Widerspruchsrecht verlieren. Damit wäre die im Naturschutzgesetz verankerte Fachverwaltung zerschlagen und gelähmt. Juristen, die zunehmend unseren Staat beherrschen, könnten dann mit ihren bewährten Kompromissen ungestört von mahnenden Fachleuten auf Kosten der Natur den «Fortschritt» vorantreiben.

Der Schwäbische Heimatbund fordert: Hände weg von der Naturschutzverwaltung! Die Naturschutzbeauftragten auf der Kreisebene und die Bezirksstellen für Naturschutz auf der Ebene der Regierungspräsidien haben sich in Jahrzehnten bewährt. Naturschützer anderer Bundesländer, die alle mehr Personal, aber weniger Durchschlagskraft haben, beneiden uns darum. Landkreise und Gemeinden, die sich im Naturschutz anerkanntermaßen engagieren und den Vorteil der Orts- und Bürgernähe haben, sind andererseits überfordert bei der Aufgabe, unabhängig und unbefangene Entscheidungen zwischen Nutzungsansprüchen und Naturschutzbelangen zu treffen. Außerdem ist es nur eine Kostenverlagerung vom Land auf die Kommunen. Keine Integration der Fachverwaltung in die Naturschutzbehörden, Beibehaltung des «Vetorechts» für Fachleute! Schluß der lähmenden Diskussionen um neue Organisationsformen, endlich Stärkung der jetzigen Organisation! Und wenn schon derzeit Forderungen nach mehr Geld und mehr Personal nicht erfüllt werden können, dann bitte aber auch keine Streichungen!

Das Naturschutz-Zentrum des Schwäbischen Heimatbundes im Pfrunger-Burgweiler Ried

Wer heute durch die gemeinhin als Oberschwaben bezeichnete Landschaft zwischen dem Südrand der Schwäbischen Alb und dem Bodensee fährt, wird einen weithin vom Menschen geprägten Landstrich vorfinden. In das sanfte Auf und Ab der Hügelwellen eingebettet liegen Weiler und Dörfer, deren ältere Gebäude und großflächige Äcker und Felder im Gegensatz zu vielen Orten Altwürttembergs von dem gewachsenen Wohlstand des dortigen Bauernstandes zeugen. Kleine Städte und reiche Klöster verstärken diesen Eindruck. Der Mensch hat unübersehbar Besitz von der Natur ergriffen. Unwillkürlich drängt sich dem Reisenden die Frage auf, welcher Gestalt die Landschaft wohl früher war, im Mittelalter etwa, zur Zeit der Römer oder noch früher, als sich die ersten steinzeitlichen Bauern hier niederließen. Als am Ende der letzten Eiszeit vor rund 10 000 Jahren die aus dem Süden herandrängenden Gletscher sich langsam zurückzogen, hinterließen sie zunächst einen nackten, lebensfeindlichen Landstrich. Wo sich zuvor eine mächtige Eisschicht gewölbt hatte, erstreckten sich nun Schotter, Kies und Sand, in den vom Eis geschürften Senken sammelte sich Wasser zu Seen. Doch recht rasch – es ist hier nur in Zeiträumen von Jahrzehnten zu rechnen – gewann die Flora das verlorene Terrain wieder zurück: Moose

und andere niedere Pflanzen erschienen zunächst, dann Sträucher und Büsche, schließlich die Bäume. Die für Oberschwaben typische nacheiszeitliche Urlandschaft mit Moränen und Seen, Mooren und Wäldern entstand.

Den Pflanzen folgten bald die Tiere nach und schließlich auch der Mensch, der auf der Suche nach Nahrung diese ursprüngliche Landschaft zunächst nur durchstreifte, sich dann aber in ihr auch niederließ, insbesondere am Rand der Seen, deren freie Ufer ihm Siedlungsraum und vielleicht auch Schutz boten. Mit dem Menschen freilich veränderte sich peu à peu das Landschaftsbild. Die Besiedlung des Landes bedeutete von Anfang an auch Eingriffe in das Ökosystem; infolge der Jagd und später insbesondere durch Rodung für Ackerflächen.

Die Eingriffe des Menschen nahmen im Laufe der Jahrhunderte immer größeren Umfang an, um schließlich im 19. und 20. Jahrhundert durch Entwässerungsmaßnahmen, Kanalisation und Begradigung der fließenden Gewässer, durch eine planmäßige, auf höhere Erträge ausgerichtete Forstwirtschaft sowie vor allem in den vergangenen Jahrzehnten durch die Überbauung weiter Flächen mit Wohnhäusern und gewerblichen Gebäuden – den Straßenbau nicht zu vergessen! – ihren Höhepunkt zu erreichen. Von der alten Urlandschaft zeugen nurmehr wenige – ebenfalls bedrohte – Landstriche. Oft kann nur noch der Fachmann die Gestalt der ursprünglichen Landschaft beschreiben, – anhand von Geländeformen und der Flurnamen etwa; der Laie vermag sie bestenfalls zu erahnen.



Der Riedlehrpfad beim Naturschutzzentrum wurde 1994 bis auf maximal zwei Stunden Gehzeit erweitert.



In einem ehemaligen Wohn- und Bürogebäude am Rande von Wilhelmsdorf wurde das Naturschutzzentrum ohne bauliche Veränderungen eingerichtet.



Schautafeln im Ausstellungsraum informieren über die Entstehung des Pfrunger Riedes.

Rechte Seite: Vergleichende Tafeln erläutern die Maßnahmen im Naturschutzgebiet.

Drei Aktiva: Grundbesitz – Betriebsträgerschaft – Sonderbeauftragter

Mit einer durch planmäßige Ankäufe ständig wachsenden und nun über 120 Hektar umfassenden Fläche besitzt der Schwäbische Heimatbund seit rund einem halben Jahrhundert ein beachtlich großes Gebiet im Naturschutzgebiet Pfrunger-Burgweiler Ried, einem der letzten noch intakten Hochmoore Süddeutschlands. Doch der Besitz von Flächen, die unter Natur- oder Landschaftsschutz stehen, bedeutet auch Verantwortung in Form von Pflege. Dieser Verantwortung ist der Schwäbische Heimatbund

seit jetzt mehr als 25 Jahren unter der Führung seines Sonderbeauftragten für das Pfrunger-Burgweiler Ried, Lothar Zier, und mit Hilfe der Tübinger Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege nachgekommen. Insbesondere war von Lothar Zier – in Zusammenarbeit mit anderen örtlichen Naturschützern – in der Nähe der Gemeinde Wilhelmsdorf ein Riedlehrpfad angelegt worden, auf dem sich im Laufe der Jahre viele Besucher über das Mooregebiet informierten.

In jüngster Zeit erwies sich jedoch im Rahmen der Erstellung eines Pflege- und Entwicklungsplans für das Ried – das ja weit über die im Besitz des Heimatbundes be-

findlichen Flächen hinausreicht – durch die Tübinger Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, daß in Zukunft eine effiziente und erfolgreiche Naturschutzarbeit ohne ein Naturschutz-Management, am besten in Form eines Naturschutz-Zentrums, nur schwer möglich sein wird. Es galt, Weichen für die Zukunft zu stellen. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß die Gemeinde Wilhelmsdorf bereits vor Jahren mit rund einer halben Million Mark Zuschuß des Landes Baden-Württemberg am Ortsrand und in unmittelbarer Nähe der Riedlehrpfade ein Wohn- und Bürogebäude mit dem Ziel erworben hatte, dort ein dem Naturschutz gewidmetes Informationszentrum einzurichten. Verschiedene Umstände, auch finanzielle und fachliche Fragen spielten eine Rolle und verhin- derten bis 1992, daß dem Kauf auch konkrete Schritte zur Erreichung des angestrebten Ziels folgten.

In dieser Situation trat der Schwäbische Heimatbund nicht nur an die verantwortlichen Stellen in Wilhelmsdorf und bei der staatlichen Verwaltung heran, um eine Organisationsform für ein Naturschutz-Zentrum Pfrunger-Burgweiler Ried zu finden, sondern er bot zugleich auch an, die Betriebsträgerschaft für diese Einrichtung zu übernehmen und dafür jährlich bis zu 50 000 DM zur Verfügung zu stellen.

Zwei Motive veranlaßten den Heimatbund, das Risiko einzugehen, als Verein die Betriebsträgerschaft für ein Naturschutz-Zentrum und mithin wenigstens teilweise auch eine staatliche Aufgabe zu übernehmen: sein Grundbesitz im Pfrunger Ried, der aus dem in den Vereinszielen festgeschriebenen Engagement für den Naturschutz hervorgeht, sowie die Tatsache, daß der Verein mit Lothar Zier eine Persönlichkeit als ehrenamtlichen Leiter in das Naturschutz-Zentrum einbringen konnte, der wie kaum sonst jemand mit den besonderen Gegebenheiten in diesem Ried vertraut ist.

Land – Gemeinde Wilhelmsdorf – Zieglersche Anstalten und andere Gruppen: eine einmalige Kooperation

Nach der ersten Besprechung mit der Gemeinde Wilhelmsdorf Ende 1992 war man sich im folgenden Jahr mit allen beteiligten Stellen, Organisationen und Einrichtungen bald handelseinig, und nach einem wahren Kraftakt konnte das Naturschutz-Zentrum Pfrunger-Burgweiler Ried bereits am 11. Oktober 1994 mit einem Festakt eröffnet werden. Ein Kraftakt freilich, der trotz des bemerkenswerten persönlichen Engagements aller Beteiligten ohne die namhaften finanziellen Zuschüsse des Naturschutzfonds des Landes Baden-Württemberg sowie Spenden der Bülow-Stiftung *Tiere in Not* nicht zum Erfolg geführt hätte. Galt es doch, ein Wohngebäude zu einem der Öffentlichkeit zugänglichen Naturschutz-Zentrum um- und auszubauen, die Umgebung des Hauses neu zu ordnen und auch die Riedlehrpfade zu erweitern und zu ergänzen.

Träger dieses Naturschutz-Zentrums ist der Schwäbische Heimatbund, der von der Gemeinde Wilhelmsdorf das Gebäude Riedweg 3 auf 25 Jahre zur Nutzung erhalten hat und alle mit dem Betrieb verbundenen Aufgaben und

Pflichten übernimmt. Kooperationspartner sind das Land Baden-Württemberg, vertreten durch die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Tübingen, die Gemeinde Wilhelmsdorf, die Zieglerschen Anstalten in Wilhelmsdorf – Fachkrankenhaus und Behinderteneinrichtungen, deren Patienten im Rahmen einer Arbeitstherapie wichtige Bau- und Pflegearbeiten im Ried und an den Riedlehrpfaden durchführen – sowie die Ortsgruppe Wilhelmsdorf des Naturschutzbundes (NABU), ebenfalls Grundbesitzer im Ried, sowie der Wasser- und Bodenverband Pfrungen.

Diese Kooperation und die dadurch erzielte Organisation des Zentrums wird man mit Fug und Recht als einmalig bezeichnen dürfen, und vielleicht ist sie modellhaft. Zum erstenmal schlossen sich in Baden-Württemberg mehrere Verbände mit einer Gemeinde und mit dem Land zusammen, um eine solche Einrichtung zu fördern; die soziale Einbindung von Behinderten und Therapierenden in die Arbeit wird man in diesem Zusammenhang noch als ganz spezielle Wilhelmsdorfer Besonderheit hervorheben dürfen. Es kann nicht ausbleiben, daß eine solche Zusammenarbeit auch Reibungspunkte aufweist, daß Befürchtungen geweckt werden und besonderen Wünschen Rechnung zu tragen ist. So ist es etwa verständlich, daß





- i** Information und Ausgangspunkt für alle Wanderungen
- 1** Rundweg 1 führt durch die gestalteten und beschilderten Lehrpfade. Gehzeit ca. 1 Std.
- 2** Rundweg 2 führt über Weg 1 zum Naturschutzgebiet "Überwachener See", weiter zum Hochmoor "Eulenbruck" und trifft wieder auf Weg 1. Gehzeit ca. 2 Std.

Tafeln und Sehenswertes:

- 1 Geologiepfad mit Findlingsblöcken
2 Wasservogel

- 3 Libellen
4 Lurche
5 Vom Laich zum Frosch
6 Kreuzotter und Sumpfschildkröte
7 Am Anfang war das Eis
8 Die Entstehung des Lengenweiler Sees
9 Die minerogene Verlandung
10 Die biogene Verlandung
11 Der Wald übernimmt die Herrschaft
12 Schlußglied Hochmoor
13 Der Mensch und das Moor
14 Grenzpfahl von 1812: Württemberg/Baden
15 Naturschutzgebiet "Überwachener See": Letzter Rest des Pfrunger Ursees, der erst im Laufe des 19. Jh. verlandet ist.
16 Hochmoor Eulenbruck

- 17 Die Vogeluhr
18 Leben am See
19 Typische Hochmoor-Pflanzengesellschaften
20 Teiche und Tümpel: Lebensraum für Insekten
21 Klassenzimmer im Freien

- Wald
 Wiese
 Feuchtgebiete

100 Meter

seitens der Zieglerschen Anstalten größter Wert darauf gelegt wird, daß im Rahmen des Naturschutz-Zentrums keine Verkaufsautomaten für Alkohol oder Tabakwaren oder gar Spielautomaten aufgestellt werden – «Bedürfnisse», die sich ja ohnehin mit dem Gedanken des Naturschutzes nicht so recht in Einklang bringen lassen wollen.

Riedlehrpfade vermitteln Wissen und das Erlebnis Moor – Ersatzflächen lenken Besucher vom empfindlichen Kern ab

Ein Gebiet wie das Pfrunger-Burgweiler Ried stellt an den Naturschutz gewaltige Anforderungen. Handelt es sich doch um mehr als «nur» ein gewachsenes Gefüge

samt seiner Flora und Fauna in möglichst unverfälschtem Zustand zu belassen, allenfalls durch geeignete Maßnahmen zu erhalten und zu bewahren sowie neue Flächen dem Naturschutz zu unterstellen, sondern es muß den Naturschützern auch und vor allem daran gelegen sein, das Kerngebiet vor allzu begeistertem Zuspruch seitens der Naturliebhaber, die das Ried besuchen, zu bewahren. Mit anderen Worten, der Strom der Besucher und Touristen, die auch aus den Fremdenverkehrszentren am Bodensee und aus den umliegenden Kurorten heranreisen, will gelenkt sein: Will man die mühsam über die vielfältigen Veränderungen der letzten 150 Jahre geretteten oder wiedergewonnenen Riedbereiche und deren pflanzliche

Zur Besucherlenkung wurden am Wilhelmsdorfer Naturschutzzentrum aufwendig gestaltete Lehrpfade angelegt ...



... und beschildert.



und tierische Bewohner vor dem Zertrampeltwerden bewahren, sind dem Besucher Ersatzflächen und -wege anzubieten, die ihm natürlich ein möglichst authentisches Bild vom Leben im Moor vermitteln müssen.

Die Naturschutztätigkeit des Schwäbischen Heimatbundes unter Lothar Zier zielte neben dem Ankauf weiterer, meist bis dahin landwirtschaftlich genutzter Flächen und deren «Renaturierung» seit jeher in diese Richtung. Der mit Hilfe der Zieglerschen Anstalten angelegte ältere, sich auch damals schon idyllisch zwischen Moorseen hinschlängelnde Riedlehrpfad (Rundweg I) führt in das Moor, ohne in dessen empfindliche Kernzone einzugreifen. In den beiden vergangenen Jahren wurde dieser Lehrpfad wesentlich erweitert und mit neuen anspruchsvollen, erklärenden Tafeln versehen, die im ersten Abschnitt des Rundweges über die Fauna im Moor berichten, über die Wasservögel, die Libellen und die Amphibien, nämlich Lurche, Frösche, Kreuzottern und Sumpfschildkröten, in einem zweiten Teil aber über das Werden eines Rieds seit der letzten Eiszeit, über die minerogene und biogene Verlandung bis zur «Herrschaftsübernahme» durch den Wald und schließlich die Entstehung eines Hochmoores.

Wer Stille erfahren und dabei noch informiert werden will, der kommt hier auf seine Kosten. Das Moor mit seinen Wasserflächen strömt eine natürliche Ruhe aus, der man sich kaum entziehen kann. Hat man das Glück und tut den Gang durchs Moor an einem schönen Sonntag,

...

öffnet man die Sinne für die Farbspiele der Natur, für die ständig wechselnden Kontraste zwischen hell und dunkel, vermag man den leisen Tönen der Natur zu lauschen und unvergeßliche Eindrücke zu gewinnen.

Neben der Erweiterung des älteren Pfades wurde aber gleichzeitig auch ein weiterer Lehrpfad angelegt (Rundweg II), der insbesondere dem Menschen und dessen Eingriffen in das Moor gewidmet ist, mithin Tafeln historischen und sozialgeschichtlichen Inhalts umfaßt. Mit der Tafel *Der Mensch und das Moor* schließt sich dieser Rundweg sowohl topographisch als auch inhaltlich nahtlos an den Riedlehrpfad I an, kam der Mensch doch erst, als die im ersten Lehrpfad beschriebenen Prozesse bereits abgeschlossen waren. Wie und warum der Mensch in das über Jahrtausende gewachsene Moor eingriff, dies stellt gleichsam ein Leitmotiv dieses neuen und etwas längeren Lehrpfades dar, der zu vielen Zeugnissen solcher menschlicher Eingriffe in das Landschaftsbild führt, aber auch den Wald miteinbezieht und der am letzten erkennbaren Zeugnis des erst im 19. Jahrhundert völlig verlandeten Pfrunger Ursees – «Überwachsener See» – ebenfalls einen Halt macht.

Riedlehrpfade und Wilhelmsdorfer Naturschutz-Haus: unterrichten, anschaulich machen und aufklären

Der Besucher wird diesen neuen Rundweg vielleicht weniger beschaulich und idyllisch empfinden als den älteren Pfad. Doch informativ und im Kontrast zu seinem Pendant instruktiv, weil eine jahrhundertealte Entwicklung unter dem Einfluß des Überlebenskampfes und Gewinnstrebens des Menschen aufzeigend, ist das jüngste Informationsangebot des Naturschutz-Zentrums allemal. Der Besucher kann und soll seine Schlüsse aus dem dort Gezeigten selbst ziehen. In der verhältnismäßig kurzen Zeit seit der Eröffnung des Naturschutz-Zentrums am 11. Oktober 1994 haben immerhin jedes Wochenende 50 bis 100 Personen von dem Angebot, sich auf den Lehrpfaden über das Ried zu informieren, Gebrauch gemacht. Dies ist um so bemerkenswerter, als diese Besuche in einer doch eher feuchten und kalten Jahreszeit stattfanden.

Information der Besucher, Aufklärungsarbeit über das Leben im Moor und dessen Bedeutung für ein ökologisches Gleichgewicht stellt somit neben der Besucherlenkung eine nicht weniger gewichtige Aufgabe des Naturschutz-Zentrums dar. Ergänzend zu den Tafeln auf den beiden Lehrpfaden wurde zu diesem Zweck im Gebäude des Zentrums eine Dauerausstellung konzipiert, die die gleichen Themen wie die Tafeln im Ried berührt, doch umfassender und vertiefend in die Materie einführt, insbesondere auch anhand vieler Fotografien analoger Prozesse nach dem Rückgang des Eises – etwa in Alaska und Island – die Entstehung des heutigen oberschwäbischen Landschaftsbildes sehr anschaulich darstellt. Eine Schichtenabfolge mit den entsprechenden Gesteinen samt einer sowohl räumlich als auch hinsichtlich der Größenverhältnisse dieser Schichtenabfolge stimmig zugeordneten Graphik wird noch in diesem Jahr installiert werden. Der historische Überblick, der sowohl archäologische Be-

funde seit der Jungsteinzeit bis ins Mittelalter als auch die Besitzgeschichte des Rieds bis hin zur Gründung der Pietisten-Kolonie Wilhelmsdorf umfassen wird, wird derzeit überarbeitet und soll in Kürze zusammen mit dem naturkundlichen Teil eine für ein Naturschutz-Zentrum nicht ganz alltägliche naturwissenschaftlich-historische Einheit bilden. Einzelne ausgesuchte Exponate unterstützen dabei die Aussagen der vornehmlich an der Wand angebrachten Informationstafeln. Zudem ist vorgesehen, daß in der geologischen Abteilung der Ausstellung der Besucher spezielle Aspekte der geschilderten Entwicklung und Prozesse auch sinnlich erfahren kann, indem geologische Exponate eigens zum Berühren und Erfühlen aufgestellt werden.

Von den Ausstellungsräumen im Haus des Wilhelmsdorfer Naturschutz-Zentrums zu den nahegelegenen Riedlehrpfaden, also von der Theorie zum praktischen Anschauungsunterricht, gleichsam hinführen sollen drei – ebenfalls mit erklärenden Tafeln versehene – Findlinge, die ein Kieswerk dem Naturschutz-Zentrum schenkte und ein Bauunternehmen kostenlos bis vor das Haus transportierte. Hier lagert auch die rund 9000 Jahre alte Mooreiche; ebenfalls die Stiftung eines an der Geschichte des Moores interessierten Wilhelmsdorfer Bürgers.



Der Torfabbau zur Jahrhundertwende wurde bei der Eröffnung des Naturschutzzentrums mit einer Stechmaschine demonstriert.

«Renaturierung» wirtschaftlich genutzter Flächen,
Wiedervernässung früher entwässerter Riedlandschaften

Naturschutz-Management kann sich freilich nicht in der Lenkung und Information der Besucher erschöpfen. Dies sind vielleicht eher die Sonnenseiten der Naturschutzarbeit. Wenigstens ebenso relevant, aber auch zeitraubend und nervenaufreibend gestaltet sich die Erwerbspolitik, der Umgang mit Behörden und Institutionen – obgleich diese in aller Regel dem Vorhaben und der Tätigkeit des Schwäbischen Heimatbundes im Pfrunger-Burgweiler Ried durchaus wohlgesonnen gegenüberstehen – sowie die «Renaturierung» ehemals landwirtschaftlich oder anders genutzter Flächen (Torfstiche!), insbesondere durch Wiedervernässung einst meliorierter, also entwässerter Riedteile, auch durch Schaffung neuer Feuchtgebiete mit Hilfe schwerer Baumaschinen. In Zusammenarbeit mit der Tübinger Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege werden die laufenden Pflegearbeiten vorgenommen, vor allem in Form von Entbuschungen und Mäharbeiten.

Wieder also greift der Mensch in die Natur ein; doch nun weniger in ein ursprüngliches, in ein «natürliches» Gefüge, sondern in eine von ihm, wenn man so will, «denaturierte» Natur. Das Ziel dabei muß sein, die erhaltenen Reste der Urlandschaft und Gebiete, die diesem Zustand noch recht nahe kommen, zu erhalten und zu schützen, aber auch in anderen Bereichen die Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß sich dort wieder ein ökologisches Gleichgewicht einstellt, Pflanzen und Tiere sich in einem nahezu ursprünglichen Ambiente entwickeln können. Dies ist Naturschutz im herkömmlichen Sinne, ergänzt – und dies ist ein im Naturschutz immer bedeutender werdendes Motiv – durch reichhaltige Informationsangebote für den interessierten Laien, um aufzuklären über Entwicklung und Geschichte der uns umgebenden Natur, aber auch über die Gefahren, die ihr drohen, insbesondere von dem ihr gefährlichsten Lebewesen: dem Menschen. Diesem modernen Naturschutzgedanken ist das Naturschutz-Zentrum Pfrunger-Burgweiler Ried des Schwäbischen Heimatbundes gewidmet. *Raimund Waibel*

Naturschutz-Zentrum Pfrunger-Burgweiler Ried

Riedweg 3, 88271 Wilhelmsdorf, Kreis Ravensburg

*Öffnungszeiten der ständigen Ausstellung:
An Sonn- und Feiertagen von 11.00 bis 17.00 Uhr
sowie bei Führungen und nach Vereinbarung*

Telefon (0 75 03) 7 39

*Träger und Auskunft: Schwäbischer Heimatbund,
Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart*

Telefon (07 11) 22 16 38

Fax (07 11) 29 34 84

Glückwunsch zum Naturschutz- zentrum des Schwäbischen Heimat- bundes in Wilhelmsdorf*

In einer Zeit knapper Haushaltsmittel muß man mit der Frage rechnen, warum überhaupt Naturschutzzentren? Wäre es nicht besser, das Geld in konkrete Naturschutzmaßnahmen zu stecken? Diese Frage ist mit einem klaren «Nein!» zu beantworten, aus folgenden Gründen. Seit gut einem halben Jahrhundert gibt es ein Naturschutzgesetz, seit nahezu zwanzig Jahren gelten die neuen «modernen» Naturschutzgesetze des Bundes und der Länder. Seit hundert Jahren gibt es die Naturschutzbewegung. Wenn wir die Aufrufe von damals – etwa eines Hermann Löns und anderer – nachlesen, müssen wir feststellen, daß sich trotz aller Bemühungen im Grunde nichts an der Situation des Naturschutzes geändert hat, jedenfalls nichts Grundlegendes.

Gewiß: Wir haben mehr Naturschutzgebiete als 1975, damals knapp 0,5 Prozent der Landesfläche, heute ca. 1,5 Prozent. Wir haben ca. 6 Prozent geschützte §24 a-Biotop. Wir haben eine positive Bestandentwicklung bei einigen spektakulären Tierarten wie Graureiher und Kormoran. Wir haben auch Erfolge bei der Landschaftspflege. Nicht zuletzt hatten wir eine positive Haushaltsentwicklung von 1976 gesamt 6,3 Mio. DM bis 1992, alles in allem 65 Mio. DM.

Man darf aber nicht übersehen, daß die geschützten Flächen nicht neu geschaffen wurden, sondern bisher schon vorhanden waren, allenfalls besser gepflegt und von vorhandenen Störfaktoren befreit wurden. Wirkliches «Neuland» für den Naturschutz zu erschließen, ist bisher höchstens in kleinen Schritten gelungen, z. B. mit der Neuschaffung von Biotopen in der freien Landschaft, der Gewässerrenaturierung oder der Extensivierung auf landwirtschaftlich genutzten Flächen im Rahmen des Vertragsnaturschutzes.

Der Flächenverbrauch ist wieder im Steigen, eine Trendwende beim Artensterben ist noch nicht in Sicht. Natur- und Umweltschutz wird nach wie vor als Investitionshemmnis gesehen. Nur wenige akzeptieren, daß eine intakte, natürliche Umwelt eine wichtige Standortvoraussetzung für die Wirtschaft unseres Landes ist, obwohl doch alle Naturschutzgesetze des Bundes und der Länder unisono als zentrale Aufgabe von Naturschutz und Landschaftspflege betonen, die freie und die besiedelte Landschaft als Lebensgrundlage und Erholungsraum des Menschen zu schützen.

Naturschutz nicht als Gesellschaftsaufgabe anerkannt

Wie kommt es, daß trotzdem Naturschutz als bedrohlich und menschenfeindlich angesehen wird? Und daß z. B.

* Ansprache des Ministerialrats im Umweltministerium und Geschäftsführers der Stiftung Naturschutzfonds Dr. Eberhart G. Heiderich bei der feierlichen Eröffnung des Naturschutzzentrums in Wilhelmsdorf am 11. Oktober 1994.

Schutzgebietsausweisungen, Besucherlenkungsmaßnahmen, Kletterregelungen und Kanubeschränkungen als Angriff auf den ungetrübten Naturgenuß mißverstanden werden? Naturschutz will jeder, aber bitte ohne Einschränkung der persönlichen Freiheit. Offenbar ist es in all den vielen Jahren nicht gelungen, ein Naturverständnis zu entwickeln, das Naturschutz als wirkliche Gesellschaftsaufgabe begreift.

Das aktuelle Naturverständnis der Bevölkerung ist bis heute geprägt entweder durch romantische Naturschwärmerei oder durch den Anspruch, unberührte Natur als Kulisse für Erlebnis, Abenteuer und Sport nutzen zu wollen. Ursache dafür ist nach einer Studie der Wildbiologischen Gesellschaft München von Mitte der 80er Jahre einerseits die Vermenschlichung der Natur, andererseits ihre Verkommerzialisierung. Der Bogen reicht vom Wolf und den sieben Geißlein über Bambi und Donald Duck bis zu Mountainbike und Marlboro-Reklame.

Was not tut, ist Sachaufklärung! Dazu gibt es viele Ansätze: Broschüren, Aktionsbücher, Seminare, Filme, Ökobile; dazu gehören aber auch die Naturschutzzentren. Ihre Aufgabe ist zusammengefaßt in erster Linie: Schutzgebietsbetreuung, Naturschutzaufklärung am konkreten Schutzgebiet-Objekt, Besucherinformation und Schärfung des Problembewußtseins für die Notwendigkeit des Naturschutzes überhaupt.

Nach der Konzeption des Landes ist der Aufbau von Naturschutzzentren in ökologisch wertvollen und für Baden-Württemberg repräsentativen Naturräumen vorgesehen. Derzeit befinden wir uns in der ersten Stufe dieses Konzeptes, wonach ca. sieben Modellzentren landesweit in Baden-Württemberg errichtet werden sollen.

Die Zentren befinden sich in unterschiedlichen Planungs- und Aufbauphasen. Neben Eriskirch, Bad Wurzach und Schopfloch sind folgende Naturschutzzentren vorgesehen: In den Rheinauen in Karlsruhe-Rappenwört, im oberen Donautal in Beuron, im Südschwarzwald auf dem Feldberg und im Nordschwarzwald. Diese Naturschutzzentren sollen nach Möglichkeit gemeinsam vom Land, den jeweiligen Land- oder Stadtkreisen sowie der Sitzgemeinde betrieben werden. Diese Modellphase wird in den nächsten Jahren realisiert werden, so daß eine repräsentative Grundlage vorhanden ist, über den weiteren flächendeckenden Ausbau von Naturschutzzentren in Baden-Württemberg zu entscheiden.

Staatlicher Naturschutz und private Naturschutzverbände

Die Zentren sollen auch ein Forum für die Zusammenarbeit des staatlichen Naturschutzes mit den privaten Naturschutzverbänden und den Verbänden der Land- und Forstwirtschaft darstellen. Die Naturschutzzentren der Verbände oder sonstiger Träger werden durch diese gemeinsam vom Land und den jeweiligen Kommunen getragenen Naturschutzzentren nicht überflüssig – im Gegenteil. Die Naturschutzzentren der Verbände sind eine sinnvolle und notwendige Ergänzung, denn einer allein ist gar nicht in der Lage, die großen Aufgaben, die sich



Gefährdete Pflanzenbestände werden durch Pflegemaßnahmen erhalten: Schwalbwurzenzian.

uns überall gerade im Naturschutz stellen, zu bewältigen. Das Naturschutzzentrum Wilhelmsdorf für das Naturschutzgebiet Pfrunger-Burgweiler Ried in der Trägerschaft des Schwäbischen Heimatbundes ist ein wichtiges Glied in der Kette der Naturschutzzentren in Baden-Württemberg. Dieses Naturschutzgebiet gehört zu den wichtigsten Schutzgebieten im Land. Das Umweltministerium und die dort ansässige Stiftung Naturschutzfonds haben daher – zugegeben nach anfänglichem Zögern – dieses Naturschutzzentrum auch finanziell unterstützt.

Die Entscheidung des Schwäbischen Heimatbundes, eine Gesamtplanung zu erstellen, um nichts zu verbauen, war sicherlich richtig. Aber auch das jetzige Naturschutzzentrum kann sich sehen lassen. Die Eröffnung des Naturschutzzentrums ist ein «Erfolg zum Anfassen». Man sieht das Ergebnis der Arbeit. Meist ist ja beim Naturschutz der Erfolg das, was man nicht sieht, nämlich eine Planung, die nicht zum Tragen kommt. Ich wünsche dem Naturschutzzentrum möglichst viele Besucher und hoffe, daß alle, die es betreten, als Naturschützer wieder herauskommen. Das wäre der schönste Dank an alle Beteiligten.

Geschichtsbewußtsein für die «Zappergesellschaft» – Bezirksgruppe Alb-Donau/Ulm

(Schwäb. Zeitung) Über mehrere Monate war die 80 Mitglieder starke Bezirksgruppe Ulm/Alb-Donau des Schwäbischen Heimatbundes verwaist, tendierten die Aktivitäten gegen den Nullpunkt. Jetzt soll der Dämmereschlaf ein Ende finden. Ein neues Führungstrio ist derzeit dabei, erste Termine festzumachen und Perspektiven auszuloten. Es besteht aus dem Juristen Otto Sälzle, dem Ulmer Klinikpfarrer a. D. Christoph Scheytt und dem Ulmer Historiker Dr. Uwe Schmidt, eine Zusammensetzung, die für jenes weite Spektrum steht, das der Heimatbund mittlerweile ansprechen will.

Nicht immer war das so. Der Schwäbische Heimatbund, kurz nach der Jahrhundertwende gegründet, vertrat seinerzeit vor allem eine national-konservative Denkrichtung, die sich auch in berüchtigt gewordenen Angriffen vor allem gegen die seinerzeit moderne Architektur entlud. Denkmal- und landschaftspflegerische sowie naturkundliche Themen bildeten damals einen weiteren Schwerpunkt und tun dies heute noch.

Der Schutz wertvoller alter Bausubstanz oder prägender Kulturlandschaft zählt denn auch zu den Zielen, der sich die Ulmer Vorstandsmitglieder annehmen wollen. Daß diese mittlerweile auch von vielen anderen Vereinigungen beackert werden, macht ihnen nicht bange. Als so etwas wie ein «Dach» sehen sie ihren Bund, und Platz finden sollen darunter vor allem die, die nicht so sehr an der Vertiefung von Spezialkenntnissen als an einem breit gestreuten Wissen über Geschichte und Kultur interessiert sind.

In dieser eher «generalistischen» Herangehensweise sehen die drei als Lücke in der örtlichen Initiativenlandschaft, die es in Ulm nun wieder auszufüllen gelte: zwischen Vereinen wie etwa Alt-Ulm, dem Kunst- und Altertumsverein, ferner dem BUND sowie der behördlichen Denkmalpflege, die man durch Hinweise unterstützen möchte.

Schmidt spricht im Gespräch als Zielvorstellung ein «universales Allgemeinwissen» an, Scheytt möchte das alte Ideal des Bildungsbürgers befruchten, Schmidt dieses im Sinne des «Ideals der Aufklärung», Sälzle einer zunehmenden Geschichtslosigkeit der oberflächlichen «Zappergesellschaft» entgegenzutreten. Ist das «wertkonservativ»? Oder «fortschrittlich»? Weil die Eindeutigkeiten von ehedem nicht mehr gelten, ist der Schwäbische Heimatbund auch längst nicht mehr jene Honoratiorenvereinigung der frühen Jahre, seine recht bunte Zeitschrift «Schwäbische Heimat» zunehmend offen auch für jüngere Autoren und zeitgeschichtliche Themen.

Einen Grund dafür spricht Schmidt offen aus: «Der Bund ist überaltert.» Die Öffnung soll den Nachwuchs sichern. Zudem gelte es, den «neuen Blicken» der lokalen Geschichtsschreibung Rechnung zu tragen. Eine interne Klärung der Ulmer Gruppe steht aber erst noch an.

Sälzle sieht den schwäbischen Dialekt vom Aussterben

bedroht und will gegensteuern, Schmidt fragt sich, was das ist – Heimat; er steht in einer historisch-kritischen Denktradition. Scheytt vertritt ein «Bildungs- und Wissensprogramm»; kein Widerspruch zu den andern. Die Sensibilisierung einer immer «unbewußter werdenden Öffentlichkeit» für die historischen und kulturellen «Orte» ist der gemeinsame Nenner, auf dem sie sich treffen.

Jetzt warten sie auf Vorschläge und Anregungen aus der Mitgliedschaft für Exkursionsziele oder Themenabende. Ein erster Termin steht bereits: Am 7. Mai steht eine Führung durch das Kloster Wiblingen an, die Einblicke auch in die sonst nicht zugänglichen Teile bieten will.

Anschriften: Otto Sälzle, Kapellenstraße 29, 89079 Ulm-Wiblingen, Telefon (07 31) 435 99, tagsüber (07 11) 215 32 87 (Sprecher des Vorstandes); Christoph Scheytt, Hahnengasse 6, 89073 Ulm, Telefon (07 31) 243 05; Dr. Uwe Schmidt, Karlsplatz 4, 89073 Ulm, Telefon (07 31) 602 27 00.

«Pflanz-mit!-»-Aktion am 8. April in Maulbronn

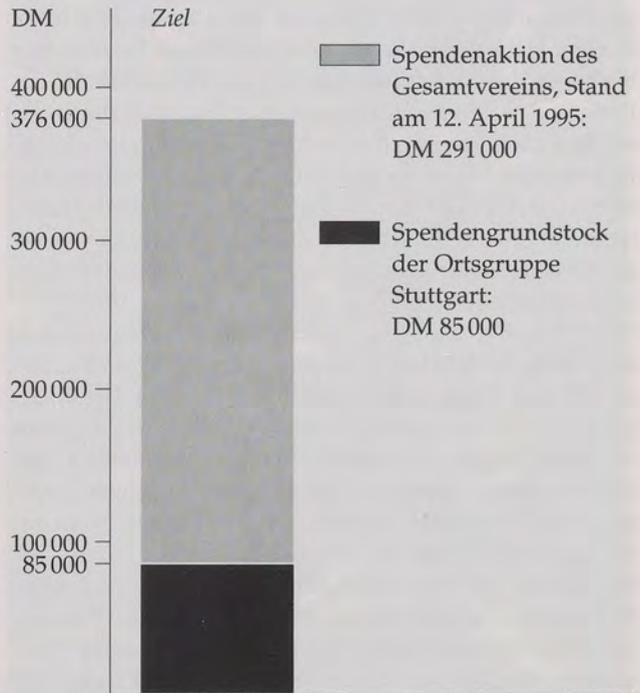
«Pflanz mit!» Unter diesem Motto ruft im Zeichen des Europäischen Naturschutzjahres der Deutsche Heimatbund, Bundesverband für Natur- und Umweltschutz, Denkmal- und Brauchtumpflege, alle Bürgerinnen und Bürger, Gruppen und Vereine sowie Schulklassen auf, ihre Umgebung mit einheimischen Bäumen, Sträuchern und Kletterpflanzen naturnah und standortgerecht zu bepflanzen, sei es im eigenen Garten, auf Balkonen, auf öffentlichen Plätzen, in Schulgärten oder an anderen Orten. Von der Aktion «Pflanz mit» verspricht sich der Deutsche Heimatbund, daß viele Bürger ihre Lebensumwelt möglichst naturnah gestalten. Leider haben in der Vergangenheit vielerorts monotone Bepflanzungen naturnahe Lebensgemeinschaften verdrängt. Die Folge: Reduzierung der Artenzahl bei Pflanzen und Tieren, gestiegene Anfälligkeit für Krankheiten und Schädlinge, verminderte Leistung für die Umwelt.

Aus Anlaß der Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes wurde am Samstag, dem 8. April 1995, in Maulbronn vor dem Tor des UNESCO-Weltkulturerbes eine zwanzigjährige Winterlinde gepflanzt. Bürgermeister Andreas Felchle aus Maulbronn warb für Naturschutz auf allen Flächen, insbesondere auch im bebauten Gebiet, und Vorsitzender Martin Blümcke konnte befriedigt feststellen, daß der Schwäbische Heimatbund schon seit 86 Jahren für eine lebenswerte Kulturlandschaft eintritt. Der Landesverband Württemberg des Bundes Deutscher Baumschulen und die Firma Landschaftsbau Schmid aus Vaihingen-Roßwag, haben die Aktion großzügig unterstützt. Der Posaunenchor der evangelischen Kirchengemeinde Maulbronn unter Leitung von Gerhard Duppel, setzte musikalische Akzente vor den 200 Zuschauern dieser Pflanzaktion.



Spendenbarometer für die Rettung der Altstadt Häuser in Stuttgart

– Neue Geschäftsstelle –



Oben: Blick vom Dach des gegenüberliegenden Hauses in der Weberstraße auf die Dachlandschaft «unserer» Häuser zwischen Weber- und Richtstraße. Zweimal in Giebelstellung, einmal in Traufstellung zur Straße.

Unten: In die Decken müssen Lampen, elektrische Leitungen und Isoliermaterial eingebaut werden.

Chor des Schwäbischen Heimatbundes
ehem. Chor der Volkshochschule Stuttgart – 1946 –

Chorproben

wöchentlich dienstags von 18.00 bis 20.00 Uhr im
Treffpunkt Senior, Rotebühlplatz 28, Stuttgart-Mitte.
Sangesfreudige allen Alters und in allen Stimmlagen
sind herzlich eingeladen.

Informationen bei Frau Ortrun-Erdmute Lotz,
Telefon (07 11) 29 74 94.

Einführung von Mitgliedsausweisen

Ab 1996 werden die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes Mitgliedsausweise erhalten. Dies beschloß die Mitgliederversammlung 1995 am 8. April 1995 in Maulbronn-Schmie auf Antrag von Werner Kraus aus Kornwestheim. Diese Mitgliedsausweise werden Bestandteil der schriftlichen Aufforderung, den Jahresbeitrag für 1996 zu bezahlen, die jedem Mitglied dann rechtzeitig zugehen wird.

Bundesweiter Wettbewerb «Naturschutz rund ums Haus»

Mit dem Wettbewerb «Naturschutz rund ums Haus» möchte der Deutsche Heimatbund (DHB) alle Bürgerinnen und Bürger darauf aufmerksam machen, was jeder einzelne ganz persönlich für «mehr Natur» in seinem direkten Lebensumfeld tun kann. Ziel ist es, möglichst viele im Europäischen Naturschutzjahr 1995 für ein «naturnahes Gärtnern» zu gewinnen.

Wer an dem bundesweiten Wettbewerb teilnimmt und den hierfür eigens vom DHB entwickelten Fragebogen ausfüllt – er liegt diesem Heft als Beilage bei – erhält zahlreiche Anregungen, wie er seinen Garten, Innenhof oder Balkon möglichst naturnah gestalten kann.

Der DHB möchte mit dem Wettbewerb «Naturschutz rund ums Haus» dazu beitragen, daß die zahlreichen Hobby- und Freizeitgärtner aus ökologischen Gründen den standortgerechten einheimischen Bäumen, Sträuchern und Kletterpflanzen, den Wildhecken und Blumenwiesen, der Dach- und Fassadenbegrünung den Vorrang einräumen. Damit wird Lebensraum und Nahrung für zahlreiche, oftmals gefährdete Arten geboten – im Gegensatz zu den exotischen Koniferen und monotonen Einheitsrasen. «Mehr Natur» am Haus, in Hof und Garten ist daher das Ziel.

Teilnehmen am Wettbewerb können alle Bürgerinnen und Bürger, Gruppen, Vereine und Schulklassen, die den Fragebogen ausfüllen. Der Fragebogen, der gleichzeitig zahlreiche praxisnahe Informationen bereithält, ist kostenlos zu beziehen beim Deutschen Heimatbund e.V., Adenauerallee 68, 53113 Bonn. **Einsendeschluß ist der 30. September 1995.** Zahlreiche Geld- und Sachpreise winken den Teilnehmern.

Aktion Irrenberg 1995

«Rechen-Künste» gefragt: Bei der traditionellen Aktion auf dem Irrenberg am **Samstag, dem 29. Juli 1995**, sind wir wieder auf den Einsatz von vielen Helferinnen und Helfern angewiesen. Wie jedes Jahr muß das von Mitgliedern des Tieringer Vereins «Kohlraisle» gemähte Gras zusammengereicht und auf Plastikbahnen ins Tal befördert werden. Dort wird es auf Wagen geladen und abgefahren. Neben der Arbeit bleibt sicher genügend Zeit, die Schönheit des Naturschutzgebietes Irrenberg, das zu großen Teilen dem Schwäbischen Heimatbund gehört, zu genießen. Von dort bietet sich ein herrlicher Blick über die Albberge bei Balingen und das Albvorland. Auch für das leibliche Wohl ist gut gesorgt: Am Mittag gibt es ein zünftiges Vesper, zu dem alle Helferinnen und Helfer herzlich eingeladen sind. Wir bitten alle Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes, an dieser Aktion teilzunehmen und nach Kräften mitzuhelfen.

Der Bus des Schwäbischen Heimatbundes fährt kostenlos am Samstag, 29. Juli 1995, um 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart ab. Zustiege sind nach Vereinbarung entlang der Fahrtstrecke Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Irrenberg möglich. Wir bitten um Anmeldung bei der Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes.

REISEPROGRAMM 1995

**Wegen großer Nachfrage:
Wiederholung von Studienexkursionen:**

**«Wanderungen durch die Mark Brandenburg –
Mit Fontane in das preußische Kernland»**

Führung: Dr. Friedrich Schmid

Termin der Wiederholungsfahrt: Montag, 4. September, bis Sonntag, 10. September 1995

Die Ausschreibung zu dieser Studienreise finden Sie in unserem Veranstaltungsprogramm unter Fahrt Nr. 23, ursprünglicher Termin: 5. bis 11. Juni 1995.

**Dem «Blauen Reiter» auf der Spur: Expressionisten
und frühe Abstraktion um Kandinsky und Klee in
München, Murnau und Kochel am See**

Führung: Thomas Becker

Termin der Wiederholungsfahrt: Freitag, 20. Oktober, bis Samstag, 21. Oktober 1995.

Die Ausschreibung zu dieser Studienreise finden Sie in unserem Veranstaltungsprogramm unter Fahrt Nr. 17, ursprünglicher Termin: 20. bis 21. Mai 1995.

Nachfolgend ein Auszug aus dem Reiseprogramm 1995. Nähere Informationen zu diesen Angeboten finden Sie in unserem Veranstaltungsprogramm 1995, das wir Ihnen gerne zusenden.

Tagesexkursionen und Führungen

Das Naturschutzgebiet Irrenberg

Führung: Werner Fritz

Donnerstag, 15. Juni 1995 (Fronleichnam, Halbtagesfahrt)

Der Johanniterorden in Württemberg

Führung: Kurt Sautter

Sonntag, 18. Juni 1995

Gotische Altäre im Kreis Sigmaringen

Führung: Sibylle Setzler

Mittwoch, 21. Juni 1995

Schätze aus dem Innern der Erde – geologisch-landeskundliche Exkursion im Nordschwarzwald mit Wanderungen und Bergwerksbesuch für Familien mit Kindern, Jugendliche und Junggebliebene

Führung: Dr. Ulrich Maier-Harth

Samstag, 24. Juni 1995

Ulmer Glockengießer des 17.–20. Jahrhunderts

Führung: Pfarrer i.R. Gerhard Eiselen, Glockensachverständiger der Evang. Landeskirche

Mittwoch, 28. Juni 1995

Ins Gebiet der oberen Jagst und in den östlichen Virngrund

Führung: Dr. Hans Scheerer und Dr. Hans Mattern

Samstag, 1. Juli 1995

Alblandchaft im Wandel

Führung: Prof. Dr. Friedrich Weller

Samstag, 8. Juli 1995

Das Kalkofen-Museum in Untermarchtal und das Naturschutzzentrum in Wilhelmsdorf – Aktivitäten des Schwäbischen Heimatbundes im Oberland

Führung: Dieter Dziellak

Sonntag, 16. Juli 1995

Kloster und Stadt Alpirsbach

Führung: Karl-Martin Hummel

Samstag, 16. September 1995

Turmuhren und Hohenloher Freilandmuseum

Führung: Dr. Hans Zeiger

Samstag, 7. Oktober 1995

Wochenendreise

Wanderstudienreise: Landschaft um den Überlinger See – ihre Entstehung, Nutzung und Pflege

Führung: Prof. Dr. Friedrich Weller

Samstag, 24. Juni bis Sonntag, 25. Juni 1995

Studienreisen

«Leben im Moor» – Seminar mit Exkursionen im Naturschutzgebiet Pfrunger/Burgweiler Ried

Führung: Lothar Zier

Montag, 5. Juni bis Freitag, 9. Juni 1995

Schleswig-Holstein West und das Wattenmeer

Führung: Prof. Dr. Albrecht Leuteritz

Freitag, 4. August bis Freitag, 18. August 1995

Zu den Kirchenburgen in Siebenbürgen und den Klöstern der Moldau

Führung: Dr. Ernst-Otto Luthardt und Ingeborg Luthardt

Montag, 21. August bis Sonntag, 3. September 1995

Auf den Spuren Claude Monets:

Paris – Giverny – Rouen – Etretat

Führung: Siegfried Albert

Montag, 28. August bis Sonntag, 3. September 1995

Die bayerischen Herzogsresidenzen Ingolstadt, Burg-hausen und Landshut

Führung: Dr. Johann Ottmar

Donnerstag, 7. September bis Samstag, 9. September 1995

Studenten-tage «Deutsche Klassik»

Führung: Dr. Friedrich Schmid

Montag, 23. Oktober bis Sonntag, 29. Oktober 1995

Ausstellungs-sonderfahrten

Vom 30. Juni bis 2. Juli 1995 besuchen wir die Bayerische Landesausstellung 1995 «**Salz macht Geschichte**», und vom 3. bis 5. November 1995 steht eine Fahrt nach Braunschweig zur Ausstellung «**Heinrich der Löwe und seine Zeit**» auf dem Programm. Weitere Sonderfahrten führen zur Ausstellung «**Schätze der Ostgoten**» in Bevern, Weserbergland, in die Tübinger Kunsthalle zur **Egon-Schiele-Ausstellung** und nach Künzelsau in das Museum Würth, wo im Sommer die Ausstellung «**Die Schraube zwischen Macht und Pracht. Das Gewinde in der Antike**» gezeigt wird.

Sonderflugreise nach St. Petersburg

20. bis 24. September 1995

74 verlorengelaubte Gemälde von Künstlern wie Picasso, Degas, Renoir und Cézanne, Kriegsbeute der sowjetischen Armee aus deutschen Kunstsammlungen, sind bei der spektakulären Kunstaussstellung «**Verborgene Schätze enthüllt**» in der St. Petersburger Eremitage zu sehen. Der Besuch dieser Ausstellung ist ein Höhepunkt der Sonderflugreise nach St. Petersburg. Bitte fordern Sie unser Sonderprogramm an.

Informationen und Anmeldung:

Schwäbischer Heimatbund, Charlottenplatz 17,

70173 Stuttgart, Telefon (07 11) 22 16 38;

Telefax (07 11) 29 34 84.

Erst Miete. Dann die eigene Wohnung. Später der sicherste Teil Ihrer Rente.



LBS

Bausparkasse der Sparkassen

Wer das Leben im Ruhestand aktiv genießen will, baut vor. Steigende Mieten und die ungewisse Zukunft der Rente fordern Eigeninitiative – die private Altersvorsorge.

Und eins steht fest: Wohneigentum gehört dazu. Treffen Sie jetzt Vorsorge für ein mietfreies Wohnen im Alter. Wir zeigen Ihnen, wie's geht. Maßgeschneidert auf Ihre Situation und Ihren Geldbeutel.

Der Immobilien-Vorsorgeplan – jetzt bei allen LBS-Beratungsstellen und Sparkassen.

**Aktiv in Württemberg:
Die Freizeitkarte. Kostenlos
bei allen LBS-Beratungsstellen
(solange Vorrat reicht).**

Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.
LBS und Sparkasse:
Unternehmen der
S Finanzgruppe.

Museum erinnert an Widerstandskämpfer Elser

(lsw) An den Widerstandskämpfer und Hitlerattentäter Johann Georg Elser wird in seiner Heimatstadt Königsbronn künftig ein kleines Museum erinnern. «Ich wollte ja durch meine Tat noch größeres Blutvergießen verhindern», soll auf einer Gedenktafel an dem gemeindeeigenen Haus stehen, in dem das Museum zwei Räume erhält. Dies wurde in Königsbronn bei einer Gedenkstunde zum 50. Todestag Elsers angekündigt.

Der 1903 geborene Bauernsohn und Schreinereselle Johann Georg Elser verübte am 8. November 1939 im Münchner Bürgerbräu-Keller ein Bombenattentat auf Adolf Hitler. Der nationalsozialistische Diktator überlebte, da er wenige Minuten vor der Explosion den Bürgerbräu-Keller verließ. Nach über fünfjähriger Haft und schweren Folterungen durch die Nationalsozialisten wurde Elser kurz vor Kriegsende am 9. April 1945 im Konzentrationslager Dachau ermordet.

«Durch unsere Hartnäckigkeit wird Johann Georg Elser die Ehre und Achtung zuteil, die er längst verdient hat», sagte Gertrud Schädler vom Elser-Arbeitskreis in der heute etwa 7700 Einwohner zählenden Kommune. Elser sei lange «im Schatten des 20. Juli gestanden, obwohl er doch die Kriegsplanungen früh erkannte und den Krieg verhindern wollte». «Die Vernehmung des Georg Elser» lautete bei der Gedenkfeier der Titel einer szenischen Lesung aus geheimen Gestapo-Protokollen. Unumwunden gestand Elser bei seinen Verhören: «Ich wollte die Führung treffen.»

«Flattich-Trollinger» im Dienst der Kirche

(epd) Der «räse Schwabe», Johann Friedrich Flattich (1713 bis 1797), einstiger herzoglicher Hofgeistlicher, Garnisonspfarrer auf dem Hohen Asperg, ist Namenspatron für das zweite Produkt der landeskirchlichen Weinserie. Sie war im vergangenen Jahr von der im Auftrag der württembergischen Landeskirche arbeitenden Imatel GmbH (Stuttgart) auf den Markt gebracht worden und wird vor allem bei Jubiläen und Verabschiedungen kirchlicher Mitarbeiter als Geschenk verwendet. Landesbischof Eberhardt Renz hat die Schirmherrschaft für die Herausgabe des neuen Tropfens übernommen, hinter dem sich ein «1993er Fleiner Kirchenweinberg», Trollinger trocken, verbirgt.

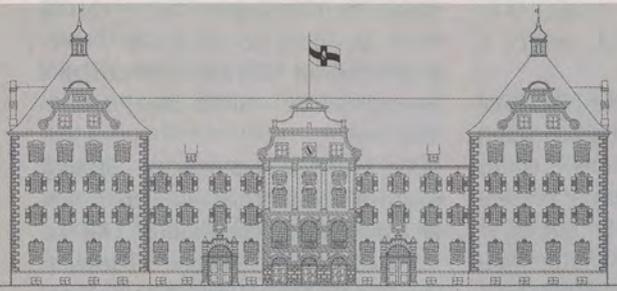
Den Anfang gemacht hatte im Sommer 1994 «Justinus Kerner» als Namenspatron für einen «Cleebronner Michaelsberg», einen Weißwein Kerner/Kabinett, Jahrgang 1990. Der Vorgänger von Renz, Landesbischof Theo Sorg, hatte die Erstaussgabe des landeskirchlichen Weins präsentiert. Das Angebot sei in der Zwischenzeit auch bei norddeutschen Lutheranern gefragt, ist zu erfahren. Für die kirchliche Öffentlichkeitsarbeit hat die Imatel GmbH bereits eine ganze Reihe von Werbemitteln herausgebracht, darunter Telefonkarten und Grußkarten für Anlässe im Kirchenjahr; für die Kinderkirche werben unter anderem die beiden Kirchenmäuse «Lisa und Alexander» sowie eine Flaschenpost (16. 3. 1995).

Stadt Wertheim kauft Fürsten Burgruine ab

(swp) Das Wertheimer Wahrzeichen geht ganz in städtischen Besitz über. Nachdem die Stadt bereits im Mai 1993 den Anteil des Fürsten Löwenstein-Wertheim-Rosenberg erworben hatte, ist Oberbürgermeister Stefan Gläser auch mit dem Fürsten Löwenstein-Wertheim-Freudenberg handels-einig geworden. 530 000 Mark werden ihm in vier Raten bezahlt. Damit hat sich die Stadtkasse den Erwerb der Ruine 1,055 Millionen Mark kosten lassen. Die «mannigfaltigen Möglichkeiten» sollen vor allem für kulturelle Zwecke genutzt werden. In der Burg gibt es bereits eine Gaststätte. Die Wertheimer Burg, die 1994 als Motiv für eine Briefmarke ausgewählt wurde, geht auf das 12. Jahrhundert zurück. 1634 wurde sie durch einen Brand zerstört.

«Innenstadt-Begleiter» für Schwäbisch Gmünd

(lsw) Schwäbisch Gmünd hat für kulturell und geschichtlich interessierte Besucher einen «historischen Innenstadt-Begleiter» herausgegeben. Er stellt auf 36 Seiten in Wort und Bild die historischen Gebäude der Gemeinde vor und enthält einen Stadtplan aus der Vogelperspektive. Die Broschüre mit dem Titel «Spurensuche in die Vergangenheit» enthält auch eine Zeittafel zur Stadtgeschichte und Informationen über bedeutende in Schwäbisch Gmünd geborene Künstler. Der «Innenstadt-Begleiter» ist gegen eine Schutzgebühr beim Verkehrsamt erhältlich.



Schloß Salem **Veranstaltungen 1995**

- 4. Juni **Bodenseefestival: Teatro Matto**, Kabarett
"Das Leben oder Nicht"
- 25. Juni Birnauer Kantorei
W.A. Mozart: Die Krönungsmesse u.a.
- 9. Juli Konzert für 2 Solotrompeten und Orgel
- 16. Juli Ensemble für alte Musik
Werke von Desprez, di Lasso und Dowland
- 23. Juli Gemeinschaftskonzert: Chor und Orgel
- 1. September "Elster-Silberflug", Ensemble für Vaganten
und Spielmannsmusiken des Mittelalters
und der Renaissance
- 3., 5., 7. Sept. Orgelwoche 1995, Münster
- 18. - 20. August Salemer Weinfest, Schloß Salem
- 30. Sept. - 3. Okt. **Mittelalterlicher Markt**, Schloß Salem
- 3. November Große Salemer Weinverkostung

Den vollständigen Veranstaltungskalender,
Veranstaltungshinweise und weitere Informa-
tionen erhalten Sie unter: 0 75 53 / 81-437.



GÜNTER SCHMITT
**Burgenführer
Schwäbische Alb**
BAND 6 - OSTALB

Günter Schmitt
**Burgenführer
Schwäbische Alb
Band 6
Ostalb**

*Wandern und
entdecken
zwischen
Ulm, Aalen und
Donauwörth*

444 Seiten,
54 Farb- und 364
s/w-Abbildungen
DM 56,-
im Buchhandel
ISBN 3-924489-74-2

Der letzte Band dieser sechsteiligen Buchreihe beschreibt über 60 Burgen, Schlösser, Ruinen und Burgstellen zwischen Ulm, Aalen und Donauwörth. Mit zahlreichen Wandervorschlägen ist dieses Buch nicht nur für den Burgen-Kenner, sondern vor allem für die vielen Wanderfreunde ein idealer Begleiter.

Bereits erschienen:

Band 1 Nordost-Alb · Band 2 Alb Mitte-Süd
Band 3 Donautal · Band 4 Alb Mitte-Nord
Band 5 Westalb



Biberacher Verlagsdruckerei
Leipzigstraße 26, 88400 Biberach/Riß

NEU

Neu bei Theiss



Pferdle & Äffle II: Lieber gschwätzt wie gar nix gsagt

Von Armin Lang, 80 S. mit ca. 40 farbigen und zahlr. SW-Abb. DM 24,80. Nach „Viecher send au blos Menscha“ legt der Autor mit diesem zweiten Band neue Pferdle & Äffle-Auftritte in Text und Bild vor. Ein Buch für alle, denen die schwäbischen „Werbe-Viecher“ ans Herz gewachsen sind und stets zu schnell vom Bildschirm verschwinden.

Spätzle, Trümmer und Amore

Eine nicht ganz alltägliche Lebensgeschichte. Von Hilde Rota. 200 S. DM 29,80. Die glücklichen Jahre der Kindheit, die dramatischen Erlebnisse während der Kriegsjahre und ihre unbeschwerte Zeit nach 1945 in Italien – all dies beschreibt die Autorin in ihrer Autobiographie sehr lebensnah und fängt auf eindrucksvolle Weise die Atmosphäre jener Zeit ein.



Schneiderfleck und Apfelspatzen

Die beliebtesten „süßen“ Rezepte aus UAwg. Von Wolfgang Walker. 140 S. mit einigen Illustrationen. DM 19,80. Bewährtes aus Großmutter's Küche, Einfaches und aus der Kindheit Wohlbekanntes: gesucht und gefunden in der SDR-Sendung „UAwg“. Über 70 Rezepte für Kuchen, Torten, Süßspeisen und viele andere Köstlichkeiten.



Im Buchhandel erhältlich

THEISS

Heimatbund fordert Chance für den Rosensteinpark

(STN) Die bei «Stuttgart 21» dargelegten Eingriffe in den Rosensteinpark haben den Schwäbischen Heimatbund auf den Plan gerufen. Er will nicht hinnehmen, daß es erneut an die Substanz dieser grünen Oase (entstanden 1823) gehen soll, und sei es nur vorübergehend. Im Planwerk der Deutschen Bahn AG und der Stadt ist nämlich nachzulesen, daß es für die Erschließung des neuen Stadtviertels zwischen Innenstadt und Rosensteinpark nicht mehr allein beim geplanten Tunnel der B10 unterm Grüngelände bleiben könne. Dieser unterirdische Teil der Bundesstraße (Verbindung Pragstraße–Bad Cannstatt) müsse unter der Erde auch Anschlüsse für das Neubaugebiet (geplant für 11 000 Einwohner und 24 000 Beschäftigte) haben. Die Folge, wie es der Schwäbische Heimatbund «mit Schaudern» sieht: ein riesiges Verkehrsprojekt, das im Tagebau entsteht und damit zumindest vorübergehend den Park beeinträchtigt. Daher sagen die Fachleute des Bunds, der sich um Denkmalpflege, Naturschutz, Heimatpflege und Landeskultur kümmert: «Hände weg vom Rosensteinpark!» Hier sei es «der Schweiß der Edlen wert», nach anderen Lösungen zu suchen.

Der Heimatbund erinnert daran, was dieser «im deutschen Südwesten bedeutendste Landschaftspark im englischen Stil» alles an Eingriffen erdulden mußte, und fordert erneut, ihn nicht nur als Denkmal, sondern als Naturschutzgebiet zu klassifizieren. Kein Planer habe beim Projekt «Stuttgart 21» einen Gedanken daran verschwendet, diesen Park nicht nur aufzuwerten, sondern ihm zurückzugeben, was ihm in 90 Jahren weggenommen wurde: eine Fläche von etwa 30 Hektar.

Der Heimatbund fordert die Planer und «politischen Macher» auf, den Rosensteinpark in ihre Euphorie mit einzubeziehen und ihm damit «die Chance zum Überleben» zu geben.

Waldkirch erhebt die «Naturtaxe»

(STZ) Als BUND-Landesgeschäftsführer Erhard Schulz in Freudenstadt das Naturtaxe-Konzept des Freiburger Biologen Markus Mayer präsentierte, gab er sich noch ahnungslos. Nun hoffe man auf eine mutige Modellgemeinde «im Nordschwarzwald», die die altehrwürdige Kurtaxe durch den Öko-Obolus ersetze. Dabei war damals bereits absehbar, wo im Land Urlauber demnächst erstmals für die Landschaftspflege bezahlen sollen: in Waldkirch im Südschwarzwald. Schon seit Monaten plante der knapp 20 000 Einwohner zählende Kneippkurort im Elztal bei Emmendingen, Mayers Idee als bundesweiter Vorreiter umzusetzen. Doch Verkehrsamtschef Albrecht Nitz wollte das Vorhaben nicht publik werden lassen, ehe die Kommunalpolitiker darüber entschieden hatten.

Nun ist es zu «99,9 Prozent» (Nitz) beschlossen. Der Verwaltungsausschuß hat mit großer Mehrheit zugestimmt. Bereits vom 1. Juli an sollen Touristen in Waldkirch die Naturtaxe berappen. Die Kurtaxe wird dazu umgetauft und um 30 Pfennig erhöht. Sommers kostet der Tag künftig 1,80 statt 1,50 Mark, im Winter 1,30 statt eine Mark. Bei 100 000 Übernachtungen pro Jahr, die Gäste der Herz-Kreislauf-Klinik ausgenommen, rechnet die Gemeinde so mit 30 000 Mark Mehreinnahmen – Geld, das unmittelbar der Natur zugute kommen soll. Der zusätzliche Verwaltungsaufwand sei „nahe null“, unterstreicht Nitz, die Anhebung moderat: Ein durchschnittlicher Familienurlaub verteuere sich vielleicht gerade um 20 Mark.

Zunächst muß die Stadt Waldkirch allerdings selbst bezahlen: 40 000 Mark berechnet Markus Mayer für das rechtlich geschützte Konzept und seinen Rat bei der Realisierung. Schließlich hat er viel Zeit und Geld in die Entwicklung investiert, das nun wenigstens teilweise wieder herinkommen soll. Die Hälfte des Betrags erhält der Spezialist für «Landschaftskonzepte» aus der Stadtkasse, die andere indirekt vom Stuttgarter

Umweltministerium: Mit 20 000 Mark aus dem Kommunalen Ökologieprogramm fördert Ressortchef Harald Schäfer (SPD) das Pilotprojekt.

«Das ist eine interessante Sache», meint sein Sprecher, «die man einfach mal untersuchen sollte.» Die Naturtaxe bliebe «blanke Theorie», wenn sich keine Gemeinde auf das «Neuland» wage. Gespannt warten die Ministerialen, die das zeitlich unbefristete Experiment auch fachlich begleiten werden, nun auf die ersten Ergebnisse aus Waldkirch. Sie sollen vor allem Aufschluß darüber geben, ob und wie das Konzept auf andere Urlaubsorte übertragbar wäre. Allein in Baden-Württemberg, schätzt Erfinder Mayer, kämen etwa 100 Kommunen dafür in Frage.

Ihren eigenen Anteil von 20 000 Mark streckt die Stadt Waldkirch zunächst vor. Binnen drei Jahren soll er ratenweise aus den Naturtaxe-Einnahmen refinanziert werden. Der Vorteil: In der Startphase wird das Geld nicht von den Anlaufkosten aufgezehrt, sondern steht gleich für den eigentlichen Zweck zur Verfügung. Wie die Mittel verwendet werden, will Kuramtschef Nitz von einem «kleinen Gremium» entscheiden lassen; darin sollen Land- und Forstwirtschaft, der Naturschutz und die Stadt vertreten sein. Als Partner für konkrete Projekte – Nitz denkt an drei bis vier pro Jahr – hat sich bereits der Landschaftserhaltungsverband Emmendingen angeboten.

An Ideen, wie die Natursteuer zu nutzen wäre, mangelt es dem umtriebigen Tourismus-Manager nicht. Profitieren könnte etwa Waldkirchs Hausberg, der Kandel. Gegen gutes Honorar ließe sich künftig ein Landwirt verpflichten, der dort die Wiesen freihält. Auch die Winzer im Ortsteil Buchholz möchte Nitz engagieren. Für ein paar tausend Mark könnten sie manche häßliche Betonwand in den Weinbergen durch eine Trockenmauer ersetzen –, mit enormem Effekt. «Was man da an Getier und Pflanzen sieht», sei ein «wahres Erlebnis». Die «Blumenpflückwiese», die Mayer stets als Paradebeispiel anführt, will Waldkirch ebenfalls anlegen. «Damit werben wir dann im

Prospekt», freut sich der Verkehrsamtsleiter.

Werben muß Nitz aber auch in Waldkirch – um Verständnis. Bisher sei das Echo auf die Naturtaxe noch gemischt: «teils positiv-neutral, teils skeptisch». Damit vergraule man die letzten Kurtaxe-Zahler, murrte ein Hotelier. Doch der Chef-Touristiker ist optimistisch, die notwendige Akzeptanz zu finden.

Nirgendwo sonst, behauptet Nitz, werde so konsequent auf umweltverträglichen und sozialverantwortlichen Fremdenverkehr gesetzt wie am Kandel. Urlaub ganz ohne Auto, Begegnungen mit Einheimischen, Schlemmereien aus der Region – das sind nur einige Bausteine des Konzepts, das sogar Delegationen aus Japan und Island angelockt hat. Hierzulande ist Waldkirch in Öko-Kreisen längst ein Begriff. Als «grüner Spinner» muß sich Albrecht Nitz, der vor fünf Jahren aus dem Harz kam, freilich nicht mehr verspotten lassen. Das ökologische Engagement, lautet sein Credo, zahlt sich auch ökonomisch aus: «Sanfter Tourismus» sei ein «Wettbewerbsvorteil», den Waldkirch weidlich ausspielen könne; in dieser «Nische» gebe es bisher wenig Konkurrenz.

Das Öko-Renommee soll nun auch die Naturtaxe mehren. In der Praxis ändert sich allerdings gar nicht so viel. Schon die alte Kurtaxe, verrät Nitz, kam gewissermaßen der Natur zustatten: mit dem Geld pflegte die Stadtgärtnerei den Kurpark.

Umweltrat strikt gegen Schnellbootverbindung

(lsw) Der Umweltrat-Bodensee, ein Zusammenschluß von Umweltorganisationen am Drei-Länder-See, hat sich strikt gegen eine Schnellboot-Verbindung zwischen Konstanz und Friedrichshafen ausgesprochen. Ein Schnellboot mit etwa 70 Stundenkilometer Höchstgeschwindigkeit verursache Lärm, beeinträchtige die Tierwelt und bedränge Berufsfischer und Freizeitsiegler, erklärte der Umweltrat.

900 Jahre Kloster Alpirsbach

(epd) Das Kloster Alpirsbach war 450 Jahre katholisch und ist jetzt 450 Jahre evangelisch. In der ganzjährigen Festreihe zu seinem 900jährigen Bestehen war deshalb am 12. Mai ein gemeinsamer Gottesdienst des württembergischen Landesbischofs Eberhardt Renz und des katholischen Bischofs Walter Kasper in der berühmten romanischen Basilika des Schwarzwaldorts vorgesehen. Das Veranstaltungsprogramm von Stadt und Evangelischer Kirchengemeinde Alpirsbach, das an die Gründung des einstigen Benediktinerklosters erinnert, enthält ferner Vorträge zur Geschichte von Kirche und Kloster, Ausstellungen, kirchenmusikalische und heimatkundliche Darbietungen, biblische Vorträge und Darstellungen aus der Geschichte der Stadt, die ebenfalls auf das Kloster zurückgeht. Das Kloster stifteten die drei Adligen Ruotman von Beckarhausen, Adalbert von Zollern und Graf Alwik von Sulz, geweiht wurde die Klosterkirche am 16. Januar 1095. Aus der Gründung im oberen Kinzigtal im damals sehr spärlich besiedelten Nordschwarzwald entstand nicht nur der bedeutsamste romanische Kirchenbau des Landes, sondern auch die heute rund 7000 Einwohner zählende Stadt Alpirsbach. Ihr Name soll aus dem des Gründers Adalbert entstanden sein. Das von 1095 bis 1098 erbaute Benediktiner-Kloster gehörte anfangs zur Mutterabtei St. Blasien, aber bereits ab 1117 zum Einflußbereich des bedeutendsten süddeutschen Reformklosters Hirsau. 1550 wurde es nach einigen Wirren endgültig evangelisch und war von 1556 an Sitz einer der berühmten Klosterschulen Württembergs. Die «Grammatisten»-Schule Alpirsbach mit einem stets nur 14köpfigen Schülerjahrgang wurde aber aus Einspargründen schon 1595 mit der Klosterschule Adelberg bei Göppingen zusammengelegt.

Am Übergang des katholischen Klosters zum evangelischen Gotteshaus steht die Gestalt von Ambrosius Blarer (1492 bis 1564). Der Mönch brachte es im Kloster zum Prior (=

Stellvertreter des Abtes), er dichtete dort 1521 das Kirchenlied «Wie's Gott gefällt, so fällt's auch mir, ich laß mich gar nicht irren», das erste und älteste evangelische Kirchenlied überhaupt. Später verließ er Alpirsbach wegen seiner evangelischen Überzeugung und reformierte neben seiner Vaterstadt Konstanz zahlreiche oberdeutsche Reichsstädte.

Heute gehört das Kloster dem Land Baden-Württemberg. Der evangelischen Kirchengemeinde steht die Nutzung für die frühere Klosterkirche zu, der katholischen die des ehemaligen Refektoriums und des einstigen Pferdestalls. In den letzten Jahren wurde der Zugangsbereich zum Kloster neu gestaltet, Autos werden jetzt vom Klostergelände ferngehalten. Jährlich kommen etwa 30 000 Besucher in die romanische Kirche; die regelmäßig angebotenen «Alpirsbacher Klosterkonzerte» haben überregional einen guten Namen.

Baden-Württemberger drosseln Wasserverbrauch

(lsw) Die Haushalte im Südwesten haben ihren Wasserverbrauch spürbar reduziert. Nach einer Auflistung des Statistischen Landesamtes betrug der durchschnittliche tägliche Verbrauch an Trinkwasser pro Einwohner im Jahre 1993 noch 131 Liter und lag damit um neun Liter niedriger als 1991, dem Jahr mit der großen Trockenheit.

Wie die Stuttgarter Behörde im März ferner mitteilte, lieferten die öffentlichen Wasserversorger in Baden-Württemberg im Jahr 1993 rund 612 Millionen Kubikmeter Trinkwasser an Haushalte, Gewerbe und Industriebetriebe sowie öffentliche Einrichtungen. Trotz des spürbaren Bevölkerungszuwachses im Südwesten mit 2,3 Prozent gegenüber 1991 sei die Wasserabgabe an Haushalte 1993 um gut vier Prozent zurückgegangen. Auch Industriebetriebe und öffentliche Einrichtungen hätten 1993 weniger Wasser als noch zwei Jahre zuvor bezogen.

Hohenlohe wird württembergisch

Einverleibt und Garantirt, Hohenlohe 1800 bis 1849 ist ein Film, den das Haus der Geschichte (HdG) kürzlich produzierte. Er beschreibt die Zeit, in der die sechs nordwürttembergischen Fürstentümer mit ihren 100.000 Untertanen dem Königreich Württemberg zugeschlagen wurden und die Herren von Hohenlohe ganz allmählich feudale Privilegien verloren. Autor Michael Hörmann vom HdG und Regisseur Bernhard Stegmann drehten anhand einer Anzahl historisch verbürgter Episoden ihren einstündigen Film entlang eines fiktiven Bauernlebens und einer ländlichen Vater-Sohn-Belehrung. Dabei bedienen die Geschichts-Geschichten des Vaters, der autoritätsfeindliche Sohn und besonders die lebhaften, bunten Massenszenen eine gewisse undifferenzierte Protesthaltung.

Stegmann und Hörmann drehten fast ausschließlich mit Laien, engagierten Vereinsschauspielern, die aus «Spaß an der Sach» arbeiteten. Über fünfhundert Komparsen brachte die Lust zum Film vor die Kamera. Aus diesem Ensemble unzufriedene Bauern als Streiter für das Althergebrachte auszuwählen, gelang überzeugend. AWO-Chef, Altbauer und Stabsfeldwebel stritten vereint für's überkommene Fürstenhaus. Bei den oft nur angedeuteten, manchmal breit und bunt die städtischen Plätze füllenden Szenen drückt sich die vorsichtige bäuerliche Grundeinstellung aus: Es kommt selten etwas Besseres nach! Der Protest gegen die Württemberger und die peinlich erscheinende Hommage ans angestammte Haus hatten Gründe. Im dünn besiedelten Anerbengebiet mit seinen verhältnismäßig großen Höfen und nur wenigen Grundherren waren die Feudallasten für die sechs zu versorgenden Hohenloher Fürsten nicht so drückend wie anderswo. Zumal die Hohenlohe immer noch Einkünfte aus diplomatischen und militärischen Diensten bezogen.

Die eigentlich spannende Frage vor der Premiere war: Wie realisieren Autor und Regisseur ein Thema, gewünscht von Carmen Würth, wenn

Reinhold Würth die meisten Kosten übernimmt. Wenn zugleich sicher ist, daß die jetzigen Fürsten, Nachkommen der dargestellten, in der Premiere sitzen und Wolfgang Freiherr von Stetten, MdB, vom Bürgermeister «in Abwesenheit» begrüßt wird. Bei der Premiere am 31. März in Neuenstein vor 633 Zuschauern hatten den größten Spaß die über 500 Laiendarsteller, die mit großem Beifall und viel Gelächter ihre und die Auftritte ihrer Freunde quittierten. Die Stärke des Films liegt in seiner Volksnähe. Die gesprochenen Dialekte sind authentisch, die Komparsen agieren natürlich mit dem leicht koketten Kick, der Laientheater «rüberbringt», die Kindergesichter sind geschickt eingefangen, und die Choreografie der Massenszenen beeindruckt. Die Truppenkontingente stellen mit ihren Uniformen die örtlichen Bürgerwehren, die Kostüme sind ebenso «aus der Zeit» wie die Gerätschaften, wenn auch nicht recht einzusehen ist, warum die Leute alle am gleichen Tag mit Heuwagen, Haberreden, Dreschflegel und sogar mit Traubenbutte demonstrieren gehen. Doch solche Ungereimtheiten werden übersehen, weil die Schnitte schnell sind.

Schrittweise werden Fakten und Folgen der Einverleibung gezeigt. Wie aus huldigenden Untertanen ein selbstbewußtes Bauerntum heranwächst, zeigt der Film mit Karl, der die grummelnde Unzufriedenheit bündelt. Stefan Bastians gibt einen Karl, der bodenständig, besonnen, zurückhaltend und durchsetzungsfähig sich zu einem Bauernvertreter mausert, wie ihn sich jeder Bauernverband wünscht – und wie er seinen Bauern das Selberdenken erspart. «Hohenlohische Identitätsstiftung», das sei dem Film trefflich gelungen, sagte ein Premierenredner. Aus den im nachkriegshohenlohisch gesprochenen Dialogen läßt sich eine Entwicklung vom herrschaftsbezogenen Sinnieren hin zu selbständigem Denken und gemeinsamer Interessenvertretung erkennen. Sprachlich interessant ist: Das grob-behäbige Schwäbisch hat kaum Eingang gefunden, aber die treffsichere Hohenloher Schlitzohrigkeit weicht norddeut-

schen Floskeln: «Isch des klar», «Doblicksch net durch» und «Scheiße» ist «Neusprech». Herrlich hebt sich dagegen die Nachricht vom Soldatentod des «Christian von Stetten» ab: «Dr Christian hat sterwa gmiast, weil r net schnell gnuach davoulaafa kennt hat.»

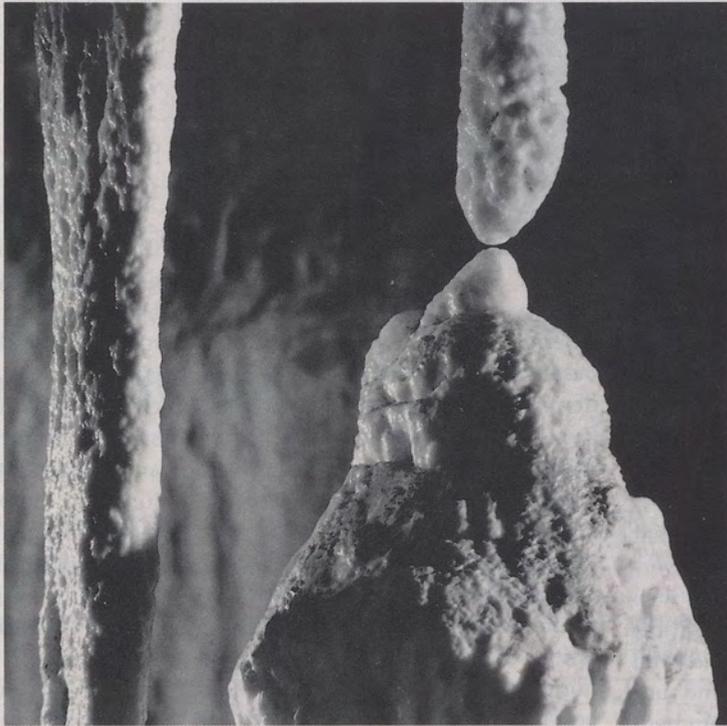
Einverleibt und Garantirt ist volksnah und kindgerecht, oft ungenau (in der Behandlung der württembergischen Gemeindeordnung), unterschlägt manches (die Gründung der «Légion Etrangère», der Fremdenlegion, durch einen Hohenlohe-Bartenstein) und behauptet Falsches, die Französische Revolution hätten die Bauern gemacht. Der Film ist mit 59 Minuten für den Schulunterricht zu lang, aber gut geeignet für Projektwochen. Die Mängel sind bedauerlich, werden aber engagierte Geschichtslehrer reizen, sich desto intensiver mit dem Thema zu befassen. Daß der Text auch akustisch Schwierigkeiten macht, könnte schwäbische Lehrer freuen. Entgegen der Intention des Werks hört man am deutlichsten den nöhlenden König von Württemberg.
Hans Roth

LG fördert Anpflanzung neuer Obstbäume

(lsw) Die Stiftung Natur und Umwelt der Landesgirokasse will die Erhaltung der heimischen Streuobstwiesen fördern. Nach Mitteilung der Bank wird in diesem Jahr in Württemberg jeder, der auf seinem Grundstück einen hochstämmigen Obstbaum pflanzt, für seine Mühe belohnt: Die Stiftung bezuschußt bis zu drei Obstbäume pro Person mit jeweils 20 Mark.

Der Geschäftsführer der Stiftung, Georg Fundel, hofft, daß es durch die Aktion zur Anpflanzung von etwa 2500 Bäumen kommt. Dies entspräche einer Fläche von acht Hektar Streuobstwiesen. Um den Zuschuß zu erhalten, muß der Obstanbauer die Originalrechnung mit genauer Bezeichnung des Baums und dem Hinweis «Hochstamm» bei der LG-Stiftung Natur und Umwelt einreichen (70144 Stuttgart, Königstraße 3).

RTS BIEGERTeam



Bei langfristig gewachsenen Geschäftsbeziehungen werden die Wege mit der Zeit immer kürzer: Man kennt sich, kann offener reden und kommt schneller zum Ziel. Als private Bank arbeiten wir schon immer nach diesem Prinzip. Mit stetig wachsendem Erfolg, so daß Sie sich auch in einer neuen Verbindung wie unter alten Bekannten fühlen. Ob es um den Aufbau und die Sicherheit des privaten Vermögens geht oder um Ihre geschäftlichen Anliegen - wir kommen Ihnen Stück für Stück entgegen.

EINE GEWACHSENE VERBINDUNG
IST DAS GEHEIMNIS
FÜR WACHSENDEN ERFOLG.



Die Baden-Württembergische Bank

Hirsauer Klostergarten wird jetzt angelegt

(epd) Fünf Jahre später als geplant soll die Klosteranlage Hirsau in diesem Jahr endlich ein seit langem angestrebtes mittelalterliches Klostergärtchen mit Heilpflanzen erhalten. Die Volkshochschule Calw ruft in ihrem Jahresprogramm zur Bildung einer Arbeitsgruppe auf, deren Mitglieder Größe, Form, Ausgestaltung und Pflanzenauswahl des Klostergartens festlegen und dann «mit der Hand am Arm» an die Arbeit gehen sollen. VHS-Leiter Klaus-Peter Hartmann, der das Vorhaben schon Ende der achtziger Jahre angeregt hatte, hofft noch in diesem Jahr auf die Verwirklichung. Über 20 Interessenten – zumeist aus dem Raum Calw – hätten sich bereits gemeldet, sagte Hartmann. Unter ihnen seien Ärzte und Apotheker, Historiker und Gärtner. Die Anlage des Klostergärtleins hat sich nach Angaben aus der Stadtverwaltung Calw hinausgezögert, weil man sich lange über einen Standort nicht einig werden konnte und weil der gesamte Grünbereich rund um die Aureliuskirche im Zusammenhang mit dem Hirsauer Klosterjubiläum im Jahr 1991 komplett umgestaltet worden sei. Jetzt wird der Kräutergarten seinen Platz hinter der Aureliuskirche erhalten, der Vorgängerkirche der 1091 jenseits der Nalgold erbauten und 1692 zerstörten Peter- und Paulskirche. Die um Jahre verspätete Anlage des Klostergartens gehört zu mehreren anderen Verzögerungen rund um das Hirsauer Klosterjubiläum. So konnte das neue Klostermuseum unmittelbar neben der Aureliuskirche erst 1994 und damit vier Jahre später eingeweiht werden. Die Bauarbeiten hatten sich erheblich länger hingezogen als erwartet und dem Kostenvoranschlag von anfangs 1,8 Millionen Mark standen schließlich Baukosten in Höhe von 2,7 Millionen gegenüber. Als die Bauarbeiten an dem Haus endlich fertig waren, gab es neue Verzögerungen, weil das dann zuständige Badische Landesmuseum neue Ausstellungskonzepte verwirklicht wissen wollte.

Dorfsynagoge Baisingen wird Gedenkstätte

(epd) Die ehemalige Synagoge Baisingen wird restauriert, die Arbeiten sollen noch in diesem Jahr beginnen. Das hat der Förderverein auf Anfrage mitgeteilt. Mit einem auf 800 000 Mark veranschlagten Aufwand soll das Kulturdenkmal zunächst gesichert werden. Danach soll dort eine Gedenkstätte mit Museum für die 1938 untergegangene jüdische Gemeinde Baisingen eingerichtet werden. Die Spuren der Reichspogromnacht werden dabei sichtbar bleiben. Die Arbeiten finanziert ein Förderverein, dem der Rottenburger Oberbürgermeister Winfried Löffler vorsteht; aus Mitteln des Landesdenkmalamtes ist ein 200 000-Mark-Zuschuß beantragt. Außerdem hofft der Oberbürgermeister auf private Spender, Sponsoren und weitere Vereinsmitglieder. Die jüdische Gemeinde in Baisingen entstand im 16./17. Jahrhundert, 1844 zählte sie mit 238 Mitgliedern fast ein Drittel der Dorfbevölkerung. Sie gehörte zum Rabbinat Mühlingen und bestand überwiegend aus Juden, die vom Viehhandel lebten. Die Kinder besuchten eine eigene Schule, es gab einen eigenen Gasthof mit koscheren Speisen. Die Toten wurden bis 1779 auf dem jüdischen Friedhof in Mühlingen bestattet, seitdem bestand ein eigener – noch erhaltener – Friedhof beim Ort. Die 1782 erbaute Synagoge wurde 1837 vergrößert; der spätbarocke Putzbau hatte eine hölzerne Empore, das Gewölbe ruhte auf klassizistischen Säulen; Männer und Frauen hatten getrennte Eingänge. Sie ist eine der ganz wenigen erhalten gebliebenen typischen Dorfsynagogen: in der «Reichskristallnacht» am 9. November 1938 wurde sie zwar durch auswärtige SA-Leute demoliert, aber nicht angezündet, weil sie zu nahe bei anderen Häusern stand. Später wurde sie als Scheune benutzt und überstand so die NS-Zeit. Die Juden aus Baisingen wurden auf Leiterwagen deportiert, mindestens 34 von ihnen kamen ums Leben. Nur ein einziger jüdischer Bürger kehrte nach dem Zweiten Weltkrieg nach Baisingen zurück: er stiftete auf dem

Judenfriedhof einen Gedenkstein für seine Schicksalsgefährten. – Die Restaurierung der einstigen Baisinger Synagoge ist seit Jahren im Gespräch, hat sich aber immer wieder verzögert. Nach langem Warten und ungezählten Anläufen sollen jetzt aber die Arbeiten dazu in diesem Jahr anlaufen.

Steinzeitfigur im Landestresor

(SK) Die berühmte «Venus von Engen», eine der ältesten figürlichen Darstellungen der Menschheit, ist nicht mehr der Öffentlichkeit zugänglich. Die 14 000 Jahre alte weibliche Figur kommt in einen klimatisierten Tresor des Landesdenkmalamtes nach Stuttgart. Experten befürchten, die bereits 1927 am Petersfels bei Engen gefundene Figur aus versteinertem Holz (Gagat), die vermutlich ein Rentierjäger schnitzte, könnte durch Licht und Umwelteinflüsse zerstört werden. Unterdessen hat das Freiburger Museum für Ur- und Frühgeschichte Rechte an dem Engener Fund angemeldet. Dessen Leiterin, Dr. Hilde Hiller, beruft sich auf einen Vertrag von 1936 mit dem ehemaligen Land Baden.

Gralglasmuseum im Dürnauer Schloß

(lsw) Ein Gralglasmuseum ist im März im Dürnauer Schloß eröffnet worden. Es zeigt Glaserzeugnisse und Unikate der einstigen Gralglashütte, deren Erzeugnisse weltweit bekannt waren und mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet wurden. In ihrer Glanzzeit hatte die Hütte, die 1987 endgültig schloß, über 400 Beschäftigte. Darunter waren viele heimatvertriebene Glasbläser aus Tschechien und der Slowakei sowie etwa rund 70 Portugiesen. Das Museum im Nordflügel des Schlosses ist samstags von 9.00 bis 12.00 und von 14.00 bis 16.00 Uhr geöffnet.

Neuigkeiten aus dem Schwabenland

Manfrd Rommel, 320 Seiten,
DM 38,-/öS 297,-/sFr. 38,-

Hans Blickensdörfer, 328 Seiten,
DM 39,80/öS 311,-/sFr. 39,80

Gerhard Vescovi, 463 Seiten
DM 39,80/öS 311,-/sFr. 39,80

DVA | Engelhorn

Manfred Rommel
Die Grenzen
des Möglichen
Ansichten und Einsichten



Hans Blickensdörfer

Ein Leutnant

in Paris

Roman

Engelhorn Verlag



Württemberg und benachbarte Gebiete

Antiquariatskatalog 95

(ca. 2200 Nummern)

erscheint in Kürze.

Bitte kostenlos anfordern.

J. F. STEINKOPF Antiquariat und Buchhandlung

70178 Stuttgart · Marienstraße 3

Telefon (07 11) 2 26 40 21 · FAX (07 11) 2 26 40 23

Ries/Ostalb

Abschalten – Wandern – Erholen

Die gastlichen Fünf im Württembergischen Ries:
Die ehemalige Freie Reichsstadt Bopfingen, die ehemalige
Deutschordens-Stadt Lauchheim, sowie die Gemeinden
Kirchheim am Ries, Riesbürg und Unterschneidheim laden
ein zum Urlaub, Wochenende, Ausflug.

Ideale Wander- und Radfahrmöglichkeiten durch 2200 ha Landschafts-
und Naturschutzgebiete, Wald und Heide, interessante Kultur- und
Naturdenkmale, Ofnethöhlen, archäologischer Lehrpfad, ehemalige
Synagoge, Burgen, Schlösser, Ruinen und Museen mit 6000 Jahren
Geschichte sowie zahlreiche Freizeitangebote.

Prospekte anfordern bei

Fremdenverkehrsverein **Ries-Ostalb**

– Geschäftsstelle Rathaus –, 73441 Bopfingen

Telefon 07362/801-21, Telefax 07362/801-50

Gerd Brinkhus (Hrsg.)

Ein Spaziergang
durch

KRÄHWINKEL

nebst einigen Briefen aus demselben



Von dem quieszierenden
Runkel-Rüben-Commissions-Assessor
Sperling

Klopfer & Meyer

Gerd Brinkhus (Hrsg.)

Ein Spaziergang durch Krähwinkel.

Nebst einigen Briefen
aus demselben.

293 S. geb. mit zahlr. Abb. aus
dem Kladdaradatsch

39,- DM / 304,- öS / 38,- sfr

ISBN 3-9803240-3-6

Eine wiederentdeckte, gar nicht verstaubte schwäbische Bürger- und Stadtsatire aus dem Jahre 1821:

Dieser Sperlingsche »Spaziergang durch Krähwinkel« ist wahr-
lich ein entdeckenswertes und überaus vergnügliches Kabinett-
stückchen übers »Menschliche« und »Allzumenschliche«, das an
»Zeitgenösslichkeit« nichts verloren hat: eine trefflich-süffisante
Zeitkritik fürs Jetztzeitalter im Gehrock des 19. Jahrhunderts.

»Der Witz Jean Pauls geistert durch diese Seiten. Ein satirisches
Sprachfeuerwerk.« *Rüdiger Görner, Neue Zürcher Zeitung*

»Ein aufwendiges, leserfreundliches Buch: eine literarische
Entdeckung, mitunter geradezu valentinesk.« *Jürgen Jonas,
Schwäbisches Tagblatt*

»Unmittelbar nach dem Leseamusement schob ich dieses sehr
schöne Buch in meiner Bibliothek in die Abteilung »Bewahrens-
wertes.« *Hans Mentz, Titanic*

Klopfer & Meyer Verlag

Sparkommissar empfiehlt Kauf des Fürstenschatzes

Sozialdemokraten sind sauer auf den Präsidenten des Landesrechnungshofes: Otto-Günther Lonhard hat dem Land mit ungewöhnlichem Nachdruck den Ankauf der Kunstschätze des in finanziellen Schwierigkeiten steckenden Markgrafen Max von Baden empfohlen. «Wie gerade die Haushaltsberatungen wieder gezeigt haben, gibt es für alle möglichen mehr oder weniger dringlichen Anliegen Geld, wenn man nur will», so der oberste Kassenprüfer des Landes in einem Brief an Ministerpräsident Erwin Teufel.

Das bekanntgewordene Schreiben, das der «Schwarzwälder Bote» zitierte und dessen Existenz vom Vizepräsidenten des Rechnungshofes, Frank, bestätigt wurde, trägt den offiziellen Briefkopf des Rechnungshofpräsidenten. Weiter heißt es in dem Brief: «Daß das Land sich derzeit finanziell in einer prekären Situation befindet, kann nicht als Argument herhalten, die gebotenen Erwerbungen nicht zu tätigen. Nicht einzusehen wäre es, wenn das völlig desolate Kurtheater in Bad Wildbad mit Millionenbeträgen wieder aufgebaut würde, während die badischen Kunstschätze dem Land verlorengehen. Auch bei Lotto-Toto gab und gibt es laufend Sondereinnahmen, von dem gehorteten Vermögen ganz zu schweigen, die zum Ankauf der Kunstschätze eingesetzt werden könnten.»

Der SPD-Finanzpolitiker Horst Kiesacker will den Vorgang vor den Finanzausschuß des Landtags bringen. Er hält Lonhards Vorstoß für einen «Mißbrauch des bisherigen guten Namens des Rechnungshofes». Kiesackers Fraktionskollege Rolf Gaßmann sieht nach der Lotto-Reform aus dieser Quelle keinen Finanzspielraum mehr.

Der Markgraf will vom Land für Kunst und Immobilien 60 Millionen Mark verlangen. Im Weigerungsfall will er über Sotheby's an internationale Kundschaft versteigern lassen. Der für Denkmalschutz zuständige Wirtschaftsminister Dieter Spöri (SPD) lehnt dies ab. Er erwägt, einen

Teil der Kunst auf die Liste nationaler Kulturgüter setzen zu lassen, um den Export zu verhindern. Auch Teufel sagt zum Kauf in der geforderten Höhe nein, plädierte aber beim Ankauf für eine «mittlere Linie» zwischen null und 60 Millionen Mark. Der Regierungschef, so war zu erfahren, sei ebenfalls über das Schreiben verärgert gewesen und habe «geharnt» geantwortet. Lonhard selbst ist zur Zeit im Urlaub.

Federsee-Museum wird wiedereröffnet

(PM) Das Federsee-Museum, Zweigmuseum des Württembergischen Landesmuseums und des Staatlichen Museums für Naturkunde Stuttgart, wird nach zweieinhalbjähriger baubedingter Schließung wiedereröffnet. Der offizielle Festakt findet am Samstag, 10. Juni ab 14 Uhr im Großen Kursaal in Bad Buchau statt. Am Sonntag, 11. Juni, wird zum großen Museumsfest mit vielseitigem Programm geladen.

Zielsetzung des auch architektonisch bedeutenden (gebaut vom Stuttgarter Architekten Manfred Lehmbruck) und nach neuesten klimatechnischen Gesichtspunkten ausgestatteten Museums ist es, Archäologie und Landschaftsgeschichte des Federseeraumes zu vermitteln.

Der Bogen der ausgestellten Objekte spannt sich vom späteiszeitlichen Jagdlager an der Schussenquelle über die berühmten jungsteinzeitlichen Moorsiedlungen und die bronzezeitliche Wasserburg Buchau – das «schwäbische Troja» – bis zum spät-keltischen Weihefund aus dem Moor bei Kappel. Ein naturkundlich-historischer Ausstellungsteil bietet Einblicke in Werden und Vergehen der Naturlandschaft, die einst bedeutende Torfindustrie und das heutige Naturschutzgebiet.

Landwirtschaft und Naturschutz als Einheit

(lsw) Ein neues Modellprojekt in Oberschwaben will Naturschutz und Landwirtschaft in Einklang bringen. Baden-Württembergs Umweltminister Harald B. Schäfer (SPD) und Landwirtschaftsminister Gerhard Weiser (CDU) stellten das Projekt in Leutkirch vor. An ihm sind auch der Landkreis Ravensburg sowie die Städte Leutkirch und Isny beteiligt.

Von dem Projekt, das ausschließlich auf Freiwilligkeit beruht, sollen sowohl der Naturschutz als auch die Landwirtschaft profitieren. Die Mittel von jeweils einer Million Mark pro Jahr aus beiden Ministerien sollen überwiegend «bei den Bauern landen», betonten beide Minister übereinstimmend. Das Projekt ist zunächst auf fünf Jahre angelegt mit dem Ziel, ein «Selbstläufer» zu werden. Es umfaßt im «oberschwäbischen Moor- und Hügelland» eine Fläche von 10 000 Hektar.

Naturschutzgebiete seien häufig zu klein und unterlägen zudem einer «fortschreitenden Verinselung», sagte Schäfer. «Wir brauchen großflächigen Naturschutz.» Auch wenn in Baden-Württemberg im vergangenen Jahr 48 neue Naturschutzgebiete mit einer Gesamtfläche von 7000 Hektar ausgewiesen wurden, sei dadurch das Artensterben nicht verhindert worden. «Daran gibt es nichts zu deuteln.»

Der Landwirtschaft soll das Projekt unter anderem die Möglichkeit bieten, Vermarktungsstrukturen für einheimische Produkte zu schaffen. Minister Weiser verwies darauf, daß die von der Gesellschaft gewünschten ökologischen Leistungen von der Landwirtschaft nicht zum Nulltarif erbracht werden könnten und ausgeglichen werden müßten. Von dem Projekt erhoffe man sich auch Erkenntnisse, ob die Erzeugnisse ökologischer Produktionsweisen von den Verbrauchern verstärkt angenommen und durch höhere Preise honoriert werden.

Auch die Belange der Forstwirtschaft, des Fremdenverkehrs, der Siedlungspolitik sowie der Wirtschaft und des Gewerbes sollen in

das Projekt integriert werden. Dabei gelte der Grundsatz: «Konsens von unten und nicht Anordnung von oben», unterstrichen die beiden Minister.

Jugend erforscht Schwund des Uracher Wasserfalls

(lsw) Wird der Uracher Wasserfall immer kürzer? «Eine Tendenz gibt es schon», meint Svenja Tilgner. Die 18jährige Gymnasiastin aus Metzingen muß es wissen. Mit ihren Mitschülern Sebastian Krieg und Ulrich Nagengast hat sie ein Jahr lang die einzigartige Wasserfallkaskade am Aufstieg der Schwäbischen Alb unter die Lupe genommen. 185 Messungen und 370 Wasserproben brachten erstaunliche Ergebnisse. Täglich scheidet das sprudelnde Naß aus der Karstquelle bei Bad Urach rund 163 Kilo Kalk ab. «Das sind 60 Tonnen im Jahr», rechnet Nagengast (18) vor. Ältere Untersuchungen hatten eine Ausschüttung von nur 23 Kilo pro Tag ergeben. Für die neuen Erkenntnisse erhielten die drei Nachwuchswissenschaftler bei Baden-Württembergs Landeswettbewerb «Jugend forscht» den ersten Preis in Geo- und Raumwissenschaften. Noch etwas fanden die Metzinger heraus: Am Fuße des Wasserfalls wächst die abgelagerte Kalkmenge, so daß sich die Fallhöhe verkürzt. Bisher hieß es, der Wasserstrahl sei 37 Meter lang; aber die Schüler errechneten 34,40 bis 35,97 Meter Fallhöhe.

Der 30. Wettbewerb bestätigte einmal mehr den Ruf Baden-Württembergs als Land der Bastler und Tüftler. Während nicht wenige der 38 eingereichten Arbeiten technische Geräte und computerunterstützte Versuchsergebnisse präsentierten, gab es auch Projekte, in denen eine große Natur- und Heimatverbundenheit der jungen Forscherinnen und Entdecker sichtbar wurde. Nicht das Werkeln im stillen Kämmerlein war angesagt; die von wissenschaftlicher Neugier gepackten Jugendlichen zog es zu Feldstudien ins Freie.

«Ich habe mich immer schon für Bergbau interessiert», erzählt Uwe

Meyerdirks aus Altdorf im Schönbuch. Mit Arbeitsweisen von Geologen und Historikern wies er nach, daß es im Wald zwischen Tübingen und Böblingen im 18. und 19. Jahrhundert «eine ganze Reihe von Versuchen gegeben hat, Kohle, Eisen, Silber und Gold abzubauen». Der jetzt 20jährige suchte längst vergessene Stollen und Abraumstellen auf und trug Gesteinsfunde zusammen. Über den Bergbau im Schönbuch sei bisher wenig bekannt, sagt Meyerdirks. So weisen etwa Höhlenführer die Schlierbachhöhle bei Einsiedel als Naturhöhle aus; aber es handle sich um einen alten Bergwerksstollen. Auch Sarah Simon aus Bietigheim-Bissingen zog eine Feldstudie dem Bücherwälzen vor. In ihrer Freizeit drehte die 18jährige einen Dokumentarfilm über das Schwimmverhalten von Enten. Bei Mannheim widmete sich Ariane Sinn zwei Jahre dem Pflanzenwuchs auf Schwemmsand am Rheinauer See. Wie sie als damals Zwölfjährige zu ihrem Hobby kam? «Ich hatte meinen Sandkasten lange nicht mehr benutzt und wunderte mich, als dort eines Tages Moose und Kräuter wuchsen», berichtet die Gymnasiastin.

Einen außergewöhnlichen Forschertrieb bewies Hanno Schäfer aus Weikersheim im Main-Tauber-Kreis. Sechs Jahre durchfuhr der jetzt 19jährige mit seinem Fahrrad das Taubertal – immer auf der Suche nach Ackerwildkräutern, die er in Landkarten verzeichnete. Dabei wies der Schüler 136 Arten nach, von denen 18 Prozent bedroht sind. Die größte Überraschung war für ihn die Entdeckung der Großen Breitsame (*Orlaya grandiflora*). Diese Pflanze galt seit 1972 als verschollen. Seitdem beobachtet Schäfer am Feldrand jährlich fünf bis zehn Triebe der seltenen Blume. Seine Entdeckung wird aufgenommen in die Neuauflage des Standardwerks über Blütenpflanzen in Baden-Württemberg. Für seine Bemühungen erhielt der Gymnasiast den ersten Landesjugendpreis in Biologie.

Der Kronschatz funkelt wie neu

(STN) Würdig und prächtig schauen die Majestäten im Rund des Kunstkammerturms im Alten Schloß aus goldenem Rahmen. Württembergs erster König Friedrich von Napoleons Gnaden, dann Wilhelm I., König Karl, seine Gattin Olga aus russischem Zarenhaus, der auch der berühmte Maler Winterhalter keine glücklicheren Züge verleihen mochte, und Wilhelm II., mit dem 1918 die Monarchie zu Ende ging. Was blieb, sind die Insignien ihrer Macht, denen eine Verschönerungskur beim Restaurator Peter Heinrich neuen Glanz verlieh.

Zehn Tage war der wohl kostbarste Schatz des Württembergischen Landesmuseums aus den Vitrinen verschwunden, jetzt können die Kleinkindern wieder bewundert werden.

Die zweite Klasse der Merzschule mit ihrer Lehrerin Cecile Wahl gehört zu den ersten Besuchern. «Oooh», staunt ein Bub angesichts der reich mit Edelsteinen verzierten Krone, «die ist bestimmt ganz schwer.» Heiner Holtbrügge vom Museumspädagogischen Dienst erklärt den Kindern, daß der neue König, der dicke Friedrich, natürlich eine Krone brauchte, daß sie Wilhelm umarbeiten und lauter Edelsteinknöpfe und Agraffen von Schuhen und Westen verwenden ließ. Melina erkennt gleich, daß es Diamanten und Smaragde sind. «Weil mein Papa Schmuck verkauft», klärt sie über die Gründe ihres Fachwissens auf. Fasziniert betrachten die kleinen Evas das Prunkgeschmeide mit Collier, Armbändern, Ohrgehänge und den beiden prachtvollen Diademen der Königinnen Pauline und Charlotte aus funkelnden Diamanten, während die Buben mehr das Zepter bestaunen. 1918, als die Demokratie ausgerufen wurde, mußten Königs das alles rausrücken. Praktisch gehört der Kronschatz jetzt uns, dem Volk. Wenigstens zum Bestaunen. Hinter Panzerglas.

Verkäufliche Baudenkmale in neuem Katalog

(lsw) Ein neuer Katalog «Verkäufliche Baudenkmale zwischen Neckar und Bodensee» ist in Tübingen erschienen. Bei der Vorstellung meinte Regierungspräsident Max Gögler, seit 1982 sei der Prospekt unentbehrlich. Er werde zum fünftenmal herausgegeben, um verkaufswillige Eigentümer und Interessenten zusammenzubringen. Die Bilanz könne sich sehen lassen: Von 25 Objekten im Katalog 1993 werden 16 von neuen oder alten Eigentümern saniert und acht nun wieder angeboten; ein Gebäude wurde abgerissen. Frühere Aktionen seien ähnlich erfolgreich gewesen. Der neue Prospekt enthält insgesamt 18 Baudenkmale. Es handelt sich um Bauernhäuser und andere traditionelle Bauformen. Darunter sind eines der ältesten Bauernhäuser Südwürttembergs, das um 1500 in Meckenbeuren (Bodenseekreis) erbaut wurde, und eines der ältesten auf der Schwäbischen Alb, das 1550 in Zwielfalten (Kreis Reutlingen) entstand. Als Kleinode gelten ein barockisierendes Teehaus von 1912 in Blaustein-Herrlingen (Alb-Donau-Kreis) sowie ein eingeschossiges Holzhaus in Albstadt-Ebingen (Zollernalbkreis), das 1923 von den berühmten Deutschen Werkstätten Hellerau bei Dresden entworfen wurde und zu den ersten Fertighäusern Deutschlands gehört.

Risse klaffen in der Lauffener Stadtmauer

(HSt) Eine 20 Zentimeter breite Spalte klafft in der Lauffener Stadtmauer. Wenn nichts unternommen wird, übersteht das Bauwerk den nächsten Winter nicht. Der Gemeinderat hat deshalb beschlossen, den akut gefährdeten Abschnitt für etwa 320 000 Mark zu sanieren. Der fünf Meter lange senkrechte Riß durchzieht die nördliche Stadtmauer beim Zementwerk. Die Mauer ist an der Stelle 1,70 Meter stark. Sie besteht aus zwei Kalksteinmauern, zwischen denen Steine und Bauschutt

aufgefüllt wurden. Dort ist im Lauf der Jahre Wasser eingedrungen, hat Samen mitgeschwemmt, so daß inzwischen mächtige Sträucher wachsen, deren Wurzeln den Riß immer größer werden lassen. Außerdem hat sich das Füllmaterial gesetzt und übt jetzt einen mächtigen Druck auf die Mauer aus.

Eine Fachfirma hat die gesamte Stadtmauer an dieser Ecke untersucht und festgestellt, daß eine Fläche von etwa 150 Quadratmetern hergerichtet werden muß. Zunächst werden die Fugen der äußeren Mauerschicht abgedichtet. Im zweiten Schritt wird das Füllmaterial zwischen den Mauern mit einem Bindemittel verfestigt, danach auch noch das Erdreich direkt hinter der Mauer. Weil das Bauwerk unter Denkmalschutz steht, kann Lauffen mit einem Zuschuß des Landesdenkmalamts von etwa 100 000 Mark rechnen. Die Sanierung soll in diesem Frühsommer beginnen, damit die Mauer vor dem ersten Frost wieder ihre alte Standsicherheit hat. Bürgermeister Manfred Kübler machte den Gemeinderat darauf aufmerksam, daß in den kommenden Jahren noch öfter mit solchen Schäden gerechnet werden muß, schließlich ist die Stadtmauer nicht mehr die jüngste.

Haller Sulferturm soll Museum werden

(swp) Für den 750 Jahre alten Sulferturm in Schwäbisch Hall wird nach einer musealen Nutzung gesucht. Das Bauwerk diente zunächst als Tor an einer Furt, später wurden dort offenbar «privilegierte Delinquenten» eingekerkert; vor 90 Jahren wurde der Turm als Verteilerstation für die Stromversorgung zweckentfremdet. Jetzt wird darüber nachgedacht, ob dort die Geschichte der Salzgewinnung und des Haalviertels dokumentiert werden soll. Auch eine Darstellung der historischen Strafjustiz ist im Gespräch. Der Turm gehört dem örtlichen Verein der Siedensberechtigten.

Auf dem Schlifffkopf steht wieder ein Hotel

(STZ) Auf 22 Millionen Mark Baukosten und eine Menge Ärger beim Genehmigungsverfahren blickt Hotelier Erich Fahrner senior zurück, aber jetzt ist sein Hotelneubau auf dem Schlifffkopf an der Schwarzwaldhochstraße wiedereröffnet. Das beliebte Hotel war am 17. Oktober 1991 bei einem Brand zerstört worden. Bei dem Feuer war auch sämtliches Hab und Gut der Hoteliersfamilie verlorengegangen. Der Neubau hatte sich durch immer wieder neue Naturschutzauflagen verzögert: Parkplätze wurden reduziert, ein Kinderlift wieder abgebaut, dem Schlifffkopf-Ranger sogar extra ein Büro eingerichtet.

Temperatur schwankt: Kirchenkunst ist in Gefahr

(lsw) In vielen baden-württembergischen Kirchen sind nach Informationen der «Stuttgarter Nachrichten» aufgrund von mangelhaften Heizungen wertvolle Altäre, Orgeln, Tafelbilder und Skulpturen gefährdet. Beim Landesdenkmalamt rechnet man mit Sanierungskosten in zweistelliger Millionenhöhe.

Allein in der Schwäbisch Haller Großkirche St. Michael – Kulisserie für die bekannten Freilichtspiele – seien jetzt in einer kurzfristigen Kampagne 86 Kunstwerke notgesichert worden. Nach Angaben der Zeitung müssen zur Behebung des Schadens im Innenraum von St. Michael 1,2 Millionen Mark bereitgestellt werden. Auch das Münster von Schwäbisch Gmünd und die Esslinger Kirche St. Dionys zählen laut Denkmalamt zu den Hauptpatienten.

Als Auslöser des zunehmenden Zerfalls der Kunstobjekte gelten sprunghafte Temperaturschwankungen und zu warm beheizte Kirchenräume. Oft veraltete Heizungen müßten nun nachgerüstet werden. Zudem dürften Richtwerte, die für das Raumklima zwölf bis 14 Grad vorschreiben, nicht mehr überschritten werden.

DER FEINE UNTERSCHIED



Kunst kommt von Können.

Und das soll so bleiben.

Nicht immer kann ein Künstler zeigen,
was er kann. Ausstellungen sind teuer,
geeignete Räume sind knapp. Hier sehen
wir von der Württembergischer Hypo seit
langem eine gesellschaftliche Verpflichtung,
Kunst dadurch zu fördern, daß zeitgenössische
Künstler ihre Werke in unseren Geschäfts-
räumen ausstellen und verkaufen können.

Gewiß: Eine Bank ist keine Galerie.

Aber doch ein Teil der Öffentlichkeit, die
ohne lebendige Kunst ärmer wäre.

Gut, daß es den feinen Unterschied gibt.

Württembergischer
Hypo



«Frühblüher» nicht sinnlos pflücken!

(PM) Bevor im Frühjahr die Bäume austreiben und die lichten Laubwälder mit ihrem saftig-grünen Blätterdach den Waldboden beschatten, kann man jedes Jahr aufs Neue ein immer wieder faszinierendes Ereignis beobachten: Die Blüte der Frühjahrsblüher. Besonders weiße, gelbe und blaue Farben dominieren am noch tristen graubraunen Boden. Kurz nachdem zaghaft Hasel und Seidelbast ihre Blüten ausgebildet haben, explodieren gleichsam farbige Blütenmeere, von denen manche auch im Garten erscheinen, vor allem Schneeglöckchen und Krokusse. Auf Trockenrasen und auf Heiden sind dies vor dem Wachstum der hohen Stauden Träubelhyazinthen, Küchenschelle und Frühlingsenziane. An Waldrändern und Wegen sind es Huflattichblüten und im Wald bedecken Märzenbecher und Anemonen, der wohlduftende Bärlauch, Leberblümchen, Lungenkraut, Blausterne, Aufrechte Schlüsselblumen, Scharbockskraut, manche Veilchenarten, Lerchensporn und die grünblühende Stinkende Nieswurz in oft großer Zahl den Waldboden. Sie alle müssen durch ihre auffällige Farbgebung die wenigen zu dieser Jahreszeit aktiven Insekten auf sich aufmerksam machen, um sich bestäuben zu lassen. Sie bieten ihnen im Gegenzug reiche Nahrungsvorräte. Nur bei Haseln wird die Bestäubung vom Wind übernommen. Aktiv sind z. B. Honigbienen und Hummeln, manche Wildbienen-, Fliegen- und Mückenarten. Die Bestäubung muß frühzeitig erfolgen, damit die Pflanzen für die Fruchtbildung noch genügend Licht bekommen, bevor höhere Pflanzen sie beschatten. Auch gilt es, die jahreszeitlich bedingte hohe Bodenfeuchtigkeit optimal auszunutzen. Licht, Wärme und Feuchtigkeit benutzt die Pflanze zur Energiegewinnung, um ihre Früchte zum reifen zu bringen und neue Kraft in Wurzelknollen, Zwiebeln oder dicke unterirdische Sprosse zu stecken. Mit dieser Strategie, dem Einziehen in den Boden, überdauern die Pflanzen dann die trockene und schattige

Sommerperiode, auf jeden Fall aber den kalten Winter. Die in den Speicherorganen eingelagerten Nährstoffe ermöglichen den Pflanzen im nächsten Frühjahr ein rasches Austreiben und den Sieg im Wettlauf um das Licht.

Auch wenn diese Frühjahrsboten das Herz der Naturfreundinnen und Naturfreunde jedes Jahr aufs Neue erfreuen, sollten keine Pflanzen oder Pflanzenteile gepflückt, abgerissen oder gar ausgegraben werden. Den Insekten werden dann ihre wichtigen Nahrungsgrundlagen entzogen. Außerdem stehen viele Pflanzen unter Naturschutz, und oft sind ihre ursprünglichen Standorte verschwunden oder aber stark gefährdet wie z. B. Trockenrasen. Deshalb trägt die lokale Häufigkeit oft stark über den tatsächlichen Bestand hinweg. Viele Arten, wie zum Beispiel Märzenbecher oder Küchenschellen, kommen in Baden-Württemberg nur noch an wenigen Standorten vor.

Vor allem der gesetzliche Schutz, die Ausweisung von Natur- und Landschaftsschutzgebieten, Naturdenkmälern und anderen geschützten Biotopen und Grünbeständen durch die Naturschutzverwaltung tragen dazu bei, diese Naturschönheiten unserer Heimat auch in Zukunft zu erhalten, nicht zuletzt damit wir uns jedes Jahr auf's Neue daran erfreuen können. Wir sollten alle durch unser Verhalten zur Erhaltung dieser gefährdeten Frühjahrsboten beitragen.

Deshalb:

- Wege nicht verlassen
- Keine Pflanzen pflücken oder allenfalls nur kleine Sträuße von bekannten und nicht geschützten Pflanzen, die häufig sind.

«Schleglerkasten» wurde zum Bürgerhaus

(HT) Rechtzeitig vor Beginn vieler Veranstaltungen zur Erinnerung an die Gefangennahme der Schlegler im Jahr 1395 und die Kriegszerstörung des Städtchens 1945 wurde der renovierte «Schlegler-Kasten» wieder an die Gemeinde Heimsheim im Enzkreis übergeben. Die Schlegler, eine

Vereinigung von Rittern, hatten sich im 14. Jahrhundert unter dem Wahrzeichen des Schlegels vom Landesherrn losgesagt und machten die Gegend zwischen Ludwigsburg und Pforzheim unsicher. Im Jahr 1395 kannte Landesherr Eberhard der Milde keine Gnade, belagerte die in Heimsheim versammelten Schlegler und ihre Fluchtburg und nahm sie gefangen. Das «Kuratorium Schleglerschloß» bemühte sich seit 1985 darum, daß das Gebäude saniert wurde. 2,5 Millionen Mark investierte dann das Land als Eigentümer in die Außenrenovierung, 1,6 Millionen Mark in den Innenausbau. 650 000 Mark steuerte die Gemeinde bei, die jetzt einen Nutzungsvertrag über 30 Jahre mit dem Land abgeschlossen hat. Auf vier Etagen ist nun reichlich Platz für die örtlichen Vereine. In zwei Geschossen liegen Versammlungsräume für rund 200 Personen.

Gefährdung der Fische im Land hat abgenommen

(lsw) Die Fische in den baden-württembergischen Gewässern sind jetzt weniger gefährdet als noch vor einigen Jahren. Landwirtschaftsminister Gerhard Weiser führt dies auf umfangreiche Anstrengungen der Landesregierung und der Kommunen zur Reinhaltung der Ströme, Flüsse und Bäche zurück. Bislang gefährdete Arten wie Bachforelle und Blaufelchen seien aus der Roten Liste herausgenommen und den ungefährdeten Arten zugeordnet worden. Allerdings dürfe dies nicht dazu verleiten, bei den Anstrengungen des Fischschutzes nachzulassen, sagte Weiser anlässlich der Vorstellung der Broschüre «Fische in Baden-Württemberg – Gefährdung und Schutz» in Stuttgart. Der Minister erinnerte daran, daß in Baden-Württemberg das Recht zur Nutzung der Fischbestände untrennbar mit der Pflicht zu deren Hege und Pflege verbunden sei.

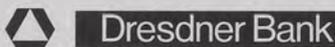
Die Dichterin
Annette von
Droste-Hülshoff
auf dem Zwanzig-
markschein.



Wer ist schon wunschlos glücklich? Was dem einen sein Traum-Mobil, ist dem anderen seine Traum-Immobilie. Oder die Mobilität nach dem Arbeitsleben.

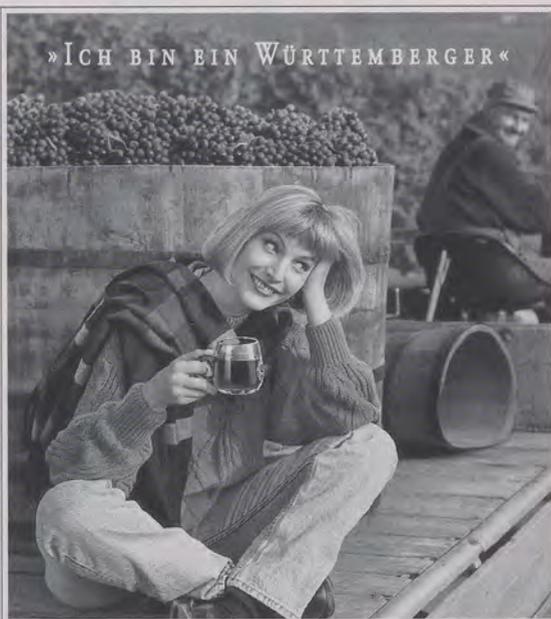
Manches sollte man ganz unromantisch sehen.

Am besten, Sie gehen auf dem Weg zum Ziel erstmal bei der Dresdner Bank vorbei. Denn bei uns bekommen Sie alles Wichtige mit auf den Weg: Rat und Tat in allen Geld- und Finanzfragen. Mit Blick für die Wirklichkeit, wie im Werk der Annette von Droste-Hülshoff.



Dresdner Bank

DEUTSCHE WEINREBECHN/DIE G.E.W.



Was macht den Württemberger Wein so unverwechselbar? Neben dem Klima, den tiefgründigen Böden und den hochwertigen Rebsorten ist es vor allem das Können biesiger Weingärtner und Kellermeister. Ist ihnen doch ein Wein zu verdanken, der in puncto Qualität und Sortentypik seinesgleichen sucht.

KENNER TRINKEN  WÜRTEMBERGER

Wir schaffen Freiräume

Ein Blick ins Land

zeigt jedermann die Vielfalt und den Abwechslungsreichtum unserer schwäbischen Heimat. Ein Blick ins Land dokumentiert auch die vielen verschiedenen Seiten der LEG – des landeseigenen Städte- und Wohnungsbauunternehmens. Unsere Leistungen reichen vom Wohnungsbau bis zu Infrastrukturmaßnahmen, vom Universitäts- und Klinikbau bis zur Stadtsanierung, von Konversionsmaßnahmen bis zum Umweltschutz.



Wer nach preiswertem Wohneigentum sucht, sei es als Eigennutzer oder als Kapitalanleger, findet in der LEG das führende Unternehmen des Landes – und mit ihr attraktive Objekte von Mannheim bis Konstanz, von Freiburg bis Ulm. Mit einem Wort: im ganzen Land. Über

unser aktuelles Angebot informieren wir Sie gerne ausführlich. Wir beraten Sie auch in allen Fragen der Finanzierung. Wir schaffen Freiräume – dafür sind wir da.

COUPON

- Ich möchte die LEG und ihr Angebot kennenlernen. Informieren Sie mich bitte über:
 - Eigentumswohnungen
 - Eigentumswohnungen zur Vermietung
 - Eigenheime
 - 1- bis 2-Zimmer-Wohnungen
 - 3- bis 4-Zimmer-Wohnungen
 - größere Wohnungen und Häuser
 - Senioren-Wohnungen
 - Gewerbliche Immobilien

Gewünschter Standort: _____

Name, Straße _____

PLZ/Ort, Telefon privat/geschäftlich _____



LEG

LEG Landesentwicklungsgesellschaft Baden-Württemberg mbH
70182 Stuttgart · Katharinenstraße 20 · Telefon (07 11) 21 77-220

Bauen auf sicherem Grund

Seminaristen beleben «Weltkulturerbe»

(epd) Seitdem die Denkmalpflege ihr Augenmerk noch strenger auf das «Weltkulturerbe» Kloster Maulbronn richtet, wird auch das Leben der rund 50 Schülerinnen und Schüler am Evangelischen Seminar dort immer wieder tangiert. So darf das prächtige Chorgestühl der Klosterkirche, das inzwischen auch einige «historische» Schnitzereien zahlreicher Seminaristengenerationen enthält, nicht mehr betreten werden. Die international besetzten Klosterkonzerte, die seit Jahren vom Seminar organisiert werden, müssen sich neuerdings besser mit den touristischen Führungen abstimmen. Gab es bislang immer nur eine Führung nach der anderen, so müssen probende Künstler jetzt mit vier Gruppenführungen gleichzeitig in den Klosterräumen rechnen. Auch die Umgestaltung des gesamten Klosterhofs mit seiner lockeren Schotterfläche hat nicht nur eine optisch schöne, sondern auch eine praktisch schwierige Seite.

Das Unesco-Weltkulturerbe ist, wie Seminar-Ephorus Markus Henrich in einem Gespräch sagte, für die jungen Leute aber ein lebendiger Organismus und kein «keimfreies Museum». Trotz des Besucheransturms seit der Unesco-Entscheidung im Dezember 1993 lebten die Mädchen und Jungen, die dort die Klassen 9 und 10 absolvieren, größtenteils bewußt in einer jahrhundertealten Seminartradition. Der Schul- und Internatsleiter sei gleichzeitig Hausherr in der Klosteranlage, die im Eigentum des Landes Baden-Württemberg ist und im denkmalpflegerischen und touristischen Bereich auch vom Staatlichen Liegenschaftsamt verwaltet wird. Die Seminaristen nützten die Veränderungen auch, erläuterte Henrich. Kleine Sonntagskonzerte, auf dem Klosterhof improvisiert, brächten Spenden für bestimmte Projekte. Als «außerordentliche Belustigung» empfänden es die Halbwüchsigen, wenn sich Bräute bei den immer zahlreicher werdenden Hochzeitsfoto-Terminen auf Oldtimern in romantischen Nischen des Klosters räkelten.

Keine Störung stellten dagegen die interessierten Gruppen dar, die zunehmend direkt ins Seminar kommen, um sich dort über die einstige «Eliteschule» Württembergs zu informieren.

Auch heute stammen die meisten Schülerinnen und Schüler aus dem Großraum Stuttgart, doch nach und nach entdecken auch Mädchen und Jungen aus dem badischen Umland das altsprachliche Seminar mit deutlichem Schwerpunkt in Musik und Religion für sich. Seit den siebziger Jahren hat sich einiges verändert. Die Schule hat sich auch für Mädchen geöffnet, bei denen sie sehr beliebt ist. Wegen der auch denkmalschutzbedingten Beschränkungen ist die Unterbringung aber begrenzt. Bereits seit Jahren ist auch die Verpflichtung ausgesetzt, nach den Seminarjahren in Maulbronn und anschließend Blaubeuren in den Kirchen- oder Staatsdienst zu gehen. Ephorus Henrich unterstrich, daß gerade in einer Zeit ständigen Fortbildungszwangs im Beruf christlich-humanistische Werte neben der charakterlichen und der formalen Bildung wesentlich seien.

Drei Boller Jubiläen in diesem Jahr

(lsw) Drei Gründe für Jubiläumsfeiern hat in diesem Jahr die Gemeinde Boll. Das Kurhaus mit der seit 1595 gefaßten Schwefelquelle besteht 400 Jahre, die Evangelische Akademie 50 und der Gemeindeverwaltungsverband Raum Bad Boll 25 Jahre.

Das Kurhaus gehört der Herrnhuther Brüdergemeinde. Außer der Schwefelquelle werden auch eine in 467 Meter Tiefe mit 49 Grad erschlossene Thermalquelle und der lokale Fangoabbau genutzt. An der Akademie waren in der Nachkriegszeit viel Prominente zu Gast – darunter Konrad Adenauer, Theodor Heuss und Rudi Dutschke. Zur ersten Tagung hatte 1945 noch über einen amerikanischen Pfarrer Mobiliar beschafft werden müssen.

PERSÖNLICHES

Am 17. März 1995 haben Prof. Dr. *Theo Müller* und Prof. Dr. *Friedrich Weller* ihren 65. Geburtstag feiern können. Die Vertreter des Fachbereichs Landespflege an der Nürtinger Fachhochschule haben aus diesem Anlaß für ihre pensionierten Kollegen eine Festschrift geschaffen und in einer würdigen Veranstaltung überreicht: Landschaftsökologie und Vegetationskunde als Grundlage der Landnutzung. Nürtinger Hochschulschriften Nr. 13.

Der bedeutende Historiker und Heimatforscher Dr. *Wilhelm Kohlhaas* ist am 19. Februar im Alter von 95 Jahren in Stuttgart gestorben. In Waiblingen als Sohn einer alten württembergischen Arzt- und Beamtenfamilie geboren, studierte Kohlhaas nach dem Abitur auf dem Stuttgarter Karls gymnasium Jura. Seine Karriere als Amtsrichter und Staatsanwalt endete 1933: Er wurde abgelöst, weil er sich gegen die Nationalsozialisten gestellt hatte. Kohlhaas widmete sich fortan verstärkt der Heimatforschung und der Schriftstellerei. Im Zweiten Weltkrieg wurde er schwer verwundet. Kurz vor Kriegsende verhinderte er durch sein entschlossenes Auftreten die sinnlose Verteidigung, die möglicherweise die Zerstörung seines damaligen Wohnorts Neuhausen auf den Fildern nach sich gezogen hätte. Aufgrund seiner Kriegsverletzungen mußte er 1960 den Dienst als Regierungsdirektor quittieren.

Zu den bekanntesten Büchern von Kohlhaas gehören neben zwei Bänden der «Chronik der Stadt Stuttgart» der Roman «Die Schillerbrüder» über das Kap-Regiment und die Erinnerungen des Esslinger Wachtmeisters Benedikt Peter in den napoleonischen Kriegen. Darüber hinaus veröffentlichte er unter anderem eine Biographie des ersten Bundeswohnungsbauministers Eberhard Wildermuth. Kohlhaas setzte sich auch für den Erhalt seiner Umwelt ein. Von 1956 bis 1959 war er Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes und engagierte sich in der Arbeitsgemeinschaft zum Schutz von Hochrhein und Bodensee gegen die Pläne, diesen Teil des Flusses schiffbar zu machen.